Victor Hugo's

sämmtliche Werke,

übersetzt von Mehreren.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von L. F. Rieger & Comp.

1839.

Notre-Dame

oder

die Liebfrauenkirche zu Paris.

Ein historischer Roman

übersetzt

von

Friedrich Seybold.

II.

I.

Die beiden Schwarzröcke.

Der Mann, welcher eintrat, trug einen schwarzen Rock und war von finsterem Ansehen. Unser Freund Johannes, der, wie man sich denken kann, sich in seinem Winkel so eingerichtet hatte, daß er alles hören und sehen konnte, wunderte sich ausnehmend über das Wesen von Traurigkeit, das in der ganzen Kleidung und dem Gesichte des Ankömmlings lag. Es war gleichwohl auf demselben Gesichte eine gewisse Milde verbreitet, aber nur die Sanftheit einer Katze oder eines Richters, eine süßliche Süßigkeit. Der Mann war ganz grau, runzlig, nahe an 60 Jahre alt, weiße Augbraunen, schielend, herabhängende Unterlippe und plumpe Hände. Als der Mühlenhans sah, daß es nichts weiter sey, als dieses, das heißt ein Arzt oder eine Gerichtsperson, und daß des Mannes Nase sehr weit vom

Mund abstund, was ein Zeichen von Dummheit ist, drückte er sich in seine Ecke und machte sich gefaßt, eine unbestimmte Zeit in übler Stellung und schlechter Gesellschaft zuzubringen.

Der Archidiakonus hatte beim Erscheinen dieser Person sich nicht einmal von seinem Sitze erhoben. Er gab ihm bloß ein Zeichen, sich auf einem Schemel niederzulassen, der nahe an der Thüre stand, und nach einigen Augenblicken, in welchen er einen früher gefaßten Gedanken zu verfolgen schien, sagte er zu ihm mit der Miene eines Protektors: Guten Morgen Meister Jakob!

Ich grüße Euch, Meister, antwortete der Schwarzrock.

Es lag in den beiden Arten, womit einerseits dieses Meister Jakob, andererseits dieses einfache Meister ausgesprochen wurde, der Unterschied zwischen gnädigster Herr und Herr. Es war augenscheinlich eine Begrüßung zwischen dem Lehrer und dem Schüler.

Nun, fuhr nach einem neuen Stillschweigen der Archidiakonus fort, kommt Ihr zu Stande?

He! mein Meister! erwiederte der andere mit einem traurigen Lächeln, ich schüre immer das Feuer. Asche genug, aber nicht ein Stäubchen Gold.

Ich rede jetzt nicht davon, Meister Jakob Charmolue, sagte der Archidiakonus mit einer Geberde der Ungeduld, sondern von dem Prozeß eures Hexenmeisters. Heißt er nicht Marc Cenaine? Ist es nicht der

Schaffner des Rechenhofes? Gesteht er seine Zauberei? Hat die peinliche Frage Wirkung gethan?

Leider nein! antwortete Meister Jakob mit dem nämlichen traurigen Lächeln, wir haben diese Consolation noch nicht erlangen können. Dieser Mensch ist ein Kieselstein, wir könnten ihn in Oel sieden, ohne daß er etwas gestände. Gleichwohl sparen wir nichts, um die Wahrheit zu erfahren. Alle seine Glieder sind auseinander gerissen, wir haben bereits alle Grade der Folter angewendet. Alles vergebens. Das ist ein schrecklicher Mensch.

Habt Ihr nichts Neues in seinem Hause gefunden?

O ja, antwortete Meister Jakob und griff in seine Tasche, dieses Pergament. Es stehen Worte darauf, die wir nicht verstehen, obgleich der Advokat des Criminalgerichts ein wenig Hebräisch weiß, das er im Prozeß der Juden der Straße Kentersten zu Brüssel gelernt hat.

Bei diesen Worten rollte Meister Jakob ein Pergament auf. Gebt her! sagte der Archidiakonus. Reine Magie! Meister Jakob! Emen-Hetan! das ist der Ruf der Vampyrn, wann sie zum Sabbath kommen. Per ipsum, et cum ipso, et in ipso! das ist das Machtwort, das den Teufel in der Hölle fesselt: Hax, Pax, Max, das ist medizinisch, eine Formel gegen den Biß wüthender Hunde. Meister Jakob! Ihr seyd Prokuratur des Königs in Sachen der Kirche. Das ist ein abscheuliches Pergament.

Wir werden den Mann abermals auf die Folter bringen. Hier ist etwas, was wir noch weiter gefunden haben.

Es war ein Brennkolben der nämlichen Art, wie diejenigen, die auf dem Ofen des Archidiakonus standen.

Aha! sagte er, ein alchymistischer Destillirkolben.

Ich muß gestehen, fuhr Meister Jakob mit seinem furchtsamen und linkischen Lächeln fort, daß ich in meinem Ofen einen Versuch damit gemacht habe, der aber nicht besser gelungen ist, als mit dem meinigen.

Der Archidiakonus untersuchte das Gefäß. Was hat er da eingegraben? Och! Och. Das Wort, womit man die Flöhe vertreibt! Dieser Marc Cenaine ist ein Ignorant! Ich glaube wohl, daß Ihr damit kein Gold zu Stande bringt!

Weil wir im Kapitel der Irrthümer sind, sagte Meister Jakob; ich habe so eben, ehe ich heraufstieg, das untere Portal studirt. Seyd Ihr gewiß, hochwürdiger Meister, daß der Eingang des Werkes über Physik darin abgebildet ist, und daß unter den sieben nackten Figuren, die an den Füßen unserer lieben Frau stehen, diejenige, welche Flügel an den Sohlen hat, Merkurius ist?

Ja, erwiederte der Priester, Augustin Nypho schreibt es, jener italienische Doktor, der einen bärtigen dienstbaren Geist hatte, von dem er Alles erfuhr. Im Uebrigen will ich Euch das aus dem Texte erklären, wenn wir hinunter gehen.

Ich danke Euch, mein Meister, sagte Jakob Charmolue und bückte sich bis zur Erde nieder. Fast hätte ich vergessen, fügte er hinzu, wann soll ich denn die kleine Zauberin fassen lassen?

Welche Zauberin?

Die Zigeunerin, die Ihr wohl kennt, und die alle Tage, trotz des Verbots des Officials, ihre Künste in den Straßen von Paris treibt. Sie hat eine vom Teufel besessene Ziege, die liest, schreibt und versteht Mathematik, und die allein hinreichend wäre, die ganze Zigeunerwelt henken zu lassen. Es ist Alles vorbereitet zum Prozesse. Ein niedliches Geschöpf, diese Tänzerin, bei meiner armen Seele! Die schönsten schwarzen Augen, die man sich denken kann! Wann sollen wir mit dem Prozeß anfangen?

Der Priester war ganz blaß geworden.

Ich werde Euch das sagen, stotterte er in kaum vernehmbarem Tone. Dann nahm er sich zusammen und sagte: Für jetzt befördert den Prozeß von Marc Cenaine.

Seyd ruhig deßhalb, sagte Meister Jakob lächelnd, ich werde ihn, sobald ich zurückkomme, auf das lederne Brett bringen lassen. Er ist aber ein Teufelskerl, der selbst Pierrat Torterue müde macht. Die peinliche Frage im Haspel! Das ist das Beste, was wir haben. Er soll sie erstehen.

Der Archidiakonus war in tiefe Gedanken versunken. Er kehrte sich gegen Jakob Charmolue; Meister

Pierrat.... Meister Jakob, wollte ich sagen, für jetzt den Prozeß von Marc Cenaine!

Wohl, mein Meister! Er wird etwas durchzumachen haben! Warum geht er auch auf den Sabbath? Ein Schaffner des Rechenhofes, der den Text Karls des Großen kennen sollte: Stryga vel masca! Was die Kleine betrifft, Smeralda, wie man sie heißt, so werde ich darüber Eure Befehle erwarten. Wenn wir durch das Portal gehen, könnt Ihr mir auch erklären, wer der Gärtner ist, der sich am Eingang der Kirche befindet. Es wird wohl der Säemann im Evangelium seyn. An was denkt Ihr denn, Meister?

Der Priester, in sich selbst vertieft, hörte nicht auf ihn. Meister Jakob folgte der Richtung seines Blickes und sah, daß er ihn auf ein großes Spinnengewebe heftete, das in der obern Ecke der Fensteröffnung war. In diesem Augenblick fing sich eine Mücke, welche der von außen hereinleuchtenden Sonne zuflog, in dem Gewebe. So wie das Gewebe sich bewegte, fuhr die ungeheure Spinne aus ihrem Gehäuse heraus und faßte die Fliege mit ihren Zangen.

Arme Mücke! sagte Meister Jakob und streckte den Arm aus, sie zu retten.

Jetzt plötzlich erwachte der Archidiakonus aus seinen Träumen und faßte convulsivisch seinen Arm.

Weg, Meister Jakob! rief er aus, laßt sie machen, das ist das Verhängniß.

Meister Jakob wendete sich erschrocken um, denn er glaubte nicht anders, als daß eine eiserne Zange seinen Arm gefaßt habe. Das Auge des Priesters war verstört, flammend, fest auf die kleine furchtbare Gruppe der Fliege und der Spinne gerichtet.

O, sagte er mit einer Stimme, die aus der innersten Tiefe seiner Seele zu kommen schien, hier ist das Symbol von Allem. Sie fliegt dahin in Lust und Freude, sie sucht den Frühling, die frische Luft, die Freiheit! da fällt sie in das ausgebreitete Netz, die scheußliche Spinne stürzt hervor. Arme Tänzerin! Arme Fliege! Das Schicksal geht seinen unerbittlichen Gang fort. Laßt sie machen, Meister Jakob! Es ist das Verhängniß! Claudius, du bist die Spinne, du bist auch die Fliege! Du flogst der Wissenschaft, dem Licht, der Sonne zu, du suchtest die ewige Wahrheit, aber als du dich auf die strahlende Oeffnung stürztest, auf das Fenster der andern Welt, wo Klarheit und Anschauen ist, erblicktest du, eine blinde Mücke, nicht jenes feine Spinnengewebe, welches das Schicksal zwischen dich und das Licht gehängt hat; Thor, der du bist, du flogst mit allen Flügeln dahin, und jetzt hängst du in den eisernen Netzen des Verhängnisses! Meister Jakob, Meister Jakob, laßt die Spinne machen!

Ich versichere Euch, sagte Jakob Charmolue, der von Allem diesem nichts verstand, daß ich sie nicht berühren will; aber laßt doch um Gotteswillen meinen Arm los, Meister, Ihr habt eine eiserne Faust!

Der Priester achtete nicht auf ihn, heftete fest den Blick auf das Fenster und fuhr in seinen Betrachtungen fort: Wahnsinniger, der du bist! Hättest du auch mit deinen ärmlichen Schwingen einer Fliege, das furchtbare Gewebe durchbrochen, doch würdest du das Licht nicht erreicht haben! Zwischen dir und dem Lichte lag, weiter entfernt, jenes Fenster, jenes durchsichtige Hinderniß, jene Mauer von Krystall, härter als Erz, welche alle Philosophien von der Wahrheit trennt! O Eitelkeit der Wissenschaft! Von weiter Ferne kommen die Weisen gezogen, sich die Stirne an diesem Fenster zu zerbrechen! Ein System nach dem andern zerschellt an diesem durchsichtigen Schleier, der die ewige Wahrheit ewig bedeckt!

Der Priester schwieg. Diese letzteren Gedanken, die ihn allmählig von sich selbst zur Wissenschaft zurückgeführt hatten, schienen ihn beruhigt zu haben. Meister Jakob brachte ihn durch folgende Frage ganz zum Gefühl der Wirklichkeit zurück: Nun, Meister, wann werdet Ihr mir einmal helfen Gold machen? Es währt mir fast zu lange, bis es glückt.

Der Archidiakonus schüttelte das Haupt mit bitterem Lächeln: Meister Jakob lest M i c h a e l P s e l l u s: Dialogus de energia et operatione Dæmonum. Was wir da treiben, ist nicht ganz unschuldig.

Leise, Meister! Ich habe es selbst gedacht. Aber man muß schon ein wenig Hermetik treiben, wenn man nur Prokurator des Königs in Sachen der Kirche ist,

und nicht mehr als 30 Thaler jährliches Einkommen hat. Nur muß freilich Alles in der Stille geschehen.

In diesem Augenblicke vernahm Meister Jakob ein Geräusch von Kinnbacken, die etwas kauen. Dieses Geräusch kam unter dem Ofen hervor.

Was ist das? fragte er bestürzt.

Es war Johannes Frollo, der in seinem Versteck eine alte Brodrinde und ein halbverschimmeltes Stück Käse aufgefunden hatte und mit großem Geräusch der Kinnbacken verzehrte.

Es ist meine Katze, antwortete der Archidiakonus schnell, die da unten eine Maus gefangen hat und verzehrt.

Durch diese Antwort fand sich Meister Jakob vollkommen befriedigt. In der That, Meister, sagte er mit respektvollem Lächeln, alle großen Philosophen haben ihr Hausthier gehabt. Ihr wißt, was Servius sagt: Nullus enim locus sine genio est.

Der Archidiakonus, der einen neuen Streich des Studenten fürchtete, führte nun den Meister Jakob aus der Zelle, um, wie er sagte, einige Figuren des Portals mit seinem würdigen Schüler gemeinschaftlich zu studiren.

II.

Sieben Flüche in freier Luft und deren Folgen.

Te Deum laudamus! rief der Mühlenhans aus und sprang freudig aus seinem Verstecke hervor. Gottlob, die beiden Nachteulen sind fort! Och! Och! Hax Pax! Max! Die Flöhe! Die wüthenden Hunde!

Den Teufel! So geht zur Hölle mit eurer ganzen Unterhaltung, der Kopf schwindelt mir davon. Und einen verschimmelten Käse noch obendrein in den Kauf! Komm, du liebe Börse meines großen Bruders, ich will dich in Wein verwandeln.

Der Student warf einen zärtlichen Blick auf den Inhalt der Börse, wischte den Staub von Kleidern und Stiefeln, pfiff eine Melodie, sah sich um, ob sonst nichts in der Zelle sey, das er mitnehmen und sich aneignen könnte, ging hinaus, ließ die Thüre hinter sich offen und hüpfte die Treppe hinunter.

Lachend kam er unten auf dem Platze an. Oh! sprach er, du gutes ehrliches Pflaster von Paris! Verflucht sey diese Wendeltreppe, auf der selbst den Engeln der Jakobsleiter der Athem ausgehen könnte!

Er machte einige Schritte weiter und erblickte seine beiden Nachteulen, d. h. den Archidiakonus und Meister Jakob, in Betrachtung einer Bildsäule des Portals verloren. Er näherte sich ihnen auf der Zehenspitze und hörte den Archidiakonus leise zu Jakob Charmolue sagen: Wilhelm von Paris hat einen Job auf diesen Stein von Lapis - lazuli graben lassen. Job stellt den Stein der Weisen vor, der auch durch das Märtyrerthum erprobt werden muß, wie Raymond Lulle sagt: Sub conservatione formae specificae salva anima.

Was liegt mir an dem, sagte der Mühlenhans, das Geld habe ich.

In diesem Augenblicke hörte er hinter sich eine starke Stimme, die einen Schwall von Flüchen in einem Athem ausstieß: Tod und Teufel! Donner und Blitz! Höllenelement! Gottes Donnerwetter! Zehntausend Millionen Teufel! Stern und Kreuz! Hol Euch der Teufel und seine Großmutter!

Das ist entweder mein Freund, der Hauptmann Phöbus, oder der Satan in eigener Person! sagte der Student.

Dieser Name Phöbus drang in die Ohren des Priesters, als er eben dem Meister Jakob den Drachen

erklärte, der seinen Schweif in einem Bade verbirgt, aus dem unter dichtem Rauch ein Königskopf hervorgeht. Der Archidiakonus brach kurz ab, wendete sich um und sah, wie sein Bruder zu einem langen Offizier trat, der eben aus dem Hause Gondelaurier kam.

Es war wirklich der Hauptmann Phöbus de Chateaupers; er lehnte sich an einen Pfeiler des Hauses seiner Braut und fluchte wie ein Heide.

Meiner Treu, Hauptmann Phöbus! sagte der Student und reichte ihm die Hand, Ihr flucht mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit.

Tod und Teufel! erwiederte der Hauptmann.

Blitz und Donner! versetzte der Student. Woher kommt dieses Ueberströmen schöner Redensarten aus dem Munde eines so artigen Ritters, wie Kapitän Phöbus ist?

Stern und Kreuz, Freund Johann! sagte Phöbus und schüttelte ihm die Hand, wenn das Roß einmal im Laufe ist, kann man es nicht gleich anhalten. Ich habe im großen Galopp geflucht. So oft ich von diesen Zieraffen komme, wo ich mir nicht Luft machen darf, habe ich immer die Gurgel voll Flüche; ich muß sie ausschütten, wenn ich nicht daran ersticken will: Donnerwetter! Höllenelement!

Wollt Ihr mit mir eine Flasche trinken? fragte der Student.

Dieser Vorschlag besänftigte den Kapitän.

Ich will wohl, aber ich habe kein Geld.

Ich habe Geld, ich!

Das wäre der Teufel! Laßt doch sehen!

Der Mühlenhans hielt prahlend seine Börse vor die Augen des Hauptmanns. Inzwischen war der Archidiakonus, der den Meister Jakob ohne weiteres stehen ließ, bis auf einige Schritte von ihnen gekommen, so daß er alles hören konnte, was sie sprachen; sie selbst nahmen ihn nicht wahr, so sehr waren sie in die Betrachtung der Geldbörse vertieft.

Phöbus rief eben aus: Eine Börse in Eurer Tasche! Johannes Frollo! Das ist der Mond in einem Wassereimer. Man erblickt ihn darin, aber er ist nicht da, es ist bloß ein Schatten. Ich will darauf wetten, daß in Eurer Börse nichts als Kieselsteine sind.

Seht hier die Kieselsteine, die ich in meiner Tasche trage! sagte der Student frostig und leerte den Inhalt der Börse auf einen nahen Brunnen aus.

Tod und Teufel! Welch ein rührender, glänzender Anblick! Nein, ich will nicht fluchen, du liebes blankes Geld, du! sagte der Hauptmann.

Johannes Frollo stand stolz und erhaben da, wie ein alter Römer, der das Vaterland gerettet hat. Einige kleine Münzen waren auf den Boden gefallen. Der begeisterte Hauptmann bückte sich, um sie aufzulesen.

Pfui, Kapitän Phöbus de Chateaupers! sagte der Student und hielt ihn zurück.

Der Hauptmann überzählte das Geld, und über den Erfund erstaunt, fragte er: Freund Johann, wen habt Ihr denn heute Nacht in der Straße der Halsabschneider geplündert?

Der Student machte ein listiges Gesicht, blinzelte mit den Augen und sagte: Man hat einen einfältigen Archidiakonus zum Bruder!

Hölle und Teufel! Das ist ein würdiger Mann! Gott erhalte ihn lange Jahre, rief der Hauptmann aus.

Laß uns jetzt zur Flasche gehen, sagte der Student.

Wo gehen wir hin? fragte Phöbus. Zum Paradiesapfel?

Nein, Kapitän, zur alten Wissenschaft!

Johann, bei meinem Bart! Der Wein ist besser im Paradiesapfel.

Je nun, also zur Mutter Eva und ihrem Apfel! versetzte der Student und nahm den Hauptmann am Arme.

Die beiden würdigen Freunde rafften das Geld zusammen und machten sich auf den Weg zum Paradiesapfel. Der Archidiakonus folgte ihnen mit düsteren und verstörten Blicken. War dies der nämliche Phöbus, dessen verfluchter Name seit seinem Zwiegespräch mit Peter Gringoire sich in alle seine Gedanken mischte? Er wußte es nicht, aber es war einmal ein Phöbus, und schon dieser magische Name war

hinreichend, den Priester auf den Fußtritten der beiden lustigen Brüder festzuhalten; er folgte ihnen wie ein hungriger Wolf und keine ihrer Geberden, keine ihrer Reden entging seinem aufmerksamen Blicke. Im Uebrigen redeten sie laut genug, daß man Alles hören konnte, und es schien ihnen wenig daran zu liegen, ob die Vorübergehenden die Vertrauten ihrer Geheimnisse wurden. Sie sprachen von Duellen, Kneipen, Mädchen und Tollheiten aller Art, nur kein vernünftiges Wort.

Als sie um eine Straßenecke bogen, drang von einem benachbarten Platze der Schall des Tambourin in ihre Ohren. Der Archidiakonus hörte den Offizier zu dem Studenten sagen:

Donnerwetter! Im Doppelschritt!

Warum denn, Phöbus?

Ich fürchte, die Zigeunerin möchte mich sehen.

Welche Zigeunerin?

Die kleine mit der weißen Ziege.

Die Esmeralda?

Richtig, Johann, ich vergesse immer ihren verfluchten Namen. Vorwärts, sie möchte mich erkennen. Es wäre mir nicht lieb, wenn mich ein solches Mädchen auf der Straße anredete.

Kennt Ihr sie denn, Phöbus?

Der Hauptmann bog sich zu dem Studenten hinab und sagte ihm einige leise Worte ins Ohr. Hierauf

warf er triumphirend den Kopf zurück und brach in ein lautes Gelächter aus.

Ist es wirklich wahr? fragte Johannes.

Auf Ehre und Seligkeit! versicherte Phöbus.

Diesen Abend?

Diesen Abend.

Seyd ihr gewiß, daß sie kommen wird?

Seyd Ihr ein Narr, Johann? Wer wird denn an solchen Dingen zweifeln?

Hauptmann Phöbus, Ihr seyd ein glücklicher Gensdarme!

Der Archidiakonus hörte diese ganze Unterhaltung mit an. Seine Zähne klapperten, ein kalter Schauer durchlief seinen ganzen Körper. Er blieb einen Augenblick stehen und stützte sich auf einen Brunnen, wie ein Betrunkener. Dann folgte er abermals der Fährte der beiden lustigen Brüder.

II.

Der Knecht Ruprecht.

Die berühmte Kneipe zum Paradiesapfel lag in der Universitätsstadt. Es war ein Saal zu ebener Erde, ziemlich groß und sehr nieder, in der Mitte von einem hölzernen Pfeiler getragen: eine Tafel an der andern, alle mit Trinkern besetzt, gutwillige Dirnen in Menge, ein einziges Fenster auf die Straße, einen verrosteten Schild, ein Weib mit einem Apfel in der Hand vorstellend — dies war das Weinhaus zum Paradiesapfel.

Die Nacht war finster, die Lichter aus dem Paradiesapfel leuchteten in weiter Ferne; man hörte das Geräusch der Gläser, Flüche, Zank und Streit. Durch das Fenster sah man im Innern hundert verwirrte Figuren wimmeln, und hörte mit lautem Lachen vermischtes Geräusch.

Ein Mann ging auf und ab vor der rauschenden Kneipe; man hätte ihn für eine Schildwache halten

können, die ihren Posten nicht verlassen darf. Er trug einen Mantel, der sein Gesicht bis zu den Augen bedeckte. Diesen Mantel hatte er bei einem benachbarten Trödler gekauft, entweder um sich gegen die Kälte zu schützen, oder um sich unkenntlich zu machen. Bisweilen stand er still vor dem Fenster, horchte, schaute, stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

Endlich öffnete sich die Thüre des Weinhauses. Darauf schien er gewartet zu haben. Zwei Trinker traten heraus. Der Lichtstrahl, der aus der Thüre kam, beleuchtete einen Augenblick ihre rothen strahlenden Gesichter. Der Mann im Mantel verbarg sich unter einer Halle auf der andern Seite der Straße.

Hölle und Teufel! sagte Einer der Trinker. Es wird bald sieben Uhr schlagen. Das ist die Stunde meines Rendezvous.

Ich sage Euch ja, sprach sein Kamerad mit schwerer Zunge, und sage Euch noch einmal, daß ich nicht in der Straße Mauvaises-Paroles wohne, indignus qui inter mala verba habitat. Nein, und abermals nein, ich wohne in der Straße Jean-Pain-Mollet, in vico Joannis-pain-mollet. Und ich sage Euch, daß Ihr dummer als dumm seyd, wenn Ihr das Gegentheil behauptet. Und ich sage Euch, wer einmal auf einem Bären geritten ist, der fürchtet sich vor Niemand, und fürchtet sich vor dem lebendigen Teufel nicht. Hört Ihrs, auf daß Ihrs wißt!

Johannes, mein Freund, du bist betrunken, sagte der Andere.

Der Mühlenhans taumelte von einer Seite der Straße zur anderen und rief mit stammelnder Zunge: Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, ich bleibe doch auf meiner Behauptung, daß Plato das Profil eines Jagdhundes hat.

Der Hauptmann Phöbus, der ein geübter Trinker und seiner Sinne noch mächtig war, nahm den Studenten am Arm und führte ihn weiter. Der Mann im Mantel folgte ihnen unverdrossen in dem Zickzack, das sie machten. Er hörte folgende Unterredung mit an:

Höllenteufel! Herr Baccalaureus, so geht doch in Gottes Jesu Namen aufrecht, wenn Ihr könnt. Ihr wißt ja, daß ich Euch verlassen muß. Es schlägt schon sieben Uhr und ich habe eine Weibsperson bestellt.

So laßt mich doch, Ihr! Ich sehe Sterne am Himmel glänzen und feurige Lanzen. Ihr seyd wie das Schloß von Dammartin, das vor Lachen berstet.

Bei den Runzeln meiner Großmutter, Johann, sprecht doch nicht so gar dumm. Daß ichs nicht vergesse, hast du kein Geld mehr?

Herr Rektor, was macht Ihr denn da für ein Leben aus der kleinen Rauferei!

Johann, mein Freund Johann, du weißt, daß ich die Kleine, die du kennst, auf die Skt. Michelsbrücke bestellt habe, daß ich sie nur zu der alten Falourdel führen kann, und daß ich das Zimmer bezahlen muß.

Das alte Luder mit ihrem weißen Schnurbart borgt mir aber keinen rothen Heller. Johann, ich bitte dich, haben wir denn alles Geld des Pfaffen vertrunken? Ist denn kein blutiger Heller mehr übrig?

Das Bewußtseyn, seine Zeit wohl angewendet zu haben, ist die Würze jedes Vergnügens, sprach der Student in docirendem Tone.

Beim Bauche des heiligen Vaters, sage mir doch, Johann, du Satan, hast du denn gar kein Geld mehr? Gib her, oder ich suche deine Taschen aus, und wenn du so aussätzig wärest wie Job, und so grindig wie Cäsar.

Mein Herr, die Straße Galiache ist eine Straße, die auf der einen Seite in der Straße Verrerie, und auf der andern in der Straße Tixanderie endet.

Wohl, ganz gut, mein lieber Freund Johann, mein armer Kamerad, die Straße Galiache, das ist schon recht, ganz recht! Aber in Gottes Jesu Namen, faßt Euch doch, ich brauche nur einen Sous, daß ich das Zimmer bezahlen kann, und es ist schon sieben Uhr!

Stille doch, die Stunde kommt, und hört, was ich singen will! rief der Student.

Ins Teufels Namen denn, du Schüler des Antichrist, ich möchte dich an den Kaldaunen deiner Mutter aufknüpfen, schrie Phöbus wild und gab dem betrunkenen Studenten einen Stoß, daß er auf den Boden fiel. Aus einem Ueberrest brüderlichen Mitleids, welches das Herz eines Trinkers niemals verläßt, rollte

er ihn auf die Seite und legte sein Haupt auf einen Kehrichthaufen. Der Student fing sogleich an zu schnarchen, der Kriegsmann ließ ihn liegen und ging weiter.

Der Mann im Mantel, der ihnen immer gefolgt war, blieb einen Augenblick vor dem schlafenden Studenten stehen, unschlüssig, wie es schien, was er zu thun habe. Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und eilte dem Hauptmann nach.

In der Straße Saint-André bemerkte der Kapitän, daß ihm Jemand folgte. Er erblickte, als er zufällig die Augen zurückwandte, eine Art Schatten, der die Mauern entlang hinter ihm her schlich. Er blieb stehen, der Schatten auch; er ging weiter, der Schatten auch. Er machte sich nicht viel daraus: Bah! sagte er für sich, ich habe keinen Heller Geld.

Vor der Façade des Collegiums von Autun blieb er stehen. In diesem Collegium hatte er, was man so nennt, seine Studien gemacht, und aus alter Gewohnheit eines erboßten Schülers ging er niemals an der Façade vorüber, ohne der Bildsäule des Kardinals Peter Bertrand jene Schmach anzuthun, worüber sich Priapus in der Horazischen Satyre so bitter beklagt. Er hatte hierin einen solchen Eifer bewiesen, daß die Inschrift Eduensis episcopus fast gänzlich verlöscht war. Er blieb auch dießmal wie gewöhnlich vor der Bildsäule stehen. Die Straße war ganz öde und verlassen. Als er eben seinen Hosenbund wieder knüpfte, sah er langsam den Schatten auf sich zukommen, so

langsam, daß er alle Zeit hatte, zu bemerken, daß dieser Schatten einen Mantel und einen Hut trug. In seiner Nähe hielt der Schatten und stand so unbeweglich, als die Bildsäule des Kardinals. Seine Augen, strahlend wie die einer Katze bei Nacht, waren fest auf Phöbus geheftet. Der Kapitän war ein tapferer Soldat und hätte sich wenig darum bekümmert, wenn ein Räuber mit dem Schwert in der Hand ihm zu Leibe gegangen wäre. Aber diese wandelnde Bildsäule, dieser versteinerte Mensch, erfüllte ihn mit Schrecken. Es gingen damals allerlei Sagen von einem Knecht Ruprecht, der nächtlicher Weile durch die Straßen von Paris schweife, und diese Sagen stiegen jetzt verwirrt in seinem Gedächtnisse auf. Er blieb einige Minuten wie versteinert stehen, endlich erzwang er ein gewaltsames Lachen und sagte: Herr, wenn Ihr ein Räuber seyd, wie ich hoffe, so bekümmere ich mich so wenig um Euch, als eine Nußschaale um einen Fischreiher. Lieber Freund, ich bin der Sohn einer ruinirten Familie. Wenn Ihr aber etwas sucht, so werdet Ihr hieneben in der Kapelle des Collegiums Gold und Silber genug finden.

Der Schatten zog seine Hand unter dem Mantel hervor und faßte den Arm des Hauptmanns wie mit einer Adlerklaue. Zu gleicher Zeit öffnete sich sein Mund und sprach: Hauptmann Phöbus de Chateaupers!

Was Teufels! Ihr wißt meinen Namen!

Nicht nur deinen Namen weiß ich, antwortete der Schatten mit seiner Grabesstimme, sondern ich weiß auch, daß du diesen Abend ein Rendezvous hast.

Wahrhaftig ja! erwiederte Phöbus bestürzt.

Um die siebente Stunde.

Richtig, beim wahrhaftigen Gott!

Bei der alten Falourdel.

Ganz richtig.

Gottloser! murmelte das Gespenst, mit einem Weibe kommst du zusammen?

Confiteor.

Sie heißt....

Die Smeralda, antwortete rasch Phöbus, der allmählig seine ganze Unbefangenheit wieder erlangt hatte.

Als er diesen Namen aussprach, drückte der Schatten krampfhaft seinen Arm zusammen: Hauptmann Phöbus de Chateaupers, du lügst!

Das Gesicht des Ritters wurde flammroth, er trat einen Schritt zurück und legte mit stolzer Miene die Hand an den Griff seines Schwertes. Der Schatten stand unbeweglich wie zuvor, ruhig und fest, seine glühenden Blicke auf ihn heftend. Dieser Auftritt glich so ziemlich dem Zweikampfe zwischen Don Juan und der steinernen Bildsäule.

Christ und Satan! schrie der Kapitän. Ich höre da ein Wort, das selten zu den Ohren eines Chateaupers dringt! Wenn du es zu wiederholen wagst....

Du lügst! sagte kalt und ruhig der Schatten.

Der Hauptmann knirschte mit den Zähnen. Knecht Ruprecht, Gespenst, Aberglaube, Alles war plötzlich vergessen. Er sah nur noch einen Menschen vor sich, der ihn beleidigt hatte.

Ah! So ist es recht! stammelte er mit einer von Wuth erstickten Stimme und zog sein Schwert. Hier! Gleich auf der Stelle! Ziehe! Schwert heraus! Schwert heraus! Blut auf diesem Pflaster!

Der Schatten rührte sich nicht. Hauptmann Phöbus, sagte er bitter, aber ruhig, du hast dein Rendezvous vergessen.

Der Zorn der Leute vom Schlage unseres Phöbus ist eine Milchsuppe, deren Aufwallung ein einziger Tropfen kalten Wassers niederschlägt. Das einfache Wort, welches der Schatten sprach, senkte das Schwert, das in des Hauptmanns Hand blitzte.

Morgen, fuhr der Schatten fort, übermorgen, in einem Monat, in zehn Jahren, du sollst mich stets bereit finden, dir den Hals zu brechen. Jetzt aber gehe zu deinem Rendezvous.

In der That, sagte Phöbus, als ob er mit sich selbst zu kapituliren suche, es sind zwei herrliche Dinge, die man in einem Rendezvous findet: Einen Degen und ein Mädchen; ich sehe aber nicht ein, warum ich eines für das andere aufgeben sollte, wenn ich beide haben kann.

Hiemit steckte er sein Schwert in die Scheide.

Gehe zu deinem Rendezvous, wiederholte eintönig der Schatten.

Herr, antwortete Phöbus etwas verlegen, schönen Dank für Eure Höflichkeit. Ihr habt Recht in der Hauptsache, es ist morgen immer noch Zeit, uns den Wanst des Vaters Adam aufzuhauen. Es ist schön von Euch, daß Ihr mir noch ein paar angenehme Stunden gönnen wollt. Ich hoffte zwar wohl, Euch auf dem Pflaster zu betten und noch zeitlich genug zu meiner Schönen zu kommen, denn man muß ohnedieß in sollen Fällen die Weibspersonen etwas auf sich warten lassen. Aber Ihr scheint mir ein kecker Degen zu seyn, und so ist es doch sicherer, wenn wir die Partie auf morgen verschieben. Ich gehe also zu meinem Rendezvous, das um sieben Uhr ist, wie Ihr wißt.

Als Phöbus diese Worte sprach, kratzte er sich plötzlich hinter den Ohren: Höllenelement! Ich habe vergessen, daß ich nicht einen Heller habe, um das Zimmer zu bezahlen, und die alte Schachtel will immer ihr Geld voraus haben, weil sie mir nicht traut.

Hier ist Geld!

Phöbus fühlte die kalte Hand des Schatten, der ein großes Silberstück in die seinige gleiten ließ. Er nahm das Geld und drückte die kalte Hand: Beim wahrhaftigen Gott! rief er aus. Ihr seyd ein guter Kerl.

Eine Bedingung nur, sagte der Schatten. Beweise mir, daß ich unrecht hatte, und daß du wahr geredet hast. Verbirg mich in irgend einem Winkel, aus dem

ich sehen kann, ob dieses Weib wirklich dasselbe ist, dessen Namen du genannt hast.

Mit Vergnügen zu Euern Diensten, erwiederte der Hauptmann. Wir nehmen die Kammer zur heiligen Martha; dort könnt Ihr aus dem Hundestall, der daneben ist, Alles bequem mit ansehen.

So komm! sagte der Schatten.

Zu Diensten! erwiederte der Kapitän. Ich weiß zwar nicht, ob Ihr nicht der Teufel in eigener Person seyd, aber diesen Abend wollen wir gute Freunde seyn, und morgen will ich bezahlen, was ich Euch an Geld und Säbelhieben schuldig bin.

Sie gingen schnell vorwärts. Nach einigen Minuten kündigte das Rauschen des Wassers an, daß sie sich auf der St. Michelsbrücke befanden, welche damals mit Häusern besetzt war.

Ich will Euch zuerst einführen, sprach Phöbus zu seinem Gefährten, und dann meine Schöne abholen, die am kleinen Chatelet auf mich wartet. Der Mann im Mantel antwortete nichts; seit sie mit einander gingen, hatte er kein Wort gesprochen. Phöbus blieb vor einer niederen Thüre stehen und pochte mit Geräusch an. Ein Licht leuchtete durch die Spalten der Thüre und ein zahnloser Mund rief: Wer ist da?

Höllenelement! Höllenelement! Donnerwetter! Kreuzsakrament! antwortete der Hauptmann.

Ah! Ihr seyd es, Hauptmann Phöbus de Chateaupers! rief die Stimme, und die Thüre öffnete sich.

Unter ihr erschien, ein Licht in der Hand, ein altes, in Lumpen gekleide es Weib. Im Zimmer standen alte gebrechliche Tische und Bänke umher; ein schmutziges Kind saß in der Asche des Kamins; im Hintergrund stand eine Leiter, die in den obern Stock führte. Als der geheimnißvolle Gefährte des Hauptmanns in diese Höhle trat, zog er seinen Mantel bis über die Augen herauf. Phöbus fuhr fort zu fluchen wie ein Heide, drückte der alten Vettel seinen glänzenden Thaler in die Hand und sagte mit dem Uebermuth eines Crösus: Die Kammer zur St. Martha.

Die Alte nannte ihn gnädigster Herr, und schob den Thaler in eine Schublade. Während sie den Rücken wandte, näherte sich der schmutzige Knabe, der in der Asche spielte, leise der Schublade, nahm sachte den Thaler heraus und legte an seine Stelle ein dürres Laub, das er aus einem Reisbüschel abgebrochen hatte.

Die Alte gab den beiden gnädigen Herrn, wie sie sie nannte, ein Zeichen, ihr zu folgen, und stieg vor ihnen die Leiter hinauf. In dem oberen Zimmer setzte sie die Lampe auf eine Kiste, und Phöbus, in dem Hause wohl bekannt, öffnete eine Thüre, die in einen finsteren Verschlag führte, welcher einem Hundestall ziemlich ähnlich war.

Nur da hinein, lieber Freund! sagte er zu seinem Gefährten.

Der Schatten gehorchte, ohne ein Wort zu erwiedern. Die Thüre fiel hinter ihm zu, er hörte den

Hauptmann mit der Alten die Leiter hinabsteigen. Das Licht war verschwunden.

Der Archidiakonus Claude Frollo, den der Leser in dem Schwarzmantel leicht erkannt haben wird, tappte in dem finstern Loche herum, in das ihn der Hauptmann geführt hatte. Die Decke war so nieder, daß man sich nicht aufrecht halten konnte. Der Priester setzte sich auf den Boden und nahm seinen heißen Kopf in beide Hände. Er war ein einem Zustande, der an Irrsinn gränzte. Die Esmeralda, Phöbus, Jakob Charmolue, sein Bruder Johann, den er im Straßenkoth zurückgelassen hatte, sein Priesterrock unter einem schwarzen Mantel in einem Hurenhause — alle diese Bilder gingen verwirrt durch seine Seele.

Er wartete eine Viertelstunde, es schien ihm, daß er um ein Jahrhundert älter geworden sey. Plötzlich hörte er die Sparren der hölzernen Leiter krachen, es stieg Jemand herauf. Ein Licht erschien im Zimmer; er sah durch eine breite Spalte seines Loches heraus und konnte alles wahrnehmen, was in dem Zimmer vorging.

Zuerst erschien die alte Vettel mit der Lampe in der Hand, dann Phöbus, behaglich seinen Schnurrbart zurückstreichend, zuletzt die grazienhafte Gestalt der Esmeralda. Sie zeigte sich vor den Augen des Priesters wie eine leuchtende Erscheinung, die aus der Erde heraufsteigt. Er zitterte, sein Auge bedeckte sich mit Nacht, sein Blut rollte wild durch die Adern, alles

wirbelte und drehte sich um ihn her, er sah und hörte nichts mehr.

Als er wieder zu sich kam, waren Phöbus und Esmeralda allein. Sie saßen zusammen auf der hölzernen Kiste, und die Lampe stand neben ihnen.

Das junge Mädchen war hochroth, verlegen, zitternd. Ihre langen, niedergeschlagenen Augenlieder beschatteten ihre purpurnen Wangen. Phöbus, auf den sie das Auge nicht zu erheben wagte, war strahlend vor Freude. Mechanisch, und mit einem allerliebsten linkischen Wesen, zeichnete Esmeralda mit der Spitze des Fingers unzusammenhängende Linien auf ihre Hand, und betrachtete dann ihren Finger. Ihr kleiner Fuß war nicht sichtbar, die weiße Ziege hatte sich darauf gelegt.

Oh! sagte das Mädchen, ohne ihre Augen zu erheben, gnädiger Herr Phöbus, verachtet mich doch nicht. Ich fühle selbst, daß ich nicht recht gethan habe, hieher zu kommen.

Dich verachten, schönes Kind! antwortete der Offizier mit einem Ansehen überlegener Galanterie, dich verachten! Beim hölzernen Herrgott! Warum denn?

Weil ich Euch hieher gefolgt bin.

Was diesen Punkt anbelangt, mein schönes Kind, so sind wir nicht einig. Ich sollte dich nicht verachten, sondern hassen.

Das junge Mädchen blickte ihn schreckenvoll an: Mich hassen! Was habe ich denn gethan?

Weil du dich so lange bitten ließest.

Mein Gott! erwiederte sie, das geschah darum, weil ich ein Gelübde breche.... ich werde meine Eltern nicht wieder finden.... das Zaubergehenke wird seine Kraft verlieren! Aber was liegt daran? Ich brauche jetzt weder Vater noch Mutter mehr. Bei diesen Worten heftete sie ihre großen schwarzen Augen, strahlend von Freude und Zärtlichkeit, auf den Hauptmann.

Hol mich der Teufel, wenn ich dich verstehe! rief Phöbus aus.

Esmeralda schwieg einen Augenblick, dann trat eine Thräne in ihr Auge, ein Seufzer entfloh ihren Lippen, und sie sprach: Oh! gnädiger Herr! Ich liebe Euch!

Das junge Mädchen war von einem solchen Zauber von Keuschheit und Tugend umgeben, daß Phöbus sich nicht ganz behaglich bei ihr fühlte. Dieses Wort ermuthigte ihn.

Du liebst mich! rief er entzückt aus und umfaßte das Mädchen. Er hatte nur auf eine solche Gelegenheit gewartet.

Als der Priester dieses sah, griff er unwillkürlich nach dem Griff des Dolches, den er auf der Brust versteckt trug.

Phöbus, fuhr Esmeralda fort, indem sie sich sanft von ihm losmachte, Ihr seyd gut, Ihr seyd edelmüthig, Ihr seyd schön, Ihr habt mich gerettet, mich armes Zigeunerkind. Schon lange her träume ich von

einem ritterlichen Helden, der mir das Leben rettet. Von Euch habe ich geträumt, mein Phöbus, ehe ich Euch noch kannte. Mein Traumbild trug eine Rüstung, wie Ihr, war schön von Angesicht, wie Ihr, führte ein glänzendes Schwert an der Seite, wie Ihr, Ihr nennt Euch Phöbus, das ist ein schöner Name, ich liebe Euren Namen, ich liebe Euer Schwert. Zieht doch Euer Schwert, Phöbus, daß ich es sehe.

Einfältiges Kind! sagte der Hauptmann und zog lächelnd seine Klinge.

Das Mädchen betrachtete den Griff, die Klinge, senkte das Schwert und sagte:

Ich liebe dich, mein Ritter!

Phöbus benützte abermals diese Gelegenheit, einen brennenden Kuß auf ihren schönen Hals zu drücken. Das Mädchen wurde flammroth und fuhr zurück.

Phöbus, fuhr sie fort, geht doch ein wenig auf und ab, daß ich Euch in Eurer ganzen Höhe sehe und den Klang Eurer Sporen höre. Wie schön seyd Ihr!

Der Hauptmann erhob sich mit einem selbstgefälligen Lächeln, obgleich er sie schalt: Wie kindisch bist du doch! Ei, meine Schöne! Hast du mich schon in der Staatsuniform gesehen?

Leider nein!

Das ist erst schön!

Phöbus setzte sich wieder neben sie, aber viel näher, als zuvor.

Hör einmal, mein schönes Kind....

Esmeralda gab ihm mit ihrer niedlichen Hand etliche leichte Schläge auf den Mund, mit einer Kindlichkeit voll Grazie und munterer Laune.

Nein, nein, ich will Euch nicht hören. Liebt Ihr mich? Ihr sollt mir sagen, daß Ihr mich liebt.

Ob ich dich liebe, Herzensengel, Seelenkind! rief der Hauptmann und kniete halb vor ihr nieder. Leib und Blut, Körper und Seele gehören dein. Ich liebe dich und habe nie Jemand Anderes geliebt.

Unser Phöbus hatte schon so oft bei mancherlei Gelegenheiten diese Redensart wiederholt, daß er sie ganz geläufig ohne einen Gedächtnißfehler vorbrachte. Bei dieser leidenschaftlichen Liebeserklärung hob Esmeralda ihre Augen an die schmutzige Decke des Zimmers, da hier vom Himmel nicht viel zu sehen war, und sagte mit wonnetrunkenem Blick: Das ist ein Augenblick, wo man sterben sollte!

Phöbus fand den Augenblick günstig, ihr einen neuen Kuß zu rauben, der dem Priester in seinem Versteck das Herz durchschnitt.

Sterben! rief der verliebte Hauptmann aus. Was fällt dir ein, mein schöner Engel? Jetzt will ich leben, und Jupiter ist nur ein Hundsfott gegen mich! Jetzt sterben, wo das Leben erst anfängt! Donnerwetter! Das wäre dumm! Hör einmal, meine liebe Similar .... Esmenarda .... ich kann deinen verfluchten heidnischen Namen nicht behalten.

Mein Gott! sagte das arme Kind, ich hielt ihn für schön, weil er so selten ist. Da er Euch aber mißfällt, so wollte ich lieber Bärbchen oder Gretchen heißen.

Betrübe dich nicht um eine solche Kleinigkeit, mein Engel! Das ist ein Name, an den man sich gewöhnen muß, und wenn ich ihn erst einmal auswendig weiß, so wird es schon gehen. Höre also, meine liebe Similar .... ich liebe dich zum Rasendwerden; ich liebe dich so, daß ich mich selbst darüber verwundern muß. Ich kenne eine Gewisse, die vor Neid darüber bersten würde....

Wer denn? fragte schnell das eifersüchtige Zigeunermädchen.

Was liegt uns daran? Liebst du mich?

Oh! sagte sie.

Nun, was braucht es also weiter! Du sollst sehen, wie ich dich liebe, und der große Teufel Neptun soll mich an seine Gabel spießen, wenn ich dich nicht zum glücklichsten Geschöpf auf Gottes Erdboden mache. Wir werden irgendwo ein kleines, niedliches Zimmerchen haben, und meine Bogenschützen sollen vor deinen Fenstern paradiren. Sie sind alle zu Pferd, und ganz andere Kerls, als die Compagnie des Hauptmanns Mignon.

Das junge Mädchen, in Gedanken verloren, horchte dem Ton seiner Stimme, ohne auf seine Worte zu achten.

Ja, du sollst glücklich seyn! fuhr der Hauptmann fort und löste ihr sachte den Gürtel.

Was ist das? fuhr sie, aus ihren Träumen geweckt, lebhaft auf.

Nichts, antwortete Phöbus, ich sagte bloß, daß du diese närrische Straßentoilette ablegen mußt, wenn du bei mir seyn wirst.

Wenn ich bei dir seyn werde, mein Phöbus! sagte das Mädchen zärtlich. Sie wurde wieder nachdenklich und schweigsam.

Der Hauptmann, durch ihre Sanftheit ermuthigt, umfaßte sie, und sie ließ es geschehen. Hierauf schnürte er sachte den Schnürleib des armen Kindes auf, und der Priester in seinem Versteck erblickte mit zitterndem Verlangen die schöne, nackte, runde Achsel des Mädchens.

Esmeralda schien nicht darauf zu achten; sie ließ ihn machen. Das Auge des kecken Liebhabers funkelte.

Plötzlich wandte sie sich gegen ihn und sagte mit unaussprechlichem Liebreiz: Phöbus, unterrichte mich in deiner Religion.

Meine Religion, schrie der Hauptmann und schüttete sich vor Lachen aus. Ich soll dich in meiner Religion unterrichten? Donnerwetter! Was willst du mit meiner Religion machen?

Damit wir uns heirathen können, antwortete sie.

Das Gesicht des Hauptmanns nahm eine Mischung von Staunen, Verachtung und sorgloser Liederlichkeit an: Bah! sagte er, wer wird sich denn heirathen!

Esmeralda erblaßte und ließ traurig ihr Haupt auf ihre Brust fallen.

Schönes Kind, fuhr Phöbus zärtlich fort, das sind Narrheiten! Was heirathen! Liebt man sich darum weniger, wenn Einem der Pfaff keine lateinischen Brocken ins Gesicht gespieen hat?

Während er so mit sanfter Stimme sprach, umschlang er das Mädchen aufs Neue, sein Auge wurde immer flammender, und Alles schien die Stunde anzukündigen, in welcher Jupiter selbst so viele Thorheiten begeht, daß der gute Homer genöthigt ist, eine Wolke zu seiner Hülfe zu rufen.

Der Archidiakonus sah Alles mit an. Der kräftige Priester, im besten Mannesalter, bis jetzt zur strengen Keuschheit des Klosters verdammt, fühlte sein Blut wallen bei dieser nächtlichen Scene der Liebe und Wollust. Sein brennendes Auge blickte eifersüchtig auf das liebende Paar. Wer es in der Dunkelheit leuchten sah, konnte ihn für einen Tiger halten, der aus seinem Käfig einen Schakal erblickt, welcher ein Reh verzehrt.

Jetzt nahm plötzlich Phöbus dem Mädchen das Busentuch weg. Sie erwachte aus ihren Träumereien und sprang rasch in die Höhe. Einen Blick warf sie auf Phöbus, den andern auf ihren bloßen Busen und ihre nackten Schultern. Hochroth, verwirrt, sprachlos vor Schaam, kreuzte sie ihre beiden Arme über die Brust, um sie zu verstecken. Wäre die flammende Röthe auf ihren Wangen nicht gewesen, so konnte man

sie, unbeweglich und schweigend, mit niedergeschlagenen Augen, wie sie da stand, für eine Bildsäule der Schaam halten.

Da das Busentuch weggenommen war, so sah man jetzt das geheimnißvolle Zaubergehenke an ihrem Halse hängen.

Was ist das? fragte Phöbus, diesen Vorwand ergreifend, sich ihr zu nähern.

Rührt es nicht an, rief sie lebhaft, das ist meine Hüterin, durch sie werde ich eines Tages meine Familie wieder finden, wenn ich ihrer würdig bleibe. Oh! laßt mich! Meine arme Mutter! Wo bist du? Komm mir zu Hülfe! Gebt mir um Gotteswillen mein Busentuch wieder!

Phöbus trat einen Schritt zurück und sagte: Ah! Ich sehe wohl, daß du mich nicht liebst!

Ich dich nicht lieben! rief das arme Kind schmerzlich aus und fiel ihm trostlos um den Hals. Ich dich nicht lieben! Willst du mein Herz zerreißen? Ich bin ganz dein! Fort mit diesem Zaubergehenke! Was geht mich meine Mutter an! Du bist mir mehr als Vater und Mutter, denn ich liebe dich! Blicke mich an, mein geliebter Phöbus! Mein Leben, mein Körper, mein Seele, gehören dir. Ich will dich nicht heirathen, ich bin ja nur ein armes Zigeunermädchen, und du ein Edelmann. Ich will deine Geliebte seyn, dein Spielzeug, ich lebe nur für dich. Und wenn ich alt und häßlich bin, so will ich dir als Magd dienen. Liebe mich nur, mein Phöbus, verstoße mich nicht!

Sie warf sich an seinen Hals und zerfloß in Thränen. Phöbus umfaßte sie und bedeckte ihren bloßen Hals mit Küssen. Sie sank zitternd zurück.

Da erblickte sie plötzlich über Phöbus Kopf ein anderes Haupt, blaß, krampfhaft verzerrt, mit dem Blick eines Verdammten. Neben diesem Haupt erhob sich eine Hand mit einem blitzenden Dolch. Sie erstarrte vor Schrecken und konnte keinen Laut von sich geben. Der Dolch senkte sich und kam rauchend zurück aus Phöbus Brust.

Verflucht seyst du! seufzte er und sank zu Boden. Das Mädchen fiel in Ohnmacht. Als ihre Augen sich schlossen, glaubte sie auf ihren Lippen eine feurige Berührung zu fühlen, einen Kuß, brennender als das glühende Eisen des Henkers.

Als sie wieder zu sich kam, war sie von Soldaten umringt. Man trug den Hauptmann fort, der in seinem Blute schwamm. Der Priester war verschwunden. Sie hörte Stimmen um sich her: Es ist eine Zauberin, die einen Offizier ermordet hat.

III.

Der verwandelte Thaler.

Peter Gringoire und der ganze Hof der Wunder waren in tödtlicher Unruhe. Seit einem ganzen langen Monat wußte man nicht, was aus der Esmeralda geworden war. Darüber war der Herzog von Aegypten, und das ganze Königreich Kauderwelsch sehr betrübt. Der arme Peter Gringoire vermißte nicht nur seine Frau, sondern auch seine Ziege; er hatte also doppelten Verlust zu leiden und wußte nicht, welcher Verlust ihm weher that. Das Zigeunermädchen war eines Abends verschwunden und hatte bis jetzt kein Lebenszeichen von sich gegeben. Alle Nachforschungen waren fruchtlos geblieben. Es gab grämliche Zwischenträger, welche behaupteten, sie bei der Skt. Michelsbrücke mit einem Offizier gesehen zu haben; aber unser Peter war ein Ehemann nach der Mode, ein ungläubiger Philosoph, und im Uebrigen wußte er besser, als irgend Jemand, wie sehr jungfräulich seine Frau war. Was diesen Punkt anbelangt, war er demnach ruhig.

Gleichwohl fühlte er tiefen Kummer über dieses unerklärliche Verschwinden. Er würde abgemagert seyn, wenn es ihm möglich gewesen wäre, noch magerer zu werden. Er hatte alles vergessen, selbst seine literarischen Liebhabereien, sogar sein großes Werk: De figuris regularibus et irregularibus, das er im Druck herausgeben wollte, sobald er das Geld dazu zusammengebracht haben würde.

Als er eines Tages am Kriminalgefängniß traurig vorüberging, nahm er an einer der Thüren des Justizpalastes eine große Menschenmenge wahr.

Was gibt es da? fragte er einen jungen Menschen, der herauskam.

Ich weiß es nicht, antwortete dieser. Man sagt, es werde eine Frau gerichtet, die einen Gendarme umgebracht hat. Da hiebei Hexerei im Spiele zu seyn scheint, so haben sich der Bischof und der Official in die Sache gemischt, und mein Bruder, der Archidiakonus ist, nimmt sich der Sache sehr an. Ich wollte mit ihm sprechen, konnte aber wegen der Menge nicht zu ihm gelangen. Darüber ärgere ich mich nun und wünsche den Hexenprozeß zu allen Teufeln, denn ich brauche Geld.

Ich wünschte Euch Geld leihen zu können, sagte unser guter Peter, aber wenn meine Taschen zerrissen sind, so sind die harten Thaler nicht schuld daran.

Er wagte dem jungen Menschen nicht zu gestehen, daß er dessen Bruder, den Archidiakonus, kenne, weil

er seit dem Auftritt in der Kirche nimmer zu ihm gekommen war und sich dieser Nachlässigkeit schämte.

Der Student ging seines Wegs, und Peter Gringoire schloß sich an die Menge an, welche die Treppe des Justizpalastes hinaufstieg. Er war der Meinung, daß es zur Verscheuchung der Melancholie kein besseres Mittel gebe, als einem Kriminalprozeß anzuwohnen, weil die Dummheit der Richter so ergötzlich zu seyn pflegt. Er folgte daher dem Zug der Menge durch eine lange düstere Vorhalle und gelangte in einen Saal, den er, Dank seiner hohen Gestalt, über die Köpfe seiner Nachbarn mit einem Blicke übersehen konnte.

Dieser Saal war groß und finster, wodurch er noch größer erschien. Der Tag neigte sich eben, und durch die langen Bogenfenster drang nur noch ein halber Lichtstrahl ein, der fast erlosch, ehe er die hohe Decke erreichte.

Man hatte schon da und dort auf den Tischen mehrere Lichter angezündet. Der vordere Theil des Saals war von den Zuschauern besetzt; links und rechts saßen an Tafeln Rechtsgelehrte und Advokaten; im Hintergrund, auf einer Estrade, eine Menge Richter, deren letzte Reihen sich im Schatten verloren, unbewegliche düstere Figuren. Die Wände waren mit Lilien ohne Zahl bedeckt. Oberhalb den Richtern erblickte man in dunkeln Umrissen ein Christusbild. Rundum

die Lanzenspitzen der Wache, im Schein der Lichter wiederglänzend.

Herr, fragte Gringoire einen seiner Nachbarn, wer sind denn diese Personen, die dort unten in Reihen sitzen, wie Prälaten im Concilium?

Herr, erwiederte dieser, rechts sitzen die Räthe der großen Kammer, und links die Untersuchungsrichter.

Wer ist denn jener Dicke dort im rothen Kleide, der so schwitzt?

Das ist der Herr Präsident.

Und jene Schöpse dort hinter ihm? fuhr Peter Gringoire fort, der den Richterstand nicht liebte.

Das sind die Requetenmeister des königlichen Hofs.

Und vor ihm, dieser Keuler?

Das ist der Gerichtsschreiber des Parlaments.

Und rechts, dieses Krokodill?

Meister Philipp Cheulier, außerordentlicher Advokat des Königs.

Und links, diese dicke schwarze Katze?

Meister Jakob Charmolue, Prokurator des Königs in Kirchensachen, mit den Herren vom heiligen Officium.

Was machen denn alle diese wackern Leute da?

Sie richten.

Wen denn? Ich sehe ja keinen Angeklagten.

Es ist eine Weibsperson; Ihr könnt sie nicht sehen, sie bietet uns den Rücken, und ihr Anblick wird uns

durch die Menge entzogen. Dort ist sie, wo Ihr die vielen Lanzenspitzen seht.

Was ist es mit diesem Weib? Wißt Ihr ihren Namen?

Nein, ich komme eben erst. Ich vermuthe bloß, daß Zauberei im Spiele ist, weil der Official dem Prozesse anwohnt.

Wohlan, sagte unser Philosoph, wir wollen diese Richter da Menschenfleisch essen sehen. Das ist ein Schauspiel wie ein anderes.

Eben begann der Prozeß. Er wurde mit dem Zeugenverhör begonnen. Ein altes in Lumpen gekleidetes Weib machte folgende Aussage: Meine gnädigen Herren! Die Sache ist so wahr, als ich die alte Falourdel bin, seit vierzig Jahren auf der Skt. Michelsbrücke wohnhaft und Steuern und Abgaben pünktlich bezahlend. Vormals ein schönes Mädchen, jetzt ein armes altes Weib, meine gnädigen Herren! Man sagte mir seit einigen Tagen: Hört, Falourdel, dreht Abends Euer Rad nicht so rasch, denn der Teufel kämmt gerne mit seinen Hörnern die Kunkeln der alten Weiber. Der Knecht Ruprecht, der im vorigen Jahre in der Gegend des Tempels war, läßt sich jetzt in der alten Stadt sehen. Nehmt Euch in Acht, Falourdel, daß er nicht an Eure Thüre pocht. — Was geschieht? Eines Abends drehe ich mein Rädchen, man klopft an meine Thüre. Wer ist da? rufe ich. Es flucht. Ich öffne. Zwei Männer treten ein. Ein Schwarzer mit einem

schönen Offizier. Man sah vom Schwarzen nichts als die Augen, die glühten wie brennende Kohlen. Den ganzen übrigen Körper bedeckten Mantel und Hut. Sie sagen zu mir: Das Zimmer zur Skt. Martha. Das ist meine obere Stube, meine gnädigen Herren, ein schönes Zimmer. Sie geben mir einen Thaler. Ich lege ihn in meine Schublade und denke: damit willst du dir morgen Kuttelflecke kaufen. Wir steigen hinauf. Der Schwarze war verschwunden, wie ich den Rücken wandte. Da wurde es mir ein wenig unheimlich. Der Offizier, ein schöner Mensch, das muß wahr seyn, ging mit mir wieder herab. Er geht fort. Ich setze mich an mein Rad, und nach einer Viertelstunde kommt er mit einem schönen jungen Mädchen, einer recht niedlichen Puppe, der nur die Kleider fehlten, um eine Dame aus ihr zu machen. Sie hatte einen Bock bei sich, einen mächtig großen Bock, ich weiß nicht mehr, ob er schwarz oder weiß war. Darüber wurde ich nachdenklich. Das Mädchen geht mich nichts an, aber der Bock. Diese Thiere sind mir zuwider, und zudem war es ein Samstag. Inzwischen, was kann eine arme Frau machen! Ich sage nichts. Den Thaler hatte ich. Soweit war Alles in Ordnung. Nicht wahr, meine gnädigen Herren? Ich führe den Offizier und das Mädchen in das obere Zimmer, und lasse sie allein, d. h. mit dem Bock. Ich gehe wieder herab und setze mich an mein Spinnrad. Ihr müßt wissen, meine gnädigen Herren, daß mein Haus einen

obern Stock hat. Von hinten stößt es, wie alle andern Häuser der Brücke, an den Fluß, und zwei Fenster, eines oben, eines unten, öffnen sich über dem Wasser. Ich saß also, wie gesagt, an meinem Spinnrad. Plötzlich höre ich oben einen Schrei; es fällt Etwas hart auf den Boden und das Fenster öffnet sich. Ich springe schnell an mein unteres Fenster, da fällt vor meinen leiblichen Augen eine schwarze Masse in das Wasser herab. Es war ein Gespenst, als Geistlicher verkleidet. Es war Mondschein, und ich sah es recht gut. Es schwamm auf die Seite der alten Stadt. Ich zittere am ganzen Leibe und rufe der Nachtwache. Die Herren Gendarmen kommen und prügeln mich, weil sie etwas lustig waren und meinten, ich habe unnöthigen Lärm gemacht. Nachdem sie mich geprügelt haben, sage ich ihnen, wie es steht. Jetzt steigen wir hinauf, und was finden wir? Den Offizier in seinem Blute schwimmend, das Mädchen sich todt stellend und den Bock ganz wild. Gut, sage ich, da habe ich vierzehn Tage am Boden aufzuwaschen. Man trug den Offizier und das Mädchen fort. Jetzt kommt aber das Schlimmste, meine gnädigen Herren! Als ich am anderen Morgen den Thaler nehmen wollte, um Kuttelflecke zu kaufen, hatte er sich in ein dürres Laub verwandelt.

Die Alte schwieg. Ein Murmeln des Entsetzens lief durch die ganze Versammlung.

Dieses Gespenst, dieser Bock, das geht nicht mit rechten Dingen zu, da ist Hexerei im Spiele! sagte ein Nachbar zu Peter Gringoire.

Und dieses dürre Laub! fügte ein Anderer hinzu.

Es ist kein Zweifel, fuhr ein Dritter fort, sie ist eine Zauberin, die mit dem Knecht Ruprecht im Bunde steht, um die Offiziere auszuplündern und zu ermorden!

Peter Gringoire selbst war nicht ungeneigt, die ganze Geschichte in ihrem Zusammenhang wahrscheinlich und schauerlich zu finden.

Wittwe Falourdel, sagte der Präsident mit Majestät, habt Ihr dem Gericht nichts weiter vorzutragen?

Nein, gnädigster Herr, außer daß man in dem Berichte mein Haus ein altes stinkendes Loch genannt hat, was schimpflich für mich ist. Die Häuser auf der Brücke haben zwar kein so großes Aussehen, weil viel Volk da wohnt; aber es wohnen doch auch Schlächter da, die reiche Leute und mit recht hübschen Weibern verheirathet sind.

Der Advokat des Königs erhob sich: Schweigt! sagte er, ich bitte die Herren Richter, nicht aus der Acht zu lassen, daß man bei der Angeklagten einen Dolch gefunden hat. Wittwe Falourdel, habt Ihr das dürre Laub mitgebracht, in welches sich der Thaler verwandelte, den Euch das Gespenst gegeben hat?

Ja, gnädigster Herr, ich habe es wieder gefunden, antwortete sie. Hier ist es.

Ein Gerichtsdiener übergab das Blatt dem Advokaten des Königs, der es tiefsinnig betrachtete und dann dem Präsidenten zuschickte. Von diesem ging es unter den Richtern von Hand zu Hand, bis es an den Prokurator des Königs in Kirchensachen kam.

Das ist ein Blatt von Birkenholz, aus welchem Holze man Besen macht, welches ein neuer Beweis für die Anschuldigung der Hexerei ist, sagte Meister Charmolue mit tiefer Gelehrsamkeit.

Ein Richter nahm das Wort: Zeugin, zwei Männer sind zu gleicher Zeit in Euer Haus gekommen: Der Schwarze, den Ihr zuerst verschwinden und dann durch die Seine schwimmen saht, und der Offizier. Welcher der beiden hat Euch den Thaler gegeben?

Die Alte besann sich ein wenig und sagte: Der Offizier.

Ein Murmeln durchlief die Menge.

Ah! dachte Peter Gringoire, dieser Umstand macht mich doch wankend in meiner Ueberzeugung.

Der außerordentliche Advakat des Königs erhob sich. Ich bringe den Herren Richtern in Erinnerung, was in dem Protokoll steht, das an dem Krankenbette des verwundeten Offiziers aufgenommen worden ist: Derselbe erklärt: daß er, als besagter schwarze Mann zu ihm trat, den Gedanken gehabt, daß solcher gar wohl der Knecht Ruprecht seyn könne, daß derselbe schwarze Mann ihn lebhaft angetrieben, sich mit der Angeklagten einzulassen, und als er, der Hauptmann

hierauf bemerkt, daß er kein Geld habe, ihm denselben Thaler gegeben, womit der besagte Offizier die Falourdel bezahlt hat. Es folgt hieraus klar, daß der gedachte Thaler ein Geldstück aus der Hölle ist.

Diese schlagende Bemerkung machte allen Zweifeln unseres Peters und der übrigen Sceptiker in der Versammlung ein Ende.

Sämmtliche Akten liegen vor, fügte der Advokat des Königs, sich wieder setzend, hinzu; die Herren Richter können selbst die Aussagen des Phöbus de Chateaupers nachsehen.

Als dieser Name ausgesprochen wurde, erhob sich die Angeklagte; ihr Kopf wurde sichtbar. Peter Gringoire erkannte mit Schrecken Esmeralda.

Sie war bleich, ihre Haare, sonst so niedlich geordnet, fielen verwirrt über die Schultern herab; ihre Lippen waren blau, ihre Augen hohl.

Phöbus! sagte sie in einer Art Geistesverwirrung. Oh, gnädige Herren! ehe Ihr mich tödten laßt, sagt mir um Gotteswillen, ob er noch lebt!

Schweigt, Weib! antwortete der Präsident, das ist nicht unsere Sache.

Oh, um Gottes Barmherzigkeit willen, sagt mir, ob er noch lebt! fuhr sie fort und faltete ihre abgemagerten Hände. Ihre Ketten klirrten, als sie die beiden Arme erhob.

Nun, sagte trocken der Advokat des Königs, er stirbt. Seyd Ihr jetzt zufrieden?

Die Unglückliche fiel auf ihren Schemel zurück, lautlos, ohne Thränen, weiß wie ein Wachsbild.

Der Präsident beugte sich zu einem Manne hinab, der unterhalb seines Sitzes stand, ein schwarzes Kleid und eine goldene Mütze trug, und einen Stab in der Hand führte: Gerichtsbote, führt die zweite Angeklagte herein!

Aller Augen wandten sich einer kleinen Thüre zu, durch die man eine weiße Ziege mit vergoldeten Hörnern hereinführte. Peter Gringoire's Herz pochte. Das niedliche Thier blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und streckte seinen schlanken Hals aus, als ob es, von der Spitze eines Felsen herab, einen unermeßlichen Horizont zu überschauen hätte. Jetzt erblickte es die Zigeunerin, sprang über die Tafel und den Kopf eines Gerichtsschreibers weg und war in wenigen Sätzen bei ihr. Die Ziege legte sich zu den Füßen ihrer Herrin nieder, als ob sie um ein Wort oder eine Liebkosung bitten wollte; aber die Unglückliche blieb unbeweglich, und selbst die arme Djali konnte keinen Blick von ihr erlangen.

Richtig sagte die alte Falourdel, das ist der weiße Bock, ich erkenne beide ganz genau wieder.

Wenn es den Herren gefällig ist, sprach Jakob Charmolue, so wollen wir zum Verhör der Ziege schreiten.

Dieses Thier war in der That die zweite Angeklagte. Es war zu jenen Zeiten nichts Seltenes, daß man einem Thier wegen Hexerei den Prozeß machte.

Der Prokurator des Königs in Kirchensachen rief nun mit lauter Stimme: Wenn der Teufel, von dem diese Ziege besessen ist, und der bisher allen Beschwörungen widerstanden hat, in seiner Bosheit verharren sollte, so thun wir ihm hiemit kund und zu wissen, daß wir genöthigt seyn werden, die Strafe des Strangs oder des Scheiterhaufens gegen ihn verhängen zu lassen.

Peter Gringoire bekam den alten Schweiß. Jakob Charmolue nahm den Tambourin von der Tafel, hielt ihn der Ziege auf eine gewisse Weise vor und fragte: Wie viel Uhr ist es?

Die Ziege sah ihn mit einem klugen Blicke an, hob ihren vergoldeten Fuß und gab damit sieben Schläge. Es war wirklich sieben Uhr. Die Zuschauer entsetzten sich. Peter Gringoire war in Todesängsten.

Sie ist verloren. Sie richtet sich selbst zu Grunde! rief er mit lauter Stimme, ihr seht ja, daß sie nicht weiß, was sie thut!

Jakob Charmolue ließ die Ziege noch mehrere Kunststücke ähnlicher Art machen, und durch eine optische Täuschung, die den gerichtlichen Verhandlungen eigen ist, waren jetzt die nämlichen Zuschauer, welche sonst den unschuldigen Künsten der Ziege auf der Straße Beifall geklascht hatten, in den Hallen des Justizpalastes über dieselben Kunststücke voll Staunen und Entsetzen. Die Ziege war in ihren Augen Niemand Anderes, als der Teufel.

Noch schlimmer war es, als der Prokurator des Königs den ledernen Sack mit beweglichen Buchstaben welchen die Ziege am Halse trug, auf den Boden ausschüttete, und nun das kunstreiche Thier mit seinen Pfoten die Buchstaben aussuchte und den unseligen Namen Phöbus schrieb. Die Zaubereien, deren Opfer Phöbus geworden war, erschienen nun unwidersprechlich bewiesen, und in aller Augen war die Zigeunerin, diese niedliche Tänzerin, an deren Grazie sie sich oft ergötzt hatten, nichts weiter mehr als eine scheußliche Hexe.

Die Angeklagte gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Weder die Liebkosungen der Ziege, noch die Drohungen der Richter, noch die dumpfen Verwünschungen der Zuschauer, nichts vermochte sie aus ihrem Seelenschlummer zu wecken.

Man mußte sie durch einen Gerichtsboten unbarmherzig aufschütteln lassen, und dann erhob der Präsident laut und feierlich die Stimme: Mädchen, du gehörst dem Geschlecht der Zigeuner an, das der Zauberei obliegt. Du hast, in Vereinigung mit der verzauberten Ziege, welche gleichfalls in diesen Prozeß verwickelt ist, in der Nacht vom letztverflossenen 29. März, in Gemeinschaft mit den Mächten der Finsterniß, mittelst Zaubereien und höllischer Künste, einen Hauptmann der Bogenschützen des Königs, Phöbus de Chateaupers genannt, ermordet und mit einem Dolche erstochen. Beharrst du darauf, diese That noch ferner zu läugnen?

Entsetzlich! rief das Mädchen jammervoll aus und verbarg ihr Gesicht in beide Hände. Mein Phöbus! Oh, das ist mehr als Höllenpein!

Beharrst du darauf, diese That noch ferner zu läugnen? wiederholte kaltblütig der Präsident.

Ob ich sie läugne! sagte sie in furchtbarem Tone, und erhob sich mit blitzenden Augen.

Der Präsident erwiederte trocken: Wie willst du dann die Thatsachen, welche dir zur Last fallen, erklären?

Das Mädchen erwiederte schluchzend: ich habe es schon gesagt. Ich weiß es nicht. Ein Priester, den ich nicht kenne, ein höllischer Priester verfolgt mich.

So ist es, fuhr der Richter fort: Der Knecht Ruprecht in Gestalt eines Priesters.

Oh, gnädige Herren, habt Barmherzigkeit mit mir! Ich bin nur ein armes Mädchen....

Aus Aegyptenland, ergänzte der Richter.

Meister Jakob Charmolue nahm das Wort und sprach in süßlichem Tone: In Betracht der bedauernswerthen Hartnäckigkeit der Angeklagten trage ich auf die peinliche Frage an.

Bewilligt, sprach der Präsident.

Die Unglückliche zitterte am ganzen Körper.

Gleichwohl erhob sie sich und ging mit ziemlich festem Schritte, zwischen zwei Reihen von Lanzen einer kleinen Thüre zu, welche sich plötzlich öffnete und eben so schnell wieder hinter ihr schloß. Jakob Charmolue,

der Prokurator des Königs in Kirchensachen, und einige Priester des heiligen Officiums begleiteten die Angeklagte in die Marterkammer.

Als die Angeklagte durch die Thüre verschwunden war, hörte man die Ziege traurig blöcken.

Die Sitzung wurde suspendirt. Auf die Bemerkung eines der Richter, daß man sehr lange werde warten müssen, bis die Tortur beendigt sey, erwiederte der Präsident, daß ein Richter sich seinen Pflichten opfern müsse, und sollte er darüber das Nachtessen versäumen.

Die verfluchte Hexe, brummte ein alter Richter in den Bart, läßt sich die Folter geben, wenn man noch nicht zu Nacht gegessen hat!

Nachdem Esmeralda in einem finstern Gange, worin am hellen Tage Lampen brannten, einige Stufen hinauf und wieder andere herabgestiegen war, trat sie in ein düsteres, thurmähnliches Zimmer ohne Fenster oder irgend eine andere Oeffnung, als die ungeheure eiserne Thüre, zu der man hereinkam. Es fehlte gleichwohl nicht an Helle, denn in einer Art Backofen, der in der Mauer angebracht war, brannte ein großes Feuer, das seinen röthlichen Schein durch diese Marterhöhle warf, und der Unglücklichen an den Wänden umher alle die furchtbaren Werkzeuge der Pein zeigte, welche sie an diesem Orte erleiden sollte.

Auf einer ledernen Matratze, die vom Gewölbe herabhing und fast den Boden berührte, saß Meister

Pierrat Torterue, der geschworne Stockmeister. Seine Knechte, zwei Gnomen mit breiten Gesichtern, schürten das Feuer im Ofen, und machten die Zangen glühend. Die Gerichtsboten traten auf die eine, die Priester des heiligen Officiums auf die andere Seite. Ein Gerichtsschreiber saß an einem Tisch in der Ecke. Meister Jakob Charmolue näherte sich der Angeklagten und sagte äußerst freundlich und verbindlich: Mein liebes Kind, du beharrst also auf deinem Läugnen?

Ja, antwortete sie mit halberstickter Stimme.

In diesem Falle, fuhr Meister Jakob freundlich fort, müssen wir, so schmerzlich es uns ist, zur peinlichen Frage schreiten. Wenn es dir gefällig ist, mein Kind, auf jener Matratze Platz zu nehmen! Meister Pierrat, macht dem Frauenzimmer Platz und schließt die Thüre.

Meister Pierrat erhob sich grinsend. Wenn ich die Thüre schließe, murrte er, so wird mein Feuer ausgehen.

Je nun, lieber Freund, erwiederte der sanftmüthige Meister Jakob, so laßt sie offen.

Esmeralda war stehen geblieben. Dieses lederne Bett, auf dem sich schon so viele Unglückliche schmerzvoll gewunden hatten, erfüllte sie mit Entsetzen. Das Mark fror ihr in den Beinen, sie stand da wie vernichtet. Auf ein Zeichen, das Meister Jakob gab, faßten sie die beiden Knechte und setzten sie auf das Bett nieder. Sie thaten ihr kein Leid an, aber als ihre Hände sie berührten, als das Leder der Matratze

sie berührte, fühlte sie all ihr Blut dem Herzen zuströmen. Sie warf einen verwirrten Blick rings um sich her, alle die mißgestalteten Werkzeuge der Tortur, die an den Wänden hingen, schienen plötzlich in Bewegung zu kommen, sich ihr von allen Seiten zu nähern, ihren ganzen Körper zu zwicken und zu klemmen.

Wo ist der Arzt? fragte Meister Jakob.

Hier, erwiederte ein Schwarzrock, den die Angeklagte bisher noch nicht bemerkt hatte. Sie schauderte zusammen.

Mein liebes Kind, fuhr Meister Jakob mit seiner schmeichelnden Stimme fort, ich frage dich zum dritten Mal, ob du darauf beharrst, die Thatsachen zu läugnen, deren du beschuldigt bist?

Die Angeklagte vermochte nur ein Zeichen mit dem Kopfe zu geben, die Stimme versagte ihr.

Du beharrst also, sagte Meister Jakob, das ist mir sehr leid, allein ich muß die Pflichten meines Amts erfüllen.

Herr Prokurator, fragte Meister Pierrat, womit machen wir den Anfang?

Meister Jakob besann sich eine Weile mit dem nachdenklichen Gesicht eines Dichters, der auf einen Reim sinnt; dann sagte er freundlich: Mit dem Halbstiefel.

Die Unglückliche fühlte sich so verlassen von Gott und den Menschen, daß ihr Haupt auf die Brust sank, wie etwas, das keine Kraft mehr hat, sich selbst zu tragen.

Der Stockmeister und der Arzt näherten sich ihr zumal. Die beiden Knechte suchten unter ihrem Vorrath

die Werkzeuge der Marter aus. Bei dem Klirren dieser scheußlichen Instrumente zitterte das arme Mädchen am ganzen Körper und seufzte so leise, daß Niemand es hörte: Oh, mein Phöbus! Dann fiel sie wieder in ihre starre Unbeweglichkeit und ihr todtenähnliches Schweigen zurück. Dieses rührende Schauspiel hätte jedes andere Herz zerrissen, als das — unerbittlicher Richter.

Inzwischen hatten die Knechte des Stockmeisters mit ihren räudigen Händen der Unglücklichen den Strumpf ausgezogen und ihren niedlichen Fuß entblößt. Schade darum! murmelte selbst der fühllose Stockmeister, als er ihn betrachtete.

Ein Flor, wie ein dichter Nebel, hing vor den Augen der Unglücklichen, und sie sah durch ihn nur undeutlich, wie man die Marterwerkzeuge brachte und ihren Fuß zwischen den Eisen einkeilte. Der Schrecken gab ihr ihre Kraft zurück. Nehmt mir das weg! schrie sie laut auf. Gnade! Gnade!

Zum letzten Mal, gestehst du die Thatsachen ein, welche sich im Laufe des Prozesses ergeben haben? fragte Meister Jakob mit seiner unzerstörbaren Freundlichkeit.

Ich bin unschuldig.

Wie willst du alsdann die Thatsachen erklären, die dir zur Last fallen?

Ich weiß es nicht.

Du läugnest also fortwährend?

Alles.

Macht vorwärts! sprach Meister Jakob zu Meister Pierrat.

Meister Pierrat drehte die Schraube, und der Halbstiefel, in welchen der Fuß gespannt war, preßte sich zusammen. Die Unglückliche stieß einen jener furchtbaren Schreie aus, die in keiner menschlichen Sprache einen Namen haben.

Halt! sagte Meister Jakob. Willst du gestehen?

Alles! rief das elende Wesen. Ich gestehe! Ich gestehe! Gnade!

Das arme Kind hatte seine Kräfte nicht berechnet, als sie der Folter trotzte. Der erste Schmerz hatte ihren Widerstand besiegt.

Die Menschlichkeit verpflichtet mich, dir zu sagen, fuhr Meister Jakob mit immer gleicher Freundlichkeit fort, daß dein Geständniß den Tod nach sich zieht.

Das hoffe ich zu Gott, erwiederte sie und fiel erschöpft auf ihr Schmerzenslager zurück.

Meister Jakob erhob seine Stimme: Gerichtschreiber schreibt! Junges Zigeunermädchen, du gestehst also deine Theilnahme an den höllischen Festen, welche die Larven, die Masken und die Hexen halten. Antworte!

Ja, sagte sie so leise, daß ihre Stimme sich in ihrem Hauche verlor.

Du gestehst ferner, den Geißbock gesehen zu haben, den Beelzebub in den Wolken erscheinen läßt, um zum Hexentanze zu rufen, und den nur diejenigen erblicken, welche Zauberkünste treiben?

Ja!

Du gestehst, Behemot's Haupt, dieses scheußliche Götzenbild der Tempelritter, angebetet zu haben?

Ja!

Mit dem Teufel, der dir in Gestalt einer Ziege folgte, Umgang gepflogen zu haben?

Ja!

Du gestehst und bekennst endlich, mit Hülfe des Teufels und des Gespensts, das vulgo Knecht Ruprecht heißt, in der Nacht vom letztverflossenen 29. März einen Hauptmann der Bogenschützen, Phöbus de Chateaupers genannt, ermordet zu haben?

Sie heftete ihre großen Augen auf den Richter und antwortete mechanisch: Ja! Sie war augenscheinlich ihrer Sinne nicht mehr mächtig.

Schreibt Gerichtsschreiber! sprach Meister Jakob. Man binde die Gefangene los und führe sie in den Gerichtssaal zurück!

Der Prokurator des Königs in Kirchensachen nahm sofort den angeschwollenen Fuß der Patientin in Augenschein und sagte: Kleinigkeit! Du hast noch zu rechter Zeit geschrieen! Das würde dich nicht am Tanzen hindern, wenn es sonst nichts wäre!

Dann wendete sich Meister Jakob zu den Herrn vom heiligen Officium und sprach mit Salbung: So ist endlich die Justiz aufgeklärt! Das ist ein Trost für das Herz eines Richters, und das liebe Kind wird uns

das Zeugniß geben, daß wir mit aller möglichen Schonung verfahren sind.

Als die Unglückliche, bleich und hinkend, in den Gerichtssaal zurückkam, wurde sie mit allgemeinem beifälligem Murmeln empfangen. Von Seiten der Zuschauer bezeichnete dasselbe jenes Gefühl befriedigter Ungeduld, das man im Theater bei der endlichen Entwicklung eines Stücks empfindet, von Seiten der Richter die Hoffnung, jetzt bald zu Nacht speisen zu können. Auch die kleine Ziege blöckte ihr freudig entgegen; sie konnte sich ihr nicht nähern, weil sie an die Bank gebunden war.

Die Angeklagte schleppte sich mühsam zu ihrem Sitze. Meister Jakob ging graphitätisch dem seinigen zu, setzte sich, erhob sich wieder und sprach mit Selbstgefühl: Die Angeklagte hat Alles gestanden.

Zigeunermädchen, nahm der Präsident das Wort, du bist also geständig aller dir zur Last gelegten Thatsachen, Zauberei, Prostitution und Meuchelmord betreffend, verübt an der Person eines Hauptmanns der königlichen Bogenschützen, Phöbus de Chateaupers genannt?

Das Herz der Angeklagten war zum Sprengen voll und sie antwortete schluchzend. Alles, was Ihr wollt, aber laßt mich schnell tödten!

Herr Prokurator des Königs in Kirchensachen, sprach der Präsident feierlich, der Gerichtshof ist bereit, Euer Requisitorium anzuhören.

Meister Jakob zog einen ungeheuern Aktenstoß hervor und begann mit vieler Salbung seinen Vortrag in lateinischer Sprache. Er hatte noch nicht den Eingang vollendet, als schon dicke Schweißtropfen über seine Stirne rannen. Plötzlich, mitten in einer Periode, unterbrach er seinen Vortrag und rief in französischer Sprache: Meine Herren, der Teufel ist bei dieser Sache so sehr im Spiele, daß er in eigener Person unseren Debatten anwohnt und die Majestät des Gerichts verhöhnt. Seht dorthin!

Mit diesen Worten deutete er auf die weiße Ziege, die, als sie den Meister Jakob Charmolue gestikuliren und mit den Händen fechten sah, sich auf den Hintern gesetzt und ihn mit ihren Vorderfüßen nachgeäfft hatte. Dieser Zwischenfall wurde als letzter Beweispunkt angesehen und that große Wirkung. Man band der Ziege die Füße zusammen und der Prokurator des Königs nahm den Faden seines Vortrags wieder auf. Der Schluß seines Requisitoriums war der Antrag: Die hier gegenwärtige Angeklagte, als der Zauberei und des Mords überwiesen, zur Kirchenbuße auf dem Platz der Liebfrauenkirche zu verurtheilen und sofort dieselbe auf dem Greveplatz durch den Strang vom Leben zum Tod bringen zu lassen.

Ein anderer Schwarzrock in der Nähe der Angeklagten erhob sich; es war ihr Advokat. Die hungrigen Richter fingen an zu murren.

Advokat, faßt Euch kurz, sprach der Präsident.

Herr Präsident, antwortete der Advokat, dieweil die Angeklagte des Verbrechens geständig ist, so habe ich den Herrn Richtern nur noch einen Text des salischen Gesetzes in Erinnerung zu bringen. Wenn eine Hexe einen Menschen gefressen hat, und dessen überwiesen ist, so hat sie eine Strafe von achttausend Silberlingen zu bezahlen. — Möge es nun dem Gerichtshof gefällig seyn, meine Clientin zu dieser Strafe zu verurtheilen.

Abgeschaffter Text, erwiederte der Advokat des Königs.

Nego, versetzte der Vertheidiger der Angeklagten.

Zur Abstimmung! Zur Abstimmung! riefen mehrere Richter zumal, das Verbrechen ist offenbar, und es ist schon spät.

Der Präsident ließ alsbald zur Abstimmung schreiten. Der Gerichtsschreiber schrieb das Urtheil nieder und eröffnete es der Angeklagten in folgenden Worten:

Zigeunermädchen, an dem Tage, da es dem Herrn unserem König gefallen wird, um die Mittagsstunde, werdet Ihr in einem Karren, in bloßem Hemd und nackten Füßen, den Strick um den Hals, vor den großen Eingang der Liebfrauenkirche gebracht werden, daselbst Buße zu thun, mit einer zweipfündigen Wachskerze in der Hand, und werdet von dort auf den Greveplatz geführt werden, wo man Euch an gemeinem Stadtgalgen henken wird, bis der Tod erfolgt, und ein Gleiches wird dieser Euerer Ziege geschehen; und habt

dem Official drei goldene Löwen zu bezahlen, um der von Euch begangenen und gestandenen Verbrechen der Zauberei und des Meuchelmords willen, so Ihr an der Person des Phöbus de Chateaupers, Hauptmanns der königlichen Bogenschützen, verübt habt. Gott sey Eurer armen Seele gnädig.

Oh! es ist ein Traum! sagte die Unglückliche halb besinnungslos für sich. In demselben Augenblick wurde sie von plumpen Fäusten ergriffen und weggetragen.

IV.

Laßt alle Hoffnung hinter Euch.

Wenn im Mittelalter ein Gebäude vollständig war, befand sich fast eben so viel Mauerwerk unter der Erde, als über derselben. Ein Palast, eine Burg, eine Kirche hatten immer einen doppelten Grund. Eine Cathedrale hatte gewissermaßen eine andere unterirdische, niedere, finstere, geheimnißvolle Kirche unter sich, blind und stumm unter der oberen Kirche, in der das Licht glänzte und Tag und Nacht Orgeln und Glocken ertönten. Manchmal war auch der unterirdiche Theil der Kirche ein Grab. In den Palästen und Bastillen war der unterirdische Theil ein Kerker, bisweilen eine Gruft, manchmal beides zumal. Diese gewaltigen Gebäude hatten nicht bloß eine einfache Grundmauer, sondern eigentliche Wurzeln im Boden: Zimmer, Galerien, Treppen, wie im oberen Bauwerk. Im Justizpalast zu Paris

bestand der unterirdische Theil des Gebäudes aus Gefängnissen. Diese Kerker gingen tief in den Boden hinab, einer über dem anderen. Einmal da unten, in der untersten Tiefe, begraben, gute Nacht Tag, Luft, Leben: Laßt alle Hoffnung hinter euch! Das elende Geschöpf, einmal da hinunter gestoßen, erblickte das Licht des Tages nur wieder, um von der Welt auf ewig Abschied zu nehmen. Glücklich noch, wenn das Schwert des Henkers oder die Flamme des Scheiterhaufens einen schnellen Ausgang aus dem Leben bereitete. Viele verfaulten im dumpfen Kerker bei lebendigem Leibe. Das war eine Begnadigung, und die Justiz nannte es: Vergessen.

In eine dieser unterirdischen Höhlen hatte man das arme schwache Zigeunermädchen gebracht. Hier lag sie von dichter Finsterniß umgeben, an die feuchte Mauer gekettet, lebendig begraben. Kalt wie die Nacht, kalt wie der Tod, von der Menschheit abgeschieden, kein Strahl des Tages mehr in ihre Augen fallend, ihre zarten Glieder in Eisen geschlagen, so saß sie da, neben einem Krug Wasser und einem Stück schwarzen Brodes auf halbvermodertem Stroh, ein Bild des Jammers. Ihre Glieder lagen halb im Wasser, das von den feuchten Wänden triefte und sich in einer Vertiefung neben ihr sammelte. Der Athem in ihrer Brust ging noch aus und ein, aber sie lebte nicht mehr. Phöbus, die Sonne, der helle Mittag, die frische Luft, die Straßen von Paris, die Tänze unter dem Beifall des Volks, dann der Priester,

der Dolch, das Blut, Folter und Galgen: Alles das ging an ihrer erstarrten Seele vorüber, bald als ein lieblicher Traum, bald als ein mißgestalteter drückender Alp; es war aber nichts weiter mehr, als ein unbestimmter furchtbarer Kampf, der sich in der Nacht des Kerkers verlor, oder eine ferne Musik, die da oben auf der Erde spielte, und die man in der Tiefe nicht mehr hörte, in welcher das unglückliche Geschöpf schmachtete. Von solchem Unglück erdrückt, in der Nacht eines solchen Kerkers konnte sie Wachen vom Schlaf, den Traum von der Wirklichkeit, den Tag von der Nacht nimmer unterscheiden. Alle Bilder traten verwirrt und vermischt vor ihren zerrütteten Geist. Sie fühlte, sie dachte nicht mehr; höchstens träumte sie. Ihr Leben war geschlossen, noch ehe es unter der Hand des Nachrichters endete.

So, auf dem feuchten Stroh liegend, gefroren, versteinert, hatte sie kaum zwei- oder dreimal das Geräusch eines Schubfensters gehört, das sich irgendwo über ihr öffnete, und durch das ihr eine unsichtbare Hand ein Stück schwarzen Brodes zuwarf. Dieser tägliche Besuch des Kerkermeisters war noch die einzige Verbindung, worin sie mit der Welt stand. Ein einziger Schall drang noch mechanisch zu ihrem Ohr: Ueber ihrem Haupte tröpfelte die Feuchtigkeit durch die vermoderten Steine des Gewölbes, und in gleichen Zwischenräumen sonderte sich ein Tropfen Wasser davon ab. Sie horchte stumpfsinnig auf das Geräusch, das dieser Wassertropfen

machte, indem er in die mit Wasser angefüllte Vertiefung neben ihr fiel.

Dieser Wassertropfen, in diese Vertiefung fallend, war noch die einzige Bewegung um sie her, die einzige Uhr, die ihr die Zeit anzeigte, das einzige Geräusch von allem Geräusch auf der weiten Oberfläche der Erde, das bis in ihren Kerker drang. Von Zeit zu Zeit fühlte sie etwas Kaltes, das da und dort über ihren Arm oder Fuß sprang. Es wahren die nassen Bewohner dieser Höhle. Wie lange war sie schon in diesem Kerker? Sie wußte es nicht. Soviel nur erinnerte sie sich, daß irgendwo ein Todesurtheil gegen irgend Jemand ausgesprochen worden sey, hierauf habe man sie, sie selbst, fortgetragen, und dann sey sie in der Nacht und in der Stille, von Kälte und Fieber geschüttelt, wieder aufgewacht. Sie sey auf den Händen fortgerutscht, da hätten Ketten gerasselt, und der eiserne Ring an ihrem Fuße hätte sie blutig gerissen. Sie hätte mit den Händen um sich getappt, und überall nur die kalte Mauer um sich gefunden; dann habe sie sich auf das feuchte Stroh gesetzt, das neben ihr gelegen. Wie lange sie so da saß, wußte sie nicht, denn es gab für sie weder Zeit noch Stunde, weder Tag noch Nacht.

Eines Tags oder eine Nacht, denn Mittag und Mitternacht hatten die nämliche Farbe in diesem Grab, hörte sie über sich ein stärkeres Geräusch, als gewöhnlich der Kerkermeister, wenn er ihr Brod und Wasser brachte, machte. Sie hob das Haupt und sah einen röthlichen

Strahl durch die Spalten der Thüre dringen. Zu gleicher Zeit klirrten die Riegel, die Pforte drehte sich in ihren verrosteten Angeln, und sie erblickte zwei Männer und ein Licht. Das Licht blendete sie, sie schloß die Augen.

Als sie die Augen wieder öffnete, war die Thüre geschlossen, das Licht stand auf einer Stufe der Treppe, und ein Mann, allein, stand vor ihr. Gesicht und Gestalt waren ganz in einen schwarzen Mantel verhüllt. Sie heftete fest ihre Augen auf dieses geisterhafte Wesen. Beide schwiegen. Endlich brach die Gefangene das Stillschweigen: Wer bist du? fragte sie.

Ein Priester.

Das Wort, der Ton, der Klang der Stimme, machten sie schaudern.

Bist du bereitet? fragte mit dumpfer Stimme der Priester.

Wozu?

Zum Tode.

Oh! doch bald? sagte sie.

Morgen.

Ihr Haupt, das sie freudig erhoben hatte, fiel auf ihre Brust zurück.

Das ist noch sehr lange! seufzte sie, könnte es nicht heute schon seyn?

Du fühlst dich also sehr unglücklich? fragte der Priester nach einer Pause.

Es friert mich sehr, antwortete sie.

Der Priester warf seine Augen im Kerker umher: Ohne Licht! Ohne Feuer! im Wasser! Das ist schrecklich.

Ja, sagte sie, der Tag gehört Jedermann, warum gibt man mir nur die Nacht?

Weißt du, fragte der Priester nach einer Pause, warum du hier bist?

Ich glaube, ich habe es gewußt, erwiederte sie und brachte ihre abgemagerte Hand an ihre Stirne, gleichsam um ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, aber ich weiß es nicht mehr.

Plötzlich fing sie an zu weinen wie ein Kind: Ich möchte gerne fort von hier, lieber Herr! Es friert mich, ich fürchte mich, und es gibt hier Thiere, die mir über den Leib kriechen.

So folge mir.

Der Priester nahm sie am Arm. Die Unglückliche war durch und durch gefroren. Gleichwohl fühlte sie beim Druck dieser Hand eine Kälte.

Oh, sagte sie, das ist die kalte Hand des Todes. Wer bist du?

Der Priester schlug die Kapuze seines Mantels zurück, und sie sah das unheilbringende Gesicht, das sie schon so lange verfolgte, das Haupt jenes Teufels, das ihr, den Dolch in der Hand, über dem geliebten Haupte ihres Phöbus erschienen war.

Diese Erscheinung, immer so unheilverkündend für sie; die sie, von einem Elend ins andere, bis zum Fuße des Galgens gestoßen hatte, weckte sie auf einmal

aus ihrem dumpfen Hinbrüten. Der Flor, der ihr Denkvermögen umhüllt hatte, zerriß plötzlich. Alle Einzelnheiten ihrer unseligen Geschichte, von der nächtlichen Scene bei der Falourdel an bis zur Verurtheilung im Justizpalast, traten zumal vor ihren Geist, nicht unbestimmt und verwirrt, wie bis jetzt, sondern bestimmt, deutlich, furchtbar, herzzerreißend. Alle Wunden ihres Herzens öffneten sich zumal und bluteten zugleich.

Sie zitterte an allen Gliedern, bedeckte ihre Augen mit den Händen und rief entsetzt: Oh, das ist der Priester!

Ihre Arme fielen schlaff am Leibe herab, sie saß da mit gesenktem Haupt, den Blick der Erde zugekehrt, stumm und zitternd. Der Priester betrachtete sie schweigend.

Jetzt fing sie leise an zu murmeln: Vollende! Vollende! Den letzten Streich!

Sie ließ ihr Haupt auf die Brust herabfallen, gleichsam den tödtlichen Schlag erwartend.

Ich flöße dir also Abscheu ein? fragte der Priester.

Sie antwortete nicht.

Verabscheust du mich? wiederholte er.

Ihre Lippen verzogen sich zu einem krampfhaften Lächeln: Ja, sagte sie, der Henker scherzt mit der Verdammten. Seit Monaten schon verfolgt er mich. Wie glücklich wäre ich ohne ihn! Er hat mich in dies Verderben gebracht!... Er hat meinen Phöbus ermordet!

Sie brach in Thränen aus, hob ihre Augen zu dem Priester und sprach: Elender, wer bist du? Was habe ich dir gethan? Warum hassest du mich?

Ich liebe dich! rief der Priester aus.

Ihre Thräne hörten auf zu fließen, sie warf einen Blick stumpfsinnigen Staunens auf ihn.

Der Priester fiel zu ihren Füßen nieder, betrachtete sie mit flammenden Augen und rief: Ich liebe dich! Hörst du das?

Welche Liebe! sagte die Unglückliche schaudernd.

Die Liebe eines Verdammten.

Beide schwiegen einige Minuten; sie erlagen unter dem Gewicht ihrer Gemüthsbewegungen, er — wahnsinnig, sie — stumpfsinnig.

Höre, sagte endlich der Priester ruhig und kalt, ich will dir mein ganzes Herz öffnen, ich will dir sagen, was ich bis jetzt mir selbst kaum gestanden habe. Höre, junges Mädchen! Ehe ich dich kannte, war ich glücklich.

Und ich! seufzte sie mit schwacher Stimme.

Höre mich! Ja, ich war glücklich, ich glaubte es wenigstens zu seyn. Ich war rein, meine Seele voll Klarheit. Kein Haupt erhob sich stolzer und strahlender, als das meinige. Priester fragten mich um Rath über die Keuschheit, Gelehrte über die Gelehrsamkeit. Die Wissenschaft war mir alles, sie war meine Schwester, und eine Schwester genügte mir. Nicht, daß ich nie in Versuchung gerathen wäre, mein Fleisch empörte

sich mehr als einmal gegen die Strenge des Gesetzes, die den Priester an den kalten Stein des Altars fesselt. Aber Nachtwachen, Studien, Fasten und Beten gaben der Seele die Herrschaft über den Körper zurück. Ich floh die Weiber und mied ihren Umgang. Wenn mich der Satan mit unreinen Händen versuchte, warf ich mich in die Arme der Wissenschaft; ich schwang mich in höhere Regionen empor, wo die ewige Wahrheit thront, und ließ den Schmutz der Erde tief unter mir. So lange der höllische Dämon nur unbestimmte Weiberschatten, die einzeln in der Kirche, auf der Straße an mir vorüberschwebten, aussandte mich zu versuchen, behielt ich den Sieg. Ist er mir nicht geblieben, so ist Gott schuld, der dem Teufel Macht über die Menschen gegeben hat. Höre! eines Tages....

Hier hielt der Priester inne, und ein tiefer, schwerer Seufzer stieg mühsam aus seiner Brust empor. Eines Tages, fuhr er fort, stand ich am Fenster meiner Zelle. Ich las ein Buch, ich weiß nicht mehr welches, denn alles schwimmt wie ein Nebel vor meiner Erinnerung. Ich las: Ich hörte den Schall eines Tambourins. Ich ärgerete mich, in meinen Betrachtungen auf solche Art unterbrochen zu werden. Ich sah auf den Platz hinab. Es war Mittag, die Sonne strahlte in ihrem hellsten Glanze, ein Wesen tanzte auf dem Platze, ein Wesen, so schön, daß Gott es der heiligen Jungfrau vorgezogen und zu seiner Mutter gewählt haben würde, wenn es gelebt hätte, als er Mensch ward. Dieses Wesen

tanzte im Strahl der Sonne, strahlender als sie. Sein Anblick bezauberte mich, ich konnte die Augen nicht wegwenden, ich fühlte, daß ein Zauber mich feßle. Du Mädchen, du warst dieses Wesen.

Der Priester athmete aus tiefer Brust und schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort: Ich war geblendet, ich wollte meine Augen wegwenden und vermochte es nicht. Ich rief mir die Fallstricke ins Gedächtniß zurück, die mir der Satan schon früher gelegt hatte. Vergebens, der Zauber war unbezwinglich. Das Wesen, das in meine Augen strahlte, besaß jene übernatürliche Schönheit, die nur vom Himmel oder von der Hölle kommen kann. Das war kein gemeines Wesen, aus ein wenig Erde zusammengeknetet und im Innern nur sparsam erhellt durch das flackernde Licht einer Weiberseele. Es war ein Engel, aber ein Engel der Finsterniß, ein Engel der Flamme, nicht des Lichts. So dachte ich, da erblickte ich neben dir eine Ziege, ein Thier des höllischen Sabbaths; sie betrachtete mich mit höhnischen Blicken. Die Mittagssonne hatte ihr feurige Hörner gegeben. Jetzt zweifelte ich nicht mehr an den Fallstricken des Satans, er hatte dich aus der Hölle gesendet, mich zu verderben. Ich glaubte es.

Der Priester warf einen durchdringenden Blick auf die Gefangene und fügte kalt hinzu: Ich glaube es noch. Der Zauber aber hatte bereits gewirkt. Dein Tanz hatte meine Sinne verwirrt, das Werk der Finsterniß vollendete sich in mir, ich fühlte es. Die himmlischen

Hüter meiner Seele waren eingeschlafen, und ich gab mich mit Lust dem geheimnißvollen Zauber hin. Jetzt fingst du an zu singen. Dein Gesang war noch bezaubernder als dein Tanz. Fliehe, Elender, fliehe! Ich war an den Boden gefesselt. Meine Füße waren versteinert, wie der Boden, der sie trug. Der Zauber war stärker, als ich. Er fesselte meine Augen, mein ganzes Wesen, bis du aufhörtest zu singen und zu tanzen. Du warst verschwunden und noch verblendete der Zauber meine Augen, ich sah deine verführerischen Tänze, ich hörte die schmeichelnden Töne deines Gesangs. Halb sinnlos fiel ich in die Fenstervertiefung zurück. Die Vesperglocke weckte mich aus meinen Träumen. Ich erhob mich, ein anderer Mensch. Der Zauber der Hölle hatte mich ergriffen und mein Innerstes durchdrungen. Mein guter Geist war von mir gewichen. Die Hölle umgab mich mit ihren tausend Lockungen, ich konnte, ich wollte nicht fliehen.

Der Priester hielt abermals inne und fuhr dann fort: Von diesem Tage an war ein fremder, unsauberer Geist in mich eingezogen. Ich versuchte alle Mittel ihn auszutreiben: Gebet, Kasteiung, Arbeit. Alles vergebens! Die Wissenschaft gewährte mir keinen Trost mehr, sie kämpfte umsonst gegen ein mit Leidenschaften erfülltes Gemüth. Nahm ich ein Buch zur Hand, so schwebte zwischen mir und ihm der Schatten der Tänzerin, das reizende Bild der Sängerin.

Der Zauber verfolgte mich auf jedem Schritte, immer wiedertönte dein Gesang in meinen Ohren, immer sah ich deine Füße in der Luft schweben. Da beschloß ich dich aufzusuchen, dich noch einmal zu sehen, das Ideal mit der Wirklichkeit zu vergleichen, Fleisch und Bein zu berühren, und so vielleicht den höllischen Zauber zu zerstören. Ich sah dich wieder. Unglückseliger! Nachdem ich dich zweimal gesehen, wollte ich dich tausendmal sehen, dich für immer besitzen. Jetzt war kein Halt mehr auf dem abschüssigen Pfad, der zur Hölle führt. Die Flügel meines Geistes waren mit Stricken der Hölle gefesselt. Ich wurde vag und irrend gleich dir. Ich wartete auf dich unter den Hallen, ich suchte dich auf den Straßen, ich schaute nach dir von der Höhe meines Thurmes. Jeden Abend kehrte ich bezauberter, verzweifelter, verlorener in meine Zelle zurück.

Ich wußte jetzt, wer du warst: Aegypterin, Zigeunerin, Zitterspielerin. Wie konnte ich noch an Zauberei zweifeln? Höre! Ich hoffte durch einen Prozeß den Zauber zu lösen. Eine Hexe hatte Bruno d'Ast bezaubert, er ließ sie verbrennen und war geheilt. Das wußte ich und wollte das nämliche Mittel versuchen.

Ich wollte dich aufheben und dem heiligen Amte übergeben. Ich versuchte es in einer finstern Nacht. Wir waren unser Zwei. Wir hielten dich bereits fest, da kam jener elende Soldat und befreite dich. Hier fing dein und mein Unglück an, und das Seinige.

Jetzt gab ich dich beim heiligen Officium als Zauberin an, und hoffte dadurch den Zauber zu bannen, wie Bruno d'Ast. Auch schwebte mir verwirrt der Gedanke vor, daß dein Prozeß dich in meine Hände geben, daß die Mauern eines Kerkers dich mir überliefern würden, daß du da gebannt seyest und mir nicht entgehen könnest. War ich so lange Zeit von dir besessen, so wollte ich jetzt dich besitzen. Wer Böses thut, thue es ganz. Ein Schwächling, der auf halbem Wege stehen bleibt! Ein vollendetes Verbrechen ist berauschend. Ha! ein Priester und eine Hexe im Kerker auf einem Bund Stroh, im Taumel der Wollust!

Ich gab dich dem heiligen Officium an. Doch hielt ich den Sturm noch zurück. Mein Plan hatte so furchtbare Seiten, daß sie mich selbst mit Schrecken erfüllten. Vielleicht hätte ich ihm entsagt, vielleicht hätte der schreckliche Gedanke keine Frucht getragen. Es lag ja in meiner Macht, dem Prozeß Folge zu geben, oder ihn abzubrechen. So glaubte ich. Doch — böse Gedanken werden zur bösen That. Das Schicksal ist stärker, als der menschliche Wille. Das allgewaltige Fatum hat dich und mich erfaßt. Was ich im Finsteren schmiedete, ist zur offenen That geworden. Höre mich! Ich bin am Ende.

Eines Tages geht ein Mensch an mir vorüber, er nennt deinen Namen, er lacht mit verbuhlten

Blicken. Himmel und Hölle! Ich folge ihm. Das Uebrige weißt Du. —

Der Priester schwieg. Das Mädchen konnte nur das einzige Wort finden: Phöbus!

Nenne diesen Namen nicht! rief der Priester heftig aus und faßte sie gewaltsam am Arm. Nicht diesen Namen! Er zerreißt meine Ohren. Durch ihn sind wir beide elend. Bist du nicht leidend? Frierst du nicht? Umhüllt dich nicht die Nacht des Kerkers? — Und doch bist du noch glücklich, wäre es auch nur durch deine kindische Liebe zu diesem hohlen Kopfe, der mit deinem Herzen spielt! Mein Kerker wohnt in mir selbst, in meinem Innern ist es Winter, Eis, Verzweiflung. Ich trage die Nacht in meiner Seele. Du begreifst nicht, was ich leide. Ich habe deinem Prozesse angewohnt. Ich saß auf der Bank des heiligen Officiums. Unter meinem Priesterrock litt ich die Qualen eines Verdammten. Als man dich hereinführte, saß ich da; als man dich verhörte, saß ich da. Oh! des Himmels Fluch über diese Tigerhöhle! Es war mein Verbrechen, es war mein Galgen, den ich langsam auf deiner Stirne aufrichten sah. Bei jedem Zeugen, bei jedem neuen Beweise saß ich da, ich konnte jeden Schritt in deiner Schmerzensbahn zählen. Und die Folter! Ich war da, als jenes Scheusal in Menschengestalt.... Ich sah dich entkleiden und von den rohen Händen der Henkersknechte anfassen, ich sah deinen Fuß in den Block spannen....

Da faßte ich den Dolch, den ich unter meinem Priesterrocke trug, und grub ihn tief in mein Fleisch. Sieh her, noch blutet meine Brust.

Der Priester öffnete sein Kleid, und noch floß das Blut aus einer weiten Wunde. Die Gefangene schauderte zurück.

Mädchen, fuhr der Priester fort, habe Erbarmen mit einem Elenden! Du hältst dich für unglücklich. du weißt nicht, was Unglück ist. Ein Weib lieben, Priester seyn, gehaßt werden! Dieses Weib lieben, mit der ganzen Kraft seiner Seele, für ein Lächeln ihres Mundes sein Blut, sein Eingeweide, seinen Ruf, dieses und jenes Leben, Seele und Seligkeit hingeben, bedauern, daß man nicht König, Kaiser, Erzengel, Gott ist, um einen mächtigeren Sklaven zu ihren Füßen zu legen; Tag und Nacht, wachend und träumend, an sie denken, und nun die Qual, die Höllenpein zu sehen, daß sie ihre göttliche Liebe an die Livree eines Soldaten wegwirft! Und ich, was habe ich ihr zu bieten? Meinen schmutzigen Priesterrock, der sie mit Furcht und Ekel erfüllt! Zusehen müssen, mit eigenen Augen, die nagende Eifersucht im Herzen, wie sie an einen jämmerlichen Wicht Schätze der Liebe und Schönheit verschwendet, diese himmlische Gestalt in den Armen eines Andern! Das ist mehr, als das glühende Eisen des Henkers! Zersägt meinen Leib zwischen zwei Brettern, laßt mich durch wilde Rosse in vier Stücke zerreißen! Ich habe mehr als dieses erduldet!

Der Priester stieß verzweiflungsvoll seinen Kopf gegen die Mauern des Kerkers; er wälzte sich wie ein Wahnsinniger auf dem feuchten Boden. Als er schwieg, erschöpft und athemlos, wiederholte das Mädchen mit lispelnder Stimme: Phöbus!

Nicht diesen Namen! rief der Priester mit furchtbarer Stimme. Dieses Wort aus deinem Munde durchdringt alle Fasern meines Herzens. Höre mich! Bist du aus der Hölle, ich folge dir dahin. Mein Paradies ist, wo ich dich erblicke. Dich will ich anschauen, nicht Gott in seiner Herrlichkeit! Nein, es ist nicht möglich, ein Weib kann eine solche Liebe nicht von sich stoßen! Leichter wäre es, Berge zu versetzen. du liebst mich, du mußt mich lieben! Fort von hier, laß uns fliehen, in ferne Lande, unter den südlichen Himmel, wo die Natur ewig jung und grün ist. Dort wollen wir uns lieben, dort wollen wir Herz und Seele tauschen.

Das Mädchen, wie aus einem Stumpfsinn erwachend, lachte laut und schrecklich auf: Seht doch her, ehrwürdiger Vater! Ihr habt Blut an den Händen.

Der Priester stand eine Weile wie versteinert, das Auge auf die Hand geheftet. Dann sagte er mit sanfter Stimme: Recht so, beleidige mich, höhne mich, aber komm! Eile thut noth. Morgen, morgen, sage ich dir! Du kennst den Galgen auf dem Greveplatz? Er steht immer furchtbar bereit. Ich sehe dich die Stufen hinaufsteigen. Gnade! Gnade! Fort, fort von hier!

Erst will ich dich retten, dann sollst du mich lieben lernen. Hasse mich, so lange du willst. Aber fort! Morgen! der Galgen! Rette dich und mich!

Der Priester faßte sie am Arme, heftete Blicke des Wahnsinns auf sie, wollte sie fortreißen.

Sie starrte ihn halb bewußtlos an: Was ist aus meinem Phöbus geworden?

Ah! rief der Priester aus und ließ ihren Arm los, du kennst kein Erbarmen!

Was ist aus meinem Phöbus geworden? wiederholte sie eintönig.

Er ist todt! schrie der Priester.

Todt! warum sollte ich dann leben?

Ja, sprach der Priester, wie in Gedanken verloren, er muß todt seyn. Ich habe den Dolch tief in seine Brust gedrückt. Seine Spitze drang bis zu seinem Herzen, ich lebte in dem kalten Eisen!

Die Augen des Mädchens warfen plötzlich Flammen aus, sie stürzte sich mit übernatürlicher Kraft auf den Priester und stieß ihn nieder auf den kalten Stein.

Fort, Ungeheuer! Fort, Meuchelmörder! rief sie wüthend. Laß mich hier allein sterben! Nicht im Himmel, nicht in der Hölle will ich mit dir seyn! Hebe dich weg von mir, Verfluchter!

Der Priester blieb einen Augenblick am Boden sitzen, dann stand er langsam, schweigend auf, nahm seine Laterne und stieg die Stufen der Treppe hinan. Unter der Thüre wendete er das Haupt und rief mit hohler

Grabesstimme in den Kerker herab: Ja, ich sage dir, er ist todt!

Das Mädchen fiel mit dem Gesicht zur Erde nieder, und jetzt hörte man in dem dunkeln Kerker kein anderes Geräusch mehr, als den Wassertropfen, der in abgemessenen Zwischenräumen in die Vertiefung fiel.

V.

Die Mutter.

Es gibt wohl auf der Welt nichts Lieblicheres, als die Gedanken, welche der Anblick eines kleinen Schuhs ihres Kindes im Herzen einer Mutter erweckt, dieser Kinderschuh, mit dem das kleine Geschöpf noch keinen Schritt gemacht hat. Die Mutter glaubt in diesem Schuh den Fuß ihres Kindes zu erblicken, sie küßt ihn, sie spricht zu ihm, und ist das Kind abwesend, so ruft ihr der Anblick des niedlichen Schuhes das sanfte und gebrechliche Geschöpf ins Andenken zurück. Hat aber die Mutter ihr Kind verloren, so wird der kleine Schuh, statt eines Bildes der Zärtlichkeit und Freude, ein Gegenstand der Pein für das Mutterherz. Nicht die Hand eines Engels hält ihr ihn vor, sondern die Kralle eines Teufels.

An einem schönen Maimorgen hörte die Klausnerin im Rolandsthurm auf dem Greveplatz ein Geräusch von Pferden und Wagen. Sie kümmerte sich wenig darum und brachte ihrem geliebten kleinen Schuh die gewohnten Opfer dar. Dieser Schuh war für sie die Welt, der einzige Gedanke, in dem sie sich bewegte. Was sie an heißen Bitten und rührenden Klagen gen Himmel gesendet, das wußte nur die einsame Zelle im Rolandsthurm. Diesen Morgen schien ihr Schmerz noch heftiger als gewöhnlich, und man hörte von außen das Jammern ihrer eintönigen, herzzerreißenden Stimme: Oh, meine Tochter! Meine Tochter! mein armes liebes, kleines Kind, so soll ich dich nie wieder sehen! Es ist aus für immer! Es scheint mir, daß ich dich erst gestern verloren habe! Warum hast du mir sie geschenkt, o Gott, um sie wieder zu nehmen? Weißt du denn nicht, daß ein Kind die Leibesfrucht seiner Mutter ist, und daß eine Mutter, die ihr Kind verliert, nimmer an Gott glaubt? Hast du mich denn nie mit meinem Kinde gesehen, wie ich es liebte, wie ich es pflegte, daß du mir es wieder genommen? Hättest du es gesehen, o Gott! so würdest du dich meiner erbarmt und mir die einzige Freude gelassen haben, die mir in diesem Leben noch übrig war. War ich denn so ein elendes Wesen, o Herr, daß du mich verdammt hast, ohne einen Blick der Gnade auf mich zu werfen? Wo ist der Fuß, der zu diesem Schuhe gehört? Wo ist mein Kind? Ich will es haben, du mußt mir es

zurückgeben, wenn du der Herr mein Gott bist. Seit fünfzehn Jahren liege ich vor dir auf den Knieen, meine Knie sind wund, gib mir mein Kind zurück, wenn ich an dich glauben soll! Nur einen Tag, nur eine Stunde, nur eine Minute, o Herr! mein Gott! Dann magst du mich auf ewig zur Hölle verdammen. Ich strecke meine Hände in die Wolken aus, den Zipfel deines Sternenkleides zu fassen, gib mir mein Kind zurück! Ist das nicht sein schöner kleiner Schuh, habe Barmherzigkeit, o Herr! Fünfzehn Jahre lang liege ich vor dir auf den Knieen, wie lange soll ich noch liegen? Ach heilige Jungfran, heilige Jungfrau des Himmels! O Jesus, mein Heiland! Man hat mir mein Kind genommen, man hat mir mein Kind gestohlen; sie haben es fortgeschleppt nach Aegyptenland, sie haben sein Fleisch gegessen und sein Blut getrunken! Ich will es wieder haben, ich will mein Kind wieder haben! Jesu, erbarme dich meiner! Es ist im Paradies, sagst du? Ich will kein Paradies, ich will keinen Engel, mein Kind will ich haben. Ich bin ein reißendes Thier, das sein Junges sucht. Ich will mich auf der Erde winden, ich will mein Haupt an den kalten Stein schlagen, ich will verdammt seyn, ich will Gott verfluchen, wenn du mir mein Kind nicht wieder gibst! Ich hebe meine Hände zu dir empor, ist denn kein Gott mehr im Himmel? Ich habe nur Brod und Wasser, nimm es hin und gib mir mein Kind zurück! Ich war eine Sünderin, mein Kind hat mich fromm gemacht.

In seinem Lächeln sah ich Gottes Antlitz. Gib mir mein Kind zurück, heilige Jungfrau, oder laß mich sterben!

In diesem Augenblicke drangen frische, freudige Kinderstimmen von dem Platz aus in die Ohren der Klausnerin. Ein kleiner Knabe sagte: Heute henkt man die Zigeunerin.

Wie eine Spinne aus ihrem Netze fährt, die Fliege zu erhaschen, so stürzte sich die Klausnerin der Oeffnung ihrer Zelle zu. Eine Leiter stand schon vor dem Galgen, und der Henker ordnete die Ketten, die durch den Regen verrostet waren. Einiges Volk stand um den Galgen her.

Die Kinder waren schon weit entfernt. Die Klausnerin suchte mit den Augen umher, ob sie Jemand finde, den sie fragen könne. Neben ihrer Zelle stand ein Priester, der mit finsteren Blicken den Galgen betrachtete. Sie erkannte in ihm den Archidiakonus der Liebfrauenkirche, einen heiligen Mann.

Ehrwürdiger Vater, fragte sie, wer soll hier gehenkt werden?

Der Priester sah ihr ins Gesicht und antwortete nicht. Sie wiederholte ihre Frage.

Ich weiß nicht, erwiederte er kurz und trocken.

Es waren Kinder da, die sagten, daß es eine Zigeunerin sey? fuhr die Klausnerin zu fragen fort.

Ich glaube ja, antwortete der Priester.

Jetzt lachte die Klausnerin laut auf, und ihr Lachen glich dem Brüllen eines wilden Thieres, das hungrig seine Beute sucht.

Schwester, sagte der Archidiakonus, Ihr haßt also die Zigeunerinnen von Herzen?

Ob ich sie hasse! Es sind Hexen und stehlen Kinder. Sie haben mir mein Kind gestohlen, meine kleine Tochter, mein einziges Kind. Sie haben mir das Herz aus dem Leibe gefressen.

Die Klausnerin schäumte vor Wuth. Der Priester heftete einen Blick kalter Ruhe auf sie.

Eine insbesondere hasse ich, fuhr die Klausnerin fort; ich habe sie zur untersten Hölle verflucht; ihre Mutter hat meine Tochter gefressen, und sie ist so alt, als mein Kind jetzt wäre. So oft diese junge Otter an meiner Zelle vorübergeht, kocht mir das Blut in meinen Adern.

So freue dich, Schwester, sagte der Priester kalt wie Eis, freue dich, denn diese wirst du hier sterben sehen.

Sein Haupt fiel auf seine Brust herab, und er entfernte sich langsamen Schrittes.

Habe Dank, Priester! jauchzte ihm die Klausnerin nach. Ich habe es ihr vorausgesagt, daß sie dieses Gerüste betreten werde.

Die Klausnerin ging mit großen Schritten vor dem Eisengitter ihrer Zelle hin und her, mit flammenden Augen, weit offenen Naslöchern, den Kopf in der Luft, wie ein wildes Thier im Käfig, das hungrig des Wärters wartet, der ihm seine Nahrung reichen soll. —

VI.

Drei Männer verschiedener Art.

Phöbus war nicht todt. Leute dieses Schlags haben ein hartes Leben. Als Meister Philipp Cheulier, außerordentlicher Advokat des Königs, der armen Esmeralda gesagt hatte: „er stirbt," so geschah es wohl aus Irrthum, vielleicht gar aus Scherz. Als der Archidiakonus ihr sagte, „er ist todt," so wußte er dies zwar nicht, aber er glaubte es, er zweifelte nicht daran, er hoffte es sogar. Es wäre ihm zu schwer gefallen, dem Mädchen, das er liebte, gute Nachrichten von seinem Nebenbuhler zu geben. Es hätte wohl jeder Mann an seiner Stelle das Nämliche gethan.

Phöbus war zwar sehr verwundet, aber nicht tödtlich, wie der Priester gehofft hatte. Der Apotheker, zu dem ihn die Soldaten der Nachtwache im ersten Augenblicke getragen hatten, fürchtete acht Tage lang

für sein Leben, und theilte sogar diese Besorgniß dem Patienten selbst in lateinischer Sprache mit. Gleichwohl gewann die Kraft der Jugend die Oberhand, und die Natur rettete, trotz der medizinischen Voraussagungen, den Kranken, und nahm ihn dem Arzt und dem Tod vor der Nase weg. Während er bei dem Apotheker auf dem Schragen lag, hatte er das erste Verhör des Advokaten des Königs und der Officialen erstanden. Dies hatte ihm viele Langeweile gemacht, und da er sich besser fühlte, und ein zweites Verhör fürchtete, so machte er sich heimlich davon und ließ dem Apotheker seine goldene Sporen an Zahlungsstatt zurück. Diese Abwesenheit störte übrigens den Gang der Untersuchung nicht. Die damalige Justiz kümmerte sich wenig darum, ob ein Kriminalprozeß pünktlich ausgefegt und aktenmäßig zugestutzt sey. Wenn nur der Angeklagte gehenkt wurde, so war die Gerechtigkeit befriedigt. Die Richter glaubten Beweise genug gegen die Esmeralda zu haben und fragten nicht darnach, ob Phöbus lebe oder todt sey.

Phöbus seinerseits war nicht weit geflohen.

Er hatte sich bloß zu seiner Compagnie begeben, welche zu Queue-en-Brie, einige Posten von Paris, in Besatzung lag. Es gelüstete ihn im mindesten nicht, persönlich in diesem Prozesse aufzutreten. Er hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß er eine lächerliche Rolle darin spielen würde. Im Grunde wußte er selbst nicht, was er eigentlich von der ganzen Sache denken sollte.

Unglaubig und abergläubig zugleich, wie jeder Soldat, der nur Soldat ist, war er bei sich selbst nicht im Reinen über diese Ziege, die Zauberkünste machte, über ihre Herrin, die Esmeralda, die eine Zigeunerin war, und über den räthselhaften Knecht Ruprecht, der so schnell verschwunden als erschienen war. Er erblickte in der ganzen Geschichte mehr Hexerei als Wirklichkeit, und hielt das schöne Zigeunermädchen für eine Hexe und den Schwarzmantel für den Teufel selbst. In kurzer Zeit dachte Freund Phöbus nicht mehr an die Zauberin Similar, wie er sie nannte, noch an den Dolchstich, den ihm die Zigeunerin oder (gleichviel) der Knecht Ruprecht beigebracht hatte, und wenig kümmerte ihn der Ausgang des Prozesses. Das Bild der schönen Fleur-de-Lys zog in sein leeres Herz wieder ein; er stieg daher eines Tages auf sein Roß und ritt Paris zu, in der Hoffnung, daß nach Verlauf von zwei Monaten die alte Geschichte mit der Zigeunerin vergessen seyn würde.

Als er auf den Platz der Liebfrauenkirche kam, sah er wohl einen großen Volksauflauf, kümmerte sich aber nichts darum, knüpfte den Zaum seines Pferdes an den Ring in der Mauer und stieg munter die Treppen hinauf zu seiner schönen Braut.

Fleur-de-Lys war allein mit ihrer Mutter. Sie hatte die Scene mit der ägyptischen Hexe, ihrer Ziege und dem verfluchten Alphabet noch nicht vergessen, und die lange Abwesenheit ihres Bräutigams lag ihr

schwer auf dem Herzen. Als aber ihr Phöbus eintrat, fand sie ihn so schön, so liebetrunken und so glänzend in seiner neuen Uniform, daß sie freudig erröthete. Das Edelfräulein selbst war reizender als je. Phöbus, der in dem Flecken Queue-en-Brie seit zwei Monaten bloß plumpe Bauerndirnen gesehen hatte, ward berauscht vom Anblick ihrer Schönheit und näherte sich ihr mit einem so leidenschaftlichen Wesen, daß alsbald der Friede ohne vorgängige Präliminarien und nachfolgende Stipulationen abgeschlossen wurde.

Das Fräulein saß am Fenster und stickte immer noch an ihrer Grotte des Neptun. Phöbus stand hinter der Lehne ihres Sessels, und sie flüsterte ihm ihre verliebten Vorwürfe zu.

Böser Mensch, warum habt Ihr euch denn zwei ganze lange Monate nicht blicken lassen?

Ich schwöre Euch, antwortete Phöbus ausweichend, Ihr seid so schön, daß Ihr einen Erzbischof zum Narren machen könntet.

Sie konnte sich nicht enthalten zu lächeln.

Stille davon, mein Herr! Es ist jetzt nicht von meiner Schönheit die Rede, sondern eine Antwort will ich haben.

Je nun, Bäschen, ich bin in meine Garnison beordert worden.

Und wohin, wenn es Euch gefällig ist? Und warum habt Ihr nicht Abschied von mir genommen?

Nach Queue=en=Brie.

Phöbus war sehr erfreut, daß er durch die Antwort auf die erste Frage die Beantwortung der zweiten umgehen konnte.

Das ist ja gar nicht weit von hier, mein Herr! Warum habt Ihr mich denn in dieser Zeit nicht ein einzigesmal besucht?

Hier kam unser Phöbus in ernstliche Verlegenheit: Weil .... Der Dienst .... Und dann, schönstes Bäschen, war ich krank.

Krank? fragte sie bestürzt.

Ja! .... Verwundet.

Verwundet!

Das arme Kind war ganz bestürzt.

Oh! Seyd ruhig deßhalb, es hat nichts zu bedeuten, sagte Phöbus nachlässig. Ein Streit, ein Säbelhieb, was kümmert Ihr Euch darum!

Was ich mich darum kümmere? rief Fleur=de=Lys, und ihre schönen blauen Augen glänzten in Thränen. Das könnt Ihr mich unmöglich im Ernst fragen. Was ist es mit diesem Säbelhieb? Ich will alles wissen.

Je nun, Schönste, ich habe ein Hühnchen gepflückt, mit Mahe=Fedy, dem Lieutenant von Saint=Germain=en=Laye; Ihr wißt ja, und wir haben uns etwas Fleisch vom Leibe gehackt. Das ist der ganze Spaß.

Der Lügner wußte wohl, daß eine ausgefochtene Ehrensache einen Mann in den Augen eines Weibes doppelt männlich erscheinen läßt. Fleur=de=Lys blickte

ihn an, ganz ergriffen von Furcht, Vergnügen und Bewunderung. Sie war gleichwohl noch nicht vollkommen beruhigt.

Wenn Ihr nur auch gut geheilt seyd, mein Phöbus! sagte sie. Ich kenne Euern Mahe=Fedy nicht, aber es muß ein garstiger Mensch seyn. Und was war denn die Ursache dieses Streits?

Hier wußte unser Phöbus, dessen Einbildungskraft nicht besonders schöpferisch war, nicht mehr, wie er sich aus der Schlinge ziehen sollte.

Oh! Was weiß ich? .... Eine Kleinigkeit, ein Pferd, ein jähes Wort! Schönste Base, rief er plötzlich, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, was ist denn für ein Lärm auf dem Platze da unten?

Er trat an das Fenster: Mein Gott, Bäschen! Seht doch die Menschenmenge da unten!

Ich weiß es nicht, was es gibt, antwortete Fleur=de=Lys. Es scheint, daß eine Hexe vor der Kirche Buße thun soll, ehe sie gehenkt wird.

Phöbus glaubte die Geschichte der Esmeralda längst beendigt und kümmerte sich mithin wenig um die Hexe auf dem Platze da unten. Gleichwohl that er noch einige Fragen.

Wie heißt diese Hexe?

Ich weiß es nicht, anwortete sie.

Und was soll sie gethan haben?

Fleur=de=Lys zuckte mit den Achseln: Ich weiß es nicht.

Oh, du mein lieber Heiland! fiel die alte Dame ein, es gibt jetzt so viele Hexen, daß man sie verbrennt, ohne, glaube ich, ihren Namen zu wissen. Es sind ihrer so viel, als die Wolken, die am Himmel ziehen. Im Uebrigen kann man ruhig seyn, denn der liebe Gott wird schon sein Register über sie führen.

Die ehrwürdige Dame erhob sich und trat an das Fenster: Jesus mein Herr! Ihr habt Recht, Phöbus. Welche Menge von Menschen! Bis auf den Dächern, gelobt sey Gott! Das erinnert mich an meine Zeit, Vetter Phöbus. Beim Einzug Königs Karl VII. war auch eine solche Menschenmenge versammelt. Ich weiß nimmer, in welchem Jahre es war. Nicht wahr, wenn ich Euch das erzähle, kommt es Euch alt vor, und mir jung. Aber damals gab es ganz andere Leute, als jetzt. Der König hatte die Königin hinter sich auf dem Pferde, und so saßen alle Damen hinter ihren Rittern. Ich erinnere mich, daß man gewaltig lachte, weil die Dame Amanyon-de-Garlande, die sehr klein war, hinter Herrn Matefelon, einem Ritter von gigantischer Gestalt, saß, der die Engländer schockweise zusammen gehauen hatte. Oh, wie schön war das Alles und wie die Oriflamme wehte! Es ist doch betrübt, wenn man daran denkt, daß das Alles gewesen ist und jetzt nicht mehr ist!

Die beiden Liebenden hörten kein Wort von dem, was die alte Dame sagte. Phöbus war auf seinen Posten hinter der Lehne des Stuhls, auf dem Fleur-

de=Lys saß, zurückgekehrt, und sie wechselten süße Reden und zärtliche Blicke.

Phöbus, sagte Fleur=de=Lys leise, wir heirathen uns in drei Monaten. Schwöre mir, daß du nie eine andere geliebt hast, als mich.

Das schwöre ich dir, mein Engel! antwortete Phöbus mit einem leidenschaftlichen Blicke. Er überredete sich in diesem Augenblicke vielleicht selbst, daß dem so sey.

Als die gute Mutter sah, daß das Brautpaar so einig und zärtlich war, verließ sie das Zimmer, um einige häusliche Geschäfte zu besorgen. Phöbus nahm es wahr, das Alleinseyn mit Fleur=de=Lys und seine aufgeregte Leidenschaft brachten ihm seltsame Gedanken in den Kopf. Fleur=de=Lys liebte ihn, er war ihr Bräutigam, er war allein mit ihr, seine alte Neigung für sie war wieder erwacht, und was ist es am Ende, wenn Jemand seine Frucht als Gras einheimst. Solche und andere Gedanken gingen durch den Kopf unseres Phöbus und sprachen sich so seltsam in seinen Blicken aus, daß Fleur=de=Lys ganz davon erschreckt wurde. Sie blickte um sich und sah ihre Mutter nicht mehr im Zimmer.

Mein Gott! sagte sie erröthend und unruhig, es ist mir sehr heiß!

Es ist auch nicht weit von Mittag, antwortete Phöbus, und die Sonne brennt; ich will die Vorhänge schließen.

Nein, nein, rief die geänstigte Jungfrau, ich muß Luft haben.

Sie erhob sich und eilte wie ein Reh, das den Wind der verfolgenden Meute spürt, dem Balkon zu. Phöbus, ziemlich verstimmt, folgte ihr dahin.

Der Platz vor der Liebfrauenkirche bot in diesem Augenblicke ein seltsamtrauriges Schauspiel dar. Er war von einer unermeßlichen Menschenmenge erfüllt, die aus allen anliegenden Straßen herbeiströmte. In der Mitte des Platzes bildeten Büchsenschützen und Lanzenträger einen Kreis, den die Zuschauer nicht betreten durften. Die weiten Pforten der Kirche waren geschlossen, während die zahllosen Fenster der Häuser mit vielen tausend Zuschauern besetzt waren.

Die Oberfläche dieser Menschenmasse war grau, schmutzig, erdfarb. Das Schauspiel, welches sie erwartete, gehörte augenscheinlich zu denen, welche das traurige Vorrecht haben, die Hefe des Pöbels an sich zu ziehen. Ueber dieser Menschenmasse schwebte ein häßliches Geräusch, mehr Gelächter als Geschrei; man erblickte mehr Weiber als Männer.

Von Zeit zu Zeit durchdrang irgend eine heisere Stimme das allgemeine Geräusch.

He! Mahiet Baliffre! Henkt man sie hier?

Einfaltspinsel! Hier wird Kirchenbuße gethan in blosem Hemde! Der liebe Gott wird ihr lateinische Brocken ins Gesicht husten. Das geschieht immer hier

Mittags um 12 Uhr. Willst du sie henken sehen, so gehe auf den Greveplatz.

Das kann ich hernach auch noch.

Ist es wahr, daß sie keinen Beichtvater angenommen hat?

Ich glaube, ja!

Seht doch den Heidenkopf!

Diese und andere Reden ähnlicher Art stiegen von Zeit zu Zeit aus dem verwirrten Lärm der Menschenmenge empor.

Fleur-de-Lys blickte mitleidig auf den Platz hinab und sagte: O mein Gott, das arme Geschöpf!

Phöbus, der in diesem Augenblicke nur Augen für sie hatte und sich wenig um das Gewimmel auf dem Platz kümmerte, spielte verliebt mit seiner Hand an ihrem Leibgürtel. Sie wendete sich lächelnd und bittend um: Lass' mich doch, Phöbus! Wenn meine Mutter käme, würde sie deine Hand sehen.

In diesem Augenblicke schlug die Uhr auf dem Glockenthurm der Liebfrauenkirche langsam die zwölfte Stunde. Ein Gemurmel der Zufriedenheit stieg aus der Menge empor. Kaum war der letzte Schlag der Glocke verhallt, als alle Köpfe in Bewegung kamen, und sich vom Pflaster, von den Fenstern, von den Dächern der ungeheure Ruf hören ließ: Da ist sie!

Fleur-de-Lys bedeckte ihre Augen mit beiden Händen, um nichts zu sehen.

Komm ins Zimmer zurück, meine Liebe! sagte Phöbus.

Nein, antwortete sie und öffnete aus Neugier die Augen, welche sie aus Furcht geschlossen hatte.

Ein Karren, von einem einzigen Pferde gezogen, erschien auf dem Platze. Er war von Bewaffneten zu Pferd umgeben, und auf der einen Seite desselben ritten die Beamten der Justiz und Polizei, Meister Jakob Charmolue an ihrer Spitze, in schwarzer Kleidung. In dem Karren saß ein junges Mädchen mit auf den Rücken gebundenen Armen. Kein Priester war an ihrer Seite. Sie war im blosen Hemd, und ihre langen schwarzen Haare fielen zerstreut über ihren Hals und die halbentblößten Schultern herab. Um den Hals hatte sie einen dicken grauen Strick, der ihre zarte Haut wund rieb. Unter diesem Strick erblickte man ein kleines glänzendes Amulet, das man ihr ohne Zweifel gelassen hatte, weil man denen, die dem Tode geweiht sind, keinen Wunsch mehr zu versagen pflegt. Die Zuschauer, die an den Fenstern standen, konnten auf dem Boden des Karrens ihre nackten Füße erblicken, welche sie aus einem letzten Instinkt weiblicher Schamhaftigkeit unter sich zu verbergen suchte. Zu ihren Füßen lag eine kleine weiße Ziege, die gleichfalls gebunden war. Die Verurtheilte hielt mit ihren Zähnen ihr schlecht befestigtes Hemd fest. Sie schien in der Fülle ihres Elends noch unter

dem Gedanken zu leiden, daß man sie so, halbnackt, den Augen der Menge blosstelle.

Jesus mein Gott! sagte lebhaft Fleur-de-Lys. Seht doch einmal hin, Vetter, das ist ja die garstige Zigeunerin mit der Ziege.

Mit diesen Worten drehte sie sich gegen Phöbus um. Er starrte mit verwirrten Blicken den Karren an und wurde sehr bleich.

Welche Zigeunerin mit der Ziege? stotterte er verlegen.

Wie! fuhr Fleur-de-Lys fort, erinnert Ihr Euch denn nicht?

Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt.

Phöbus that einen Schritt, um ins Zimmer zurückzukehren. Fleur-de-Lys, deren alte Eifersucht wieder erwacht war, warf ihm einen durchdringenden, von Mißtrauen erfüllten Blick zu. Sie erinnerte sich in diesem Augenblicke unbestimmt, von einem Hauptmann gehört zu haben, der in den Prozeß dieser Zigeunerin verwickelt sey.

Was ist Euch? fragte sie Phöbus. Man könnte glauben, daß Ihr an diesem Weibe sehr warmen Antheil nehmt.

Ich? Im geringsten nicht! Das wäre mir so!

So bleibt also und wartet das Ende ab, erwiederte sie gebietend.

Der arme Phöbus mußte nothgedrungen ausharren. Was ihn etwas beruhigte, war, daß die Verurtheilte

ihren Blick nicht vom Boden des Karrens erhob. Er erkannte in ihr nur allzugewiß die Esmeralda. Selbst in dieser letzten Todesnoth war sie noch schön. Im Uebrigen war sie mehr todt als lebendig, ihr Körper schwankte bei jeder Bewegung des Karrens wie eine leblose Sache; ihr Blick war stier und geistesabwesend. In ihrem Augenliede glänzte noch eine Thräne, aber unbeweglich und gleichsam gefroren.

Die traurige Cavalcade durchzog die Menschenmasse unter dem allgemeinen Geschrei der Freude und Neugierde. Gleichwohl muß man gestehen, daß diejenigen der Zuschauer, welche sie näher zu Gesicht bekamen und sie so schön und tiefgebeugt sahen, von innigem Mitleid ergriffen wurden.

Der Karren hielt vor dem großen Eingang der Liebfrauenkirche. Die Bedeckung reihte sich zu beiden Seiten. Eine feierliche Stille banger Erwartung herrschte, da öffneten sich langsam, wie aus eigener Kraft, die beiden Flügelthüren, und drehten sich pfeifend in ihren schweren Angeln. Man erblickte die tiefe Kirche in ihrer ganzen Länge, düster, schwarz behängt, kaum von einigen Wachskerzen erleuchtet, die in weiter Ferne auf dem großen Altar brannten. Das ganze Schiff der Kirche war einsam und leer. In den entfernten Chorstühlen sah man bloß die Köpfe einiger Priester sich undeutlich hin und her bewegen.

In demselben Augenblicke, da die Flügelthüren sich öffneten, drang aus der Kirche ein ernster, eintöniger,

ergreifender Gesang, der das Haupt der Verurtheilten mit Bruchstücken klagender Psalmen gleichsam übergoß:

„.... Non timebo millia populi circumdantis me: exsurge, Domine; salvum me fac, Deus!“

„.... Salvum me fac, Deus, quoniam intraverunt aquae usquae ad animam meam.“

„.... Infixus sum in limo profundi; et non est substantia.“

Zu gleicher Zeit begann eine andere Stimme außer dem Chor auf den Stufen des Hauptaltars den melancholischen Opfergesang:

„Qui verbum audit, et credit ei qui misit me, habet vitam aeternam et in judicium non venit; sed transit a morte in vitam.“

Dieser Gesang, den einige alte Priester aus der Finsterniß ihrer Kirche heraus auf dieses reizende Geschöpf, voll Jugend und Lebenskraft, im Strahl der Frühlingssonne sich badend, ausgossen, dieser Gesang war die Todtenmesse. Das Volk hörte ihr mit Andacht zu.

Die Unglückliche, für welche dieser ganze kirchliche Apparat veranstaltet war, sah und hörte nichts davon. Ihre blaue Lippen bewegten sich, als ob sie betete, und als der Henkersknecht sich näherte, um sie vom Karren zu heben, hörte er das leise geflüsterte Wort: Phöbus.

Man band ihr die Hände los und führte sie nebst ihrer Ziege, die freudig blöckte, als sie sich frei fühlte, mit ihren nackten Füßen auf dem harten Pflaster bis

an den Eingang der Kirche. Der Strick, den sie um den Hals hatte, schleifte hinter ihr nach, gleich einer Schlange, die ihrem Opfer auf dem Fuße folgt.

Jetzt hörte der Gesang auf. Eine lange Prozession von Priestern im Ornat trat, Psalmen singend, aus der Kirche. Man trug ihr viele Wachskerzen und ein goldenes Kreuz voran. Als die geistliche Prozession sich der Verurtheilten näherte, blickte sie auf, sah den Priester, der unmittelbar hinter dem Kreuze ging, und lispelte schaudernd: Das ist er! Das ist wieder der Priester!

Es war wirklich der Archidiakonus. Er trat vor mit zurückgebogenem Haupte, die Augen weit offen und mit starker Stimme singend:

„De ventre inferi clamavi, et exaudisti vocem meam.“

„Et projecisti me in profundum in corde maris, et flumen circumdedit me.“

Als der Priester aus der Kirche trat und im hellen Licht der Sonne erschien, war er so ausnehmend bleich, daß man ihn für einen der auf den Grabsteinen der Kirche ausgehauenen Bischöfe halten konnte, der eben von den Todten auferstanden sey, um diejenige, die sterben sollte, an der Schwelle des Grabes zu empfangen.

Nicht minder bleich, und fast leblos, war die Verurtheilte. Sie öffnete mechanisch ihre Hand, um die gelbe Wachskerze zu empfangen, die man ihr darbot; sie hörte nicht die Stimme des Gerichtschreibers, der ihr die Verurtheilung zur Kirchenbuße vorlas. Als

man ihr sagte, daß sie mit „Amen“ zu antworten habe, sprach sie: Amen.

Erst als der Priester ihren Wächtern ein Zeichen gab, sich zu entfernen, und allein vor sie hintrat, kehrte einiges Leben und einige Kraft in ihren erschöpften Körper zurück. Sie fühlte ihr Blut in den Kopf steigen, und ein Ueberrest von Unwillen entzündete sich in dieser schon halb leblosen Seele.

Der Archidiakonus näherte sich ihr langsam und fragte sie mit lauter Stimme: Weib, hast du Gott um Verzeihung angefleht für deine Fehler und Sünden?

Hierauf beugte er sich zu ihrem Ohr herab, als ob er ihre letzte Beichte empfangen wolle, und sagte leise: Willst du mich? Es steht noch immer in meiner Macht, dich zu retten!

Sie sah ihm starr ins Gesicht: Fort, Teufel der Hölle! Oder ich gebe dich an.

Der Priester verzerrte sein Gesicht zu einem furchtbaren Lachen: Man wird dir nicht glauben! Geschwind, willst du mich oder nicht?

Was hast du mit meinem Phöbus gemacht?

Er ist todt! erwiederte der Priester.

In diesem Augenblick erhob er mechanisch das Haupt und sah den Todtgeglaubten in voller Lebenskraft neben Fleur-de-Lys auf dem Balkon stehen. Er schwankte, fuhr mit der Hand über die Augen, blickte wieder hin und murmelte eine Verwünschung.

Sey so es denn! Stirb! Niemand soll dich haben!

So sprach der Priester leise, dann erhob er seine Stimme, reckte die Hand gegen das Schlachtopfer aus und sprach laut und feierlich: I nunc anima anceps, et sit tibi Deus misericors!

Dies war die furchtbare Formel, mit welcher man diese düstern Ceremonien der Kirche zu schließen pflegte: Das Volk kniete nieder.

Kyrie eleison! sprachen die Priester.

Kyrie eleison! betete die Menge nach.

Amen! sagte der Archidiakonus.

Mit diesem Worte kehrte er der Verurtheilten den Rücken; er faltete die Hände, ließ das Haupt fromm auf die Brust herabsinken und kehrte zur Prozession der Priester zurück. Bald verschwand er mit seinem Zuge in den düstern Hallen der Kirche, und allmählig erlosch seine volltönende Stimme, welche die Worte der Verzweiflung sang!

„Omnes gurgites tui et fluctus tui super me transierunt!“

Die Thüren der Liebfrauenkirche waren offen geblieben, und man konnte in ihren düsteren Schlund blicken, der von keiner Kerze beleuchtet, von keiner menschlichen Stimme belebt war.

Die Verurtheilte blieb unbeweglich an ihrem Platze stehen, stumpfsinnig erwartend, was jetzt mit ihr geschehen würde. Zwei Henkersknechte, gelb gekleidet,

näherten sich ihr, um ihr die Hände wieder auf den Rücken zu binden.

Bevor sie den Karren bestieg, um nun zum Richtplatz geführt zu werden, ergriff sie ein Schauder des Todes. Sie hob die thränenlosen Augen zum Himmel, zur Sonne, zu den Wolken empor, dann blickte sie um sich, auf die Menschen, auf die Häuser umher. Da stieß sie plötzlich einen Freudenschrei aus, sie hatte das Licht ihres Lebens, ihren Phöbus, auf dem Balkon erblickt. Der Richter hatte gelogen, der Priester hatte gelogen. Da stand er in voller Lebensfülle, in seiner stattlichen Kleidung, mit wehender Feder, das Schwert an der Seite.

Phöbus! schrie sie laut auf, mein Phöbus!

Sie wollte die Hände zu ihm erheben, aber sie waren gebunden. Jetzt sah sie ihn die Stirne runzeln, sah, wie ihn das schöne Mädchen, das neben ihm stand, mit zornigen Blicken betrachtete, sah dann, wie beide schnell vom Balkon verschwanden und die Thüre hinter sich schlossen.

Phöbus! rief sie verzweifelnd, glaubst du es denn?

In diesem Augenblicke schwebte ihr ein furchtbarer Gedanke vor; sie errinnerte sich, daß sie wegen begangenen Meuchelmords an der Person des Hauptmanns Phöbus de Chateaupers verurtheilt worden sey. Bis jetzt hatte sie alles erduldet, aber dieser letzte Schlag war zu hart; sie fiel besinnungslos auf das Pflaster nieder.

Tragt sie auf den Karren, damit das Ding zu Ende geht! sprach Meister Jakob Charmolue zu den Henkersknechten.

Auf der Gallerie oberhalb des großen Eingangs saß ein seltsamer Zuschauer dieses ganzen Auftritts, den bis jetzt noch Niemand beachtet hatte. Gleich beim ersten Anfang befestigte er einen langen Strick an einer der Säulen, so daß dessen Ende bis auf das Pflaster hinabging. Hierauf setzte er sich ruhig nieder, pfiff von Zeit zu Zeit und sah zu. Es war Quasimodo, der Glöckner. Jetzt, als eben die Henkersknechte die Verurtheilte auf den Karren tragen wollten, ergriff er den Strick mit beiden Händen, fuhr wie ein Blitz daran hinunter, stürzte wie ein Tiger auf die Henkersknechte los, schlug sie mit seinen beiden gewaltigen Fäusten zu Boden, ergriff die Verurtheilte, schwang sie hoch über sein Haupt empor, lief der Kirche zu, mit einer Donnerstimme rufend: Asyl! Asyl!

Asyl! Asyl! wiederholte jubelnd die Menge, und viel tausend Hände klaschten ihm Beifall. Quasimodo's einziges Auge strahlte vor Stolz und Freude.

Diese Erschütterung brachte das unglückliche Wesen wieder zu sich. Sie öffnete die Augen, betrachtete Quasimodo, und schloß sie dann wieder, gleichsam erschreckt von dem Anblick ihres Retters.

Richter und Henker waren erstarrt. Die Liebfrauenkirche war ein Asyl, und die Verurtheilte, einmal in

ihrem Schoose, war unverletzlich. Keine menschliche Justiz durfte die heilige Stätte überschreiten.

Quasimodo, der häßliche Zwerg, stand auf der Schwelle der Kirche, das reizende Geschöpf, das er dem Tod entrissen hatte, in seinen Armen haltend. Der Gnome blickte zu ihr hinab, und sein einziges Auge übergoß sie mit einem Strome von Zärtlichkeit, Schmerz und Mitleid. Dann erhob er es wieder, strahlend und triumphirend, zu der jubelnden Menge umher. Der Enthusiasmus des Volks war auf das Höchste gestiegen. Quasimodo, der Bucklige, war sein Held geworden. Er stand wirklich als ein Held da, auf der Schwelle der Kirche. Dieser Waise, dieses Findelkind, dieser Auswurf der menschlichen Gesellschaft, er stand kräftig und erhaben da, der Staatsgesellschaft, die ihn ausgestoßen, der menschlichen Gerechtigkeit, der er ihr Opfer geraubt, der königlichen Gewalt selbst, der er die höhere Gewalt Gottes entgegenstellte, ins Angesicht trotzend.

Einige Minuten lang genoß der Zwerg seines Triumphs, dann stürzte er mit seiner geliebten Last in die Kirche. Der Beifall der Menge donnerte ihm nach. Alle suchten ihn mit den Augen. Bald erschien er wieder auf der Gallerie oberhalb des Eingangs, die Gerettete schwebend über seinem Haupte tragend und mit lauter Stimme rufend: Asyl! Asyl!

Asyl! Asyl! wiederholte jubelnd das Volk.

Zum zweitenmal zeigte sich der Zwerg auf der obern Plattform, das Mädchen im Arme, laufend mit

der Eile eines Raubthiers, das seine Beute in Sicherheit bringt, und unter dem jubelnden Ruf: Asyl! Asyl!

Asyl! Asyl! wiederholte die Menge.

Zum drittenmal erschien der Zwerg auf der Spitze des Glockenthurmes, hob die Gerettete hoch in die Luft, als wollte er sie triumphirend der ganzen Stadt zeigen, und schrie mit donnernder Stimme: Asyl! Asyl! Asyl!

Asyl! Asyl! Asyl! wiederholte das Volk. —

VII.

Der Wahnsinn der Liebe.

Der Archidiakonus war nicht mehr in der Liebfrauenkirche, als sein angenommener Sohn den unseligen Knoten, worin der Priester sich und die Aegypterin gefangen hatte, mit einem raschen Streiche zerhieb. Nachdem er in die Sakrystei zurückgekommen war, riß er seinen priesterlichen Ornat vom Leibe, warf ihn ungestüm dem Meßner zu und entfloh durch eine Hinterthüre des Klosters. Er ließ sich durch einen Schiffer auf das linke Ufer der Seine übersetzen, eilte vorwärts und vertiefte sich in die engen Gassen der Universität, planlos herumirrend, bei jedem Schritte auf Haufen beiderlei Geschlechts stoßend, die lustig der Skt. Michelsbrücke zueilten, in der Hoffnung, noch zeitig genug zu kommen, um die Hexe henken zu sehen. Er war bleich, blickte verwirrt umher, erkannte weder

Menschen noch Dinge, war geblendeter als ein Nachtvogel, den ein Haufen Kinder am hellen Tage verfolgt. Er wußte nicht mehr, wo er war, was er dachte, ob er träumte. Nur vorwärts, vorwärts, war sein Gedanke, gleichviel, auf welchem Weg, durch welche Straße, er ging, lief, rannte davon: Der Richtplatz, der Galgen folgte ihm auf den Fersen. So verließ er die Stadt durch das Thor Skt. Viktor und setzte seine Flucht fort, so lange er noch etwas von den Thürmen der Universität und den zerstreuten Häusern der Vorstadt erblicken konnte. Erst als eine Beugung des Wegs die verhaßte Stadt seinen Blicken ganz entzogen hatte, als er glauben konnte, daß er so gut als hundert Meilen davon entfernt sey, daß er sich in einem finsteren Gehölze, in einer öden Wüste befinde, erst da hielt er seinen Lauf an und schöpfte Athem aus tiefer Brust.

Jetzt stiegen furchtbare Gedanken in seinem Geiste auf. Er sah bis auf den Boden seiner Seele und schauderte. Er dachte an das unglückliche Geschöpf, das er dem Henker überliefert, an sich selbst, der ewig verloren war. Er warf einen düsteren Blick seines Geistes auf den doppelt gewundenen Weg, den das Schicksal ihn und sein Opfer nehmen ließ, bis sie in der Mitte zusammentrafen und unbarmherzig an einander zerschellten. Da trat vor seinen Geist die Thorheit der ewigen Gelübde, die Nichtigkeit der Wissenschaft, der Religion, der Tugend, selbst die Nutzlosigkeit

des Daseyns eines Gottes. Er berauschte sich in bösen Gedanken, und als sie Raum in seiner Seele gewonnen hatten, da lachte der Satan in seinem Herzen.

Indem er so bis auf den Grund seiner Seele schaute, entdeckte er, welcher weite Raum darin für das Spiel menschlicher Leidenschaften offen sey, und klagte Gott und die Menschen an. Allen Haß, alle Bosheit, jede Leidenschaft, die in ihm war, wühlte er aus ihren verborgensten Tiefen auf, untersuchte sie mit dem kalten Blicke des Seelenarztes und fand, daß dieser Haß, diese Bosheit nur verfehlte Liebe sey, daß die Liebe, diese Quelle jeder Tugend des Mannes, in das Herz eines Priesters geworfen, nur Jammer und Verderben bringe, daß ein Mann seines Schlags, wenn er Priester wird, sich selbst zum Teufel macht. Jetzt entstieg seiner Brust ein gräßliches Lachen der Verzweiflung, er hatte sein Geschick als Priester erfüllt: die Liebe in ihm war zur Giftpflanze geworden, sie hatte den Gegenstand seiner Neigung an den Galgen, — ihn selbst an die Pforten der Hölle geführt.

Einen Augenblick vergingen ihm die Sinne, dann lachte er wieder laut auf, er dachte an das Possenspiel des Lebens: Phöbus, den er so bitter haßte, nicht todt, sondern in voller Lebenskraft, munter und vergnügt, in schönen Kleidern, eine neue Geliebte am Arme führend, damit sie zusehe, wie man die alte henkt; alle die Menschen, die er haßte und verachtete, am Leben, Esmeralda allein, die er liebte, dem Tode geweiht.

Jetzt versank er in tiefe, finstere Träume, er dachte an das Glück, das er auf Erden finden konnte, wenn der Gegenstand seiner Neigung nicht ein ägyptisches Mädchen, er selbst nicht ein Priester gewesen wäre, wenn es keinen Phöbus gegeben, wenn Esmeralda ihn geliebt hätte. Welches Leben heiterer Unschuld und gegenseitiger Liebe führten nicht viele tausend glückliche Menschen auf der Erde! Auch er und Esmeralda konnten ein solches glückliches Paar seyn, und wenn er sich die Seligkeit dieses Zusammenlebens dachte, am Ufer eines klaren Baches, in einem schattenreichen Hain, da zerrissen Liebe und Verzweiflung sein Herz.

Sie, seine Geliebte, sie war der einzige Gedanke, der ihm ohne Unterlaß vorschwebte, der ihn peinigte, folterte, marterte bis zum Tod. Er bedauerte nicht, was er gethan, er bereute keine seiner Thaten, er hätte jede noch einmal begangen; lieber wollte er Esmeralda in der Faust des Henkers, als in den Armen ihres Geliebten sehen. Seine Gedanken verwirrten sich in diesem gräßlichen Bilde, er riß sich die Haare aus, um zu sehen, ob der Jammer sie nicht weiß gemacht habe.

Jetzt, dachte er, jetzt in dieser unseligen Minute legt man ihr vielleicht den Strick um den Hals. Dieser Gedanke trieb ihm den Angstschweiß aus. Plötzlich lachte er wieder satanisch auf: Esmeralda schwebte an ihm vorüber, wie an dem Tage, da er sie zum erstenmal sah, singend, tanzend, schwebend, in voller Lust und Blüthe des Lebens; dann verschwand sie und

erschien plötzlich wieder, im blosen Hemde, mit nackten Füßen, den Strick um den Hals; sie stieg die Galgenleiter hinauf, er stieß einen furchtbaren Schrei aus und sank in die Kniee.

Während dieser Sturm der Leidenschaften jede Wurzel, Alles, was in seiner Seele festhielt, niederriß und zertrümmerte, warf der Unglückliche einen Blick auf die Natur um ihn her. Ueberall Ordnung, Ruhe, Maaß und Ziel. Dort hütete ein Schäfer seine Heerde, hier pfiff der Müller sein Liedchen und sah zu, wie sich die Flügel seiner Windmühle drehten; dort lockte eine Henne ihre Jungen, hier wiegte sich ein Schwan auf dem Teich, Alles ruhig und friedlich umher, nur ein sanfter Wind, der kaum die Spitzen der Grashalme kräuselte und leichte Wölkchen am blauen Himmel vor sich hintrieb. Dieses thätige und doch ruhige Leben um ihn her erfüllte sein von Leidenschaften zerrissenes Herz mit neuer Verzweiflung, er floh unaufhaltsam weiter.

So lief er durch Wald und Feld, so lange die Sonne am Himmel stand. Diese Flucht vor der Natur, vor dem Leben, vor sich selbst, vor den Menschen, vor Gott, vor Allem, was da ist, dauerte den ganzen Tag. Von Zeit zu Zeit warf er sich mit dem Gesicht zur Erde und riß mit seinen Nägeln das junge Korn aus. Bisweilen hielt er still in der einsamen Straße eines verlassenen Dorfes, und sein Kopf war so wüste und leer, daß er ihn in beide Hände faßte, um ihn

aus den Schultern zu reißen und auf dem Pflaster zu zerschmettern.

Als die Sonne unterging, warf er einen neuen Blick in sein Inneres und fand, daß er nahe am Wahnwitz sey. Der Sturm, der von dem Augenblick an in ihm tobte, als er die Hoffnung und den Willen aufgegeben hatte, Esmeralda zu retten, hatte in seiner Seele keine einzige richtige Idee, keinen gesunden Gedanken mehr übrig gelassen. Seine Vernunft lag in tiefem Seelenschlummer. Nur noch zwei bestimmte Bilder schwebten ihm vor: Esmeralda und der Galgen. Alles Andere war schwarz in seiner Seele. Diese beiden Bilder, also zusammengestellt, boten seiner Einbildungskraft eine furchtbare Gruppe dar, und je mehr er seine Gedanken darauf fesselte, um so höher stiegen ihre Gestalten in phantastischer Progression, die eine an Reiz, an Schönheit, an Glanz, die andere an schauerlicher Nacht, so daß zuletzt Esmeralda ihm als ein glänzendes Gestirn am fernen Himmel, der Galgen als ein Riesenarm erschien, der sich in dunkler Nacht ausstreckt.

Während alle diese Qualen durch seine Seele gingen, kam ihm nicht ein einzigesmal der Gedanke des freiwilligen Todes. So hatte die Natur diesen Elenden geschaffen, er hing fest am Leben. Vielleicht erblickte er hinter dem Vorhang den offenen Schlund der Hölle.

Der Tag neigte sich. Das lebende Wesen, das noch in ihm war, dachte verwirrt an die Rückkehr. Er

glaubte sich weit von der Stadt; er sah sich um und fand, daß er bloß die Runde um die Universität gemacht hatte. Auf einsamen Pfaden kehrte er nach Paris zurück, er fürchtete das Angesicht der Menschen. Als er an die Seine kam, stieg er schweigend in ein Schiff und ließ sich den Strom aufwärts rudern. Am Greveplatz stieg er aus. Es war dunkel, und er erkannte nur undeutlich, gleich den vorübergehenden Gestalten der Phantasmagorie, die Gegenstände um sich her. Die Ermattung eines großen Schmerzes bringt häufig diese Wirkung auf den menschlichen Geist hervor.

Seine Sinne verwirrten sich, Gestalten der Einbildungskraft stiegen in seinem Geiste empor. Er sah weder Straßen noch Menschen in ihrer natürlichen Gestalt, die Steine schienen unter seinen Füßen zu leben, die Menschen schwebten wie nächtliche Schatten an ihm vorüber. Er sah nur noch ein Chaos unbestimmter Gegenstände um sich her, und wußte nicht, woher er kam, noch wohin er ging. Auf der Skt. Michelsbrücke erblickte er ein Licht an einem Fenster im unteren Stock; er näherte sich. Durch ein zersprungenes Fenster sah er in ein schmutziges Zimmer, dessen Anblick verwirrte Erinnerungen in seinem Geiste erweckte. In dem Zimmer, das durch eine schwach brennende Lampe erleuchtet war, saß ein junger Mensch, von blonden Haaren und einem vor Vergnügen leuchtenden Gesicht; er umarmte eben mit großem Gelächter ein junges Mädchen, das sehr frech gekleidet war;

neben der Lampe saß ein altes Weib, das spann und dazu mit schrillender Stimme sang. Da der junge Mensch nicht fortwährend lachte, so kam der Gesang in Bruchstücken zu den Ohren des Priesters; er klang etwas unverständlich und hexenartig:

Spindel, dreh' dich an dem Rocken,
Dreh' dem Henker einen Strick!
Zu dem Satan auf dem Brocken
Herlein nimmer kehrt zurück.

Frucht nicht, sondern Hanf mußt säen,
Hanf mußt säen, keine Frucht,
Herlein einen Strick zu drehen,
Meister nach dem Herlein sucht.

Nach dem Kind des Höllenlebens
Satan auf dem Blocksberg sucht,
Meister Satan, suchst vergebens,
Erntet seiner Sünden Frucht!

Der junge Mensch unterbrach von Zeit zu Zeit diesen Gesang durch Gelächter und Liebkosungen, die er an die feile Dirne verschwendete. Das Weib war die alte Falourdel, das Mädchen eine öffentliche Dirne und der junge Mensch sein Bruder Johannes. Der Blick des Priesters war fest auf die Gruppe gerichtet; er kannte dieses Zimmer, er kannte dieses alte Weib.

Schauerliche Erinnerungen stiegen in seiner Seele auf, er wollte fliehen und sein Fuß war fest in den Boden gewurzelt.

Jetzt trat sein Bruder Johannes an ein Fenster am entgegengesetzten Ende des Zimmers, öffnete es blickte den Fluß aufwärts, wo ihm tausend beleuchtete Fenster entgegenstrahlten, und sagte, indem er das Fenster wieder schloß: Bei meiner armen Seele, es ist schon Nacht! Der liebe Gott zündet seine Sterne und die Pariser Spießbürger ihre Talglichter an.

Hierauf trat er an den Tisch, zerschlug eine Bouteille und rief zornig: Schon leer, und ich habe kein Geld mehr! Isabelle, ich wollte, daß der liebe Gott deine beiden weißen Brüste in zwei schwarze Bouteillen verwandelte, aus denen ich Tag und Nacht Burgunder trinken könnte.

Das Freudenmädchen lachte über diesen Scherz und der Student ging fort.

Der Archidiakonus hatte kaum noch so viel Zeit übrig, sich auf den Boden zu werfen, um nicht von seinem Bruder erkannt zu werden. Zum Glück war die Straße finster und Johannes Frollo betrunken. Gleichwohl nahm er den auf dem Boden liegenden Archidiakonus wahr.

Oh! Oh! Da liegt auch Einer, der heute ein fideles Leben geführt hat! sagte er und stieß ihn mit dem Fuße an. Der Archidiakonus gab kein Lebenszeichen von sich. Toll und voll! fuhr der Student fort. Ein wahrer

Blutigel des Weinfasses! Ein Kahlkopf! fügte er hinzu, indem er sich auf ihn niederbückte, ein alter betrunkener Mann! Fortunate senex!

Er entfernte sich, indem er vor sich hinmurmelte: Das ist Alles einerlei! Ja, ja, es ist freilich eine schöne Sache um die Vernunft, und mein Bruder, der Archidiakonus, ist sehr glücklich, daß er so weise ist und Geld hat.

Nachdem sich der Student entfernt hatte, erhob sich der Diakonus und rannte athemlos der Liebfrauenkirche zu, deren ungeheure Thürme er in nächtlichem Schatten über die Häuser emporragen sah. Als er auf dem Platze ankam, schauderte er zurück und wagte nicht die Augen zu dem unseligen Gebäude zu erheben. Oh, sagte er leise, ist es denn wahr, daß solches hier vorgegangen ist, hier auf diesem Platze, erst heute, diesen Morgen?

Er blickte an der Kirche hinauf, sie war so düster, als seine Seele. Hinter ihr leuchtete der Himmel von Sternen.

Die Thüre des Klosters war verschlossen, aber der Archidiakonus trug immer den Schlüssel des Thurmes bei sich, in welchem sich sein Laboratorium befand. Mit diesem öffnete er, um in die Kirche zu gelangen.

Es herrschte in ihr die Dunkelheit und Stille einer weiten, einsamen Höhle. Sie war noch schwarz behängt, wie am heutigen Morgen. Die schwarzen Tücher reichten bis zum Bogengewölbe der langen Chorfenster hinauf, deren gemalte Gläser, vom Monde beleuchtet, in der

Nacht nur ein zweifelhaftes, schwankendes Farbenspiel hatten, eine Art weiß, blau und violet, wie man es nur auf dem Gesichte Verstorbener findet. Als der Priester zu diesen strahlenden Rundungen der Bogenfenster des Chors hinauffsah, glaubte er Mützen zur Hölle verdammter Bischöfe zu erblicken. Er schloß die Augen, und als er sie wieder öffnete, schien es ihm, daß ihn ein Halbzirkel bleicher Todtengesichter anstarre.

Entsetzt floh er durch die Kirche hin; aber das leblose Gebäude fing an sich zu regen und zu bewegen; jede Säule, jeder Stein wackelte, wankte, wurde lebendig; die unermeßliche Kirche schien ein großer Elephant zu werden, er schnaubte, machte Riesenschritte, die hohen Pfeiler waren seine Füße, die Thürme sein Rüssel, die schwarze Behängung die Decke, die auf seinem Rücken hing.

Jetzt war der Wahnwitz des Priesters auf einen solchen Grad der Intensität gestiegen, daß die äußere Welt für den Unglücklichen nur noch eine Art Apokalypse, sichtbar, fühlbar, schauderhaft, war. Jetzt erblickte er in der allgemeinen Dunkelheit hinter einer Reihe von Pfeilern einen röthlichen Schein, er eilte darauf zu, als auf einen Rettungsstern. Es war die ewige Lampe, die unter ihrem Eisengitter Tag und Nacht leuchtete. Er eilte auf das Brevier zu, das aufgeschlagen da lag, um in diesem heiligen Buche einigen Trost zu finden. Er las folgende Stelle aus dem Buche Hiob: Es schwebte ein Geist an mir vorüber, und sein Hauch

berührte meine Stirne, und die Haare meines Hauptes standen mir zu Berge.

Diese unheilverkündenden Worte schlugen ihn vollends zu Boden, seine Kniee versagten ihm den Dienst und er sank auf den kalten Stein nieder. Der Schatten der an diesem Tage Hingerichteten schwebte an ihm vorüber. Tausend furchtbare Gedanken kreuzten sich in seinem Gehirne, und es schien ihm, daß sein Kopf ein rauchendes Kamin der Hölle geworden sey.

So blieb er lange Zeit liegen, erschöpft, keines Gedankens mehr mächtig, ohne Widerstand hingegeben in die Hände des Dämon. Endlich gewann er wieder einige Kraft, und der Gedanke kam ihm, sich in seinen Thurm, zu seinem getreuen Quasimodo zu flüchten. Er stand auf und nahm die ewige Lampe mit sich, denn er hatte Furcht. Das war ein Kirchenraub, aber was lag ihm heute daran!

Langsam stieg er die Stufen des Thurms hinauf. Jetzt fühlte er sich von einem frischen Winde angeweht, er stand unter der Thüre der obersten Gallerie. Die Luft war kalt; am Himmel zogen Wolken hin, die der Wind über einander weg trieb, so daß sie dem Eisgang eines Flusses im Winter glichen. Der Mond, durch die durchsichtige Hülle der leichten Wolken strahlend, erschien als ein himmlisches Fahrzeug, das im Eismeer der Lüfte gefangen war. Der Mond warf nur einen schwachen Glanz von sich, der Himmel und Erde aschenfarbig erscheinen ließ.

Der Priester blickte auf die dunkeln Häuser und Dächer der Stadt hinab. Da ertönte der Hammer der großen Glocke und kündigte die zwölfte Stunde der Nacht an. Zwölf Stunden waren verflossen, der Unglückliche dachte an die Mittagsstunde und schauderte zusammen. Oh! sagte er seufzend, jetzt ist sie kalt und todt!

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so erhob sich ein Wind, der seine Lampe auslöschte, und zugleich erschien im entgegengesetzten Winkel des Thurms ein weißer Schatten, es war ein weibliches Wesen. Neben ihm ging eine weiße Ziege, die in den letzten Glockenschlag der Mitternacht ihr unheimliches Blöcken mischte.

Schauer des Todes ergriffen den Priester, doch hatte er die Kraft, hinzublicken. Sie war es wirklich, bleich und düster, ein Schatten. Ihre Haare fielen auf die Schulter herab, wie am Morgen; aber kein Strick schlang sich mehr um ihren Hals, ihre Hände waren nimmer gefesselt, sie war frei, sie war todt.

Ihr Schatten war weiß gekleidet und trug einen weißen Schleier auf dem Haupte. Sie kam langsam auf ihn zu, ihre Blicke waren zu den Wolken gerichtet. Die geisterhafte Ziege folgte ihr. Er wollte fliehen, aber seine Füße waren schwer, wie der Stein, auf dem sie standen. Bei jedem Schritte, den die Erscheinung vorwärts that, that er einen zurück. Das war Alles, was er vermochte. So trat er unter die dunkle Wölbung der Treppe zurück. Todesfurcht ergriff ihn bei

dem Gedanken, daß ihm das Gespenst auch dahin folgen könne.

Die Erscheinung trat bis dicht an die Pforte, blieb einige Augenblicke stehen und ging dann langsam vorüber. Sie erschien ihm noch einmal so groß als im Leben, er hatte sie gesehen, ihr Hauch hatte ihn angeweht.

Nachdem sie vorüber war, stieg er langsam die Stufen hinab, eben so langsam, als sie geschritten war, stieren Blickes, mit emporstehenden Haaren, immer noch die ausgelöschte Lampe in der Hand tragend, nicht mehr lebend, selbst ein Gespenst. Als er so die Stufen hinabschritt, hörte er die lachende höhnende Stimme eines Geistes: Es schwebte ein Geist an mir vorüber, und sein Hauch berührte meine Stirne, und die Haare meines Hauptes standen mir zu Berge. —

VIII.

Das Herz einer Mißgestalt.

Im Mittelalter hatte jede Stadt in Frankreich bis zu Ludwig XII. ihre Asyle. Diese Zufluchtsörter waren, bei der Sündfluth der Strafgesetze und barbarischen Jurisdiktionen jener Zeit, eine Art Inseln, die sich über der Oberfläche der menschlichen Justiz erhoben. Jener Verbrecher, der an ihnen anlandete, war gerettet. Es gab in einem Bezirke fast eben so viele Zufluchtsörter als Galgen. Neben dem Mißbrauche der Strafen bestand der Mißbrauch der Straflosigkeit, damit ein Uebel dem anderen abhelfe. Die Paläste der Könige und Prinzen, besonders aber die Kirchen hatten das Recht des Asyls. Bisweilen machte man eine ganze Stadt auf einige Zeit zu einem Zufluchtsort, um sie wieder zu bevölkern. So wurde im Jahr 1467 von Ludwig XI. Paris zum Asyl erklärt.

Sobald einmal der Verbrecher die Schwelle des Asyls betreten hatte, war seine Person heilig und unverletzlich; aber er mußte sich wohl hüten, den Zufluchtsort zu verlassen. Bei dem ersten Schritte außerhalb desselben fiel er der Strenge des Gesetzes wieder anheim. Schwert, Galgen und Rad hielten Wache um das Asyl und hatten stets ein offenes Auge auf das Opfer, das der Gerechtigkeit entgangen war. Man sah junge Verbrecher, deren Haare in dem Kreuzgang eines Klosters, auf der Treppe eines Palastes, unter dem Pfeiler einer Kirche ergrauten. Das Asyl war ein Gefängniß, wie jedes andere. Es geschah bisweilen, daß ein feierlicher Beschluß des Parlaments das Asyl verletzte und den Verbrecher wieder der Hand des Henkers überlieferte, aber dies war selten. Wehe aber dem, der ohne einen Beschluß des Parlaments mit gewaffneter Hand in das Asyl drang! Man kennt den Tod Roberts von Clermont, Marschalls von Frankreich, und Jakobs von Chalons, Marschalls von Champagne, und doch handelte es sich hier nur um einen gewissen Perrin Marc, den Lehrling eines Wechslers, einen gemeinen Mörder; aber die beiden Marschälle hatten die Thore der Kirche von Saint-Mery gewaltsam erbrochen, und darin lag das Ungeheure des Verbrechens.

Die Zufluchtsstätten waren in der öffentlichen Meinung so geheiligt, daß nach der Tradition bisweilen selbst die Thiere sie achteten und nicht zu überschreiten

wagten. So erzählt Aymoin, daß ein Hirsch, den König Dagobert jagte, sich zum Grabmal des heiligen Dionysius flüchtete, und daß die ihn verfolgende Meute aus Scheu vor der geheiligten Stätte ihn nicht dahin zu verfolgen wagte, sondern bellend vor dem Asyl stehen blieb.

In den Kirchen war gewöhnlich für die Verbrecher, die der Strafe des Gesetzes entgangen waren, eine Zelle eingerichtet. In der Liebfrauenkirche befand sich diese Zelle auf der obersten Gallerie. Hieher hatte Quasimodo auf seinem triumphirenden Laufe die Esmeralda niedergesetzt. So lange dieser Lauf dauerte, fühlte das halbohnmächtige Mädchen weiter nichts, als daß sie in vollem Laufe durch die frische freie Luft schwebend davon getragen wurde. Von Zeit zu Zeit vernahm sie ein schallendes Gelächter, Quasimodo's donnernde Stimme tönte in ihr Ohr, sie öffnete die Augen, erblickte unter sich die tausend Dächer von Paris und über sich des Zwergs häßliches, von Freude strahlendes Gesicht. Jetzt schloß sie die Augen wieder, ihr träumte, daß Alles vorüber sey, daß man sie während ihrer Ohnmacht hingerichtet habe, und daß jetzt ein mißgestalteter Geist in eine unbekannte Welt sie hinübertrage. Sie schloß die Augen fester, um ihn nicht zu sehen.

Als aber jetzt der Glöckner der Liebfrauenkirche sie athemlos in der Zelle niederlegte, als sie fühlte, wie seine plumpen Fäuste die Bande lösten, welche sie

gefesselt hielten, empfand sie jenen plötzlichen Stoß, der die Seefahrer aufweckt, wenn mitten in einer finstern Nacht ihr Schiff auf den Grund stößt. Ihre Gedanken erwachten wieder und reihten sich aneinander. Sie blickte um sich und sah, daß sie in der Liebfrauenkirche war; sie erinnerte sich, daß man sie der Hand des Henkers entrissen hatte, daß Phöbus noch lebte, daß er sie nicht mehr liebte, und da diese beiden Gedanken, deren einer den andern verbitterte, sich zumal ihrem Geiste darstellten, so wandte sie sich zu Quasimodo, der in seiner zwerghaften Gestalt vor ihr stand, mit der Frage: Warum hast du mich gerettet?

Der Zwerg betrachtete sie ängstlich und suchte zu errathen, was sie zu ihm sagte. Sie wiederholte ihre Frage. Jetzt warf er ihr einen unendlich traurigen Blick zu und floh davon. Sie blieb erstaunt zurück.

Bald darauf kam er wieder und warf ihr ein Päckchen zu Füßen. Es waren Kleidungsstücke, welche mildthätige Weiber auf der Schwelle der Kirche für sie niedergelegt hatten. Jetzt wendete sie die Augen auf sich selbst, sah sich halb nackt und erröthete. Ihr Leben kehrte zurück.

Quasimodo schien ein Mitgefühl dieser Schaam zu haben. Er bedeckte sein Auge mit seiner breiten Faust und entfernte sich, aber mit langsamen Schritten.

Esmeralda kleidete sich schnell an, es war ein weißes Kleid, mit einen weißen Schleier, das ihr Quasimodo gebracht hatte. Kaum war sie angezogen,

so kehrte der Zwerg zurück. Er trug einen Korb in dem einen, und eine Matratze in dem anderen Arm. In dem Korbe war eine Bouteille, Brod und andere Nahrungsmittel. Quasimodo setzte den Korb zur Erde nieder und sagte: Iß! Er breitete die Matratze auf den Boden aus und sagte: Schlafe!

Es war sein eigenes Essen, sein eigenes Bett, das der arme Glöckner der Liebfrauenkirche ihr gebracht hatte. Die Aegypterin hob ihre Augen zu ihm empor, um ihm zu danken, konnte aber kein Wort hervorbringen, so scheußlich erschien ihr sein Anblick. Sie schauderte vor Abscheu und blickte zur Erde nieder.

Der Zwerg verstand sie und sagte traurig: Ich ekle dich an. Ich bin freilich sehr häßlich. Blicke nicht auf mich, höre mich bloß an. Den Tag über bleibe hier, die Nacht kannst du dich in der Kirche ergehen. Verlasse aber dieses Gotteshaus nicht, weder bei Tag noch bei Nacht; du wärest verloren. Man würde dich tödten, und ich würde sterben.

Esmeralda, tief erschüttert, erhob das Haupt, um ihm zu antworten. Der Zwerg war verschwunden. Sie fand sich allein und dachte über die sonderbaren Worte dieses ungestalteten Wesens nach. Der Ton seiner Stimme, der so rauh und doch so sanft war, tönte in ihren Ohren nach.

Nun sah sie sich in ihrer Zelle um; sie war nicht über sechs Quadratfuß groß und eine kleine Oeffnung diente ihr als Fenster. Durch die Lucke erblickte sie

die Dächer der unermeßlichen Hauptstadt unter sich, und aus den Kaminen stieg der Rauch von ganz Paris zu ihr empor. Hier nun war sie, die arme Zigeunerin, das verlassene Findelkind, die zum Tode Verurtheilte, das unselige Geschöpf, ohne Vaterland, ohne Familie, ohne Heimath.

Als nun das ganze Gewicht ihrer Verlassenheit auf ihr lastete, drängte sich ein haariger Kopf an ihre Kniee, zwischen ihre Hände. Sie zitterte, denn alles erschreckte sie jetzt, sie blickte auf. Es war die arme Ziege, die muntere Djali, die ihr nachgelaufen war, als Quasimodo die Henkersknechte zu Boden schlug. Seit einer Stunde schon saß sie zu den Füßen ihrer Herrin und liebkoste sie, ohne einen Blick von ihr erlangen zu können. Jetzt nahm Esmeralda sie zärtlich in ihre Arme.

Djali, sagte sie, ich konnte dich vergessen, und du denkst immer an mich! Nein, du bist nicht undankbar, du allein nicht.

Diese Worte erleichterten ihr Herz, und ein Strom von Thränen entrann ihren Augen. Je heftiger und je länger sie floßen, um so leichter ward ihre Brust.

Um Mitternacht fand sie die Nacht so schön, das Licht des Mondes so sanft, daß sie auf der Gallerie hin und her ging. Hier erschien sie dem erschreckten Priester als Gespenst. Sie selbst sah ihn nicht, und fühlte einigen Trost in ihrem Elend, so ruhig und erhaben schien ihr die Erde von dieser Höhe aus betrachtet.

Am anderen Morgen erwachte sie neu gestärkt, sie hatte zum erstenmal, seit langer Zeit, wieder ruhig geschlafen. Ein freudiger Strahl der Sonne drang durch die Oeffnung in ihre Augen. Zugleich erblickte sie durch die nämliche Oeffnung einen Gegenstand, der sie erschreckte, das häßliche Gesicht des Zwergs. Unwillkürlich schloß sie die Augen wieder, aber vergebens, die Maske des Gnomen schwebte ihr immer im Geiste vor. Jetzt vernahm sie eine rauhe, aber traurig sanfte Stimme: Fürchte dich nicht. Ich bin dein Freund. Ich wollte dich nur schlafen sehen. Oder ist es dir zuwider, wenn ich dich schlafend erblicke? du siehst mich ja nicht, wann du die Augen geschlossen hast! Jetzt aber gehe ich. Ich bin schon hinter der Mauer, du kannst die Augen wieder öffnen.

Diese Worte klangen traurig, noch trauriger aber der Ton, indem sie gesprochen wurden. Die Aegypterin gerührt, öffnete ihre Augen. Der Zwerg war verschwunden. Sie blickte durch die Oeffnung und sah den armen Buckligen, in eine Ecke der Mauer gedrückt, voll Schmerz und Ergebung in sein hartes Schicksal. Sie strengte alle ihre Kräfte an, um den Widerwillen zu überwinden, den er ihr einflößte.

Komm! sagte sie mit sanfter Stimme.

Der Taube sah ihre Lippen sich bewegen und glaubte daß sie ihn fortgehen heiße. Er ging hinkend, langsam, traurig, mit gesenktem Haupte, und wagte keinen Blick zu ihr zu erheben.

So komm doch! rief sie ihm nach.

Er hörte sie nicht und ging weiter. Jetzt stürzte sie aus der Zelle, lief ihm nach und faßte ihn am Arme. Als er sich von ihr berührt fühlte, zitterte der Zwerg an allen Gliedern. Er hob sein bittendes Auge zu ihr empor, und da er sah, daß sie ihn zurückführte, strahlte sein Gesicht von Freude und Zärtlichkeit. Sie lud ihn in ihre Zelle ein, aber er blieb auf der Schwelle stehen.

Nein, nein, sprach er, die Nachteule gehört nicht in das Nest der Lerche.

Jetzt ließ sie sich mit Grazie auf ihrem Lager nieder; die Ziege war eingeschlafen und lag zu ihren Füßen. Beide blieben einige Minuten still und unbeweglich, der Zwerg so vieler Schönheit, das Mädchen dieser vollendeten Häßlichkeit gegenüber. Mit jedem Augenblicke erschien ihr der häßliche Zwerg häßlicher. Sie konnte kaum begreifen, daß es ein so mißgestaltetes Wesen geben könne. Aber über diese ganze Figur war eine so sanfte Trauer verbreitet, daß sie sich mit ihr befreunden mußte.

Der Zwerg brach zuerst das Stillschweigen: Du hast mich zurück gerufen?

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe und sagte: Ja!

Er verstand dieses Zeichen und erwiederte zaudernd: Ach, leider! Ich bin auch taub!

Armer Mensch! rief sie mit einem Ausdruck mitleidigen Wohlwollens.

Ein schmerzliches Lächeln verzog das Gesicht des Zwergs. Nicht wahr, sagte er traurig, sonst fehlte mir nichts mehr! Ja, ich bin auch taub. So hat mich Gott geschaffen. Es ist schrecklich, und du, du bist so schön!

Es lag in der Stimme des Unglücklichen ein so tiefes Gefühl seines Elends, daß sie ihm kein Wort zu erwiedern vermochte. Der Taube hätte es ja auch nicht gehört.

Noch nie, fuhr er betrübt fort, lastete meine Mißgestalt so schwer auf mir als jetzt. Ich sehe dich an, und ich bin ein Ungeheuer neben dir. Du bist ein Sonnenstrahl, der glänzende Thautropfen auf einer aufbrechenden Rose, die Stimme eines Singvogels. Ich, ich bin ein Ungeheuer, weder Mensch noch Thier, mißgestalteter als ein Kieselstein, den man unter die Füße tritt.

Er lachte, und dieses Lachen war herzzereißend.

Ja, fuhr er fort, ich bin taub, aber du kannst durch Zeichen mit mir reden. Ich habe einen Herrn, der so mit mir spricht. Jeder deiner Blicke, jede Bewegung deiner Lippen wird mir deinen Willen ankündigen.

Das Mädchen fragte lächelnd: Warum hast du mich gerettet?

Der Zwerg betrachtete sie aufmerksam, während sie sprach: Ich verstehe dich, du fragst mich, warum ich dich gerettet habe. Du hast den Elenden vergessen, der dich in jener Nacht entführen wollte. Am andern Tage warst du es, du allein, die sich des Lechzenden auf dem

Pranger erbarmte. Dein Mitleid hat mir einen Tropfen Wasser gereicht, und den will ich dir mit meinem Leben bezahlen. Du hast jenen Unglücklichen vergessen, er denkt daran.

Sie hörte ihm mit Wehmuth zu. Eine Thräne stand in dem Auge des Zwergs, er ließ sie nicht zur Erde fallen, sondern verschluckte sie.

Höre, fuhr er fort, hier sind sehr hohe Thürme. Wer da hinabfällt, ist todt, ehe er das Pflaster berührt. Wenn du willst, daß ich mich hinabstürze, so spreche ein Wort, winke nur mit den Augen.

Der Zwerg wendete sich, um zu gehen. So unglücklich sie selbst war, so fühlte sie doch Mitleid für dieses seltsame Wesen. Sie gab ihm ein Zeichen, zu bleiben.

Nein, nein, erwiederte er, hier ist nicht mein Ort. Du wendest nur aus Mitleid deine Augen nicht von mir ab. Ich gehe in einen Winkel, wo du mich nicht siehst, und von dem ich dich sehen kann.

Mit diesen Worten zog er eine kleine metallene Pfeife aus seiner Tasche: Hier, wenn du meiner bedarfst, wenn du mich sehen willst, so nimm diese Pfeife zur Hand, ich bin taub, aber ihr gellender Ton dringt durch meine Ohren.

Der Zwerg legte die Pfeife auf den Boden nieder und ging. —

IX.

Sandstein und Crystall.

Ein Tag verlief nach dem andern. Die Ruhe kehrte allmählig in Esmeralda's Seele zurück. Uebermaaß des Schmerzes und Uebermaaß der Freude dauern nur kurze Zeit. Alle Extreme widerstreiten dem menschlichen Herzen. Das arme Mädchen hatte so viel gelitten, daß sie selbst nur mit Staunen daran denken konnte. Mit der Sicherheit war die Hoffnung in ihr Herz zurückgekehrt. Sie war von der menschlichen Gesellschaft, vom Leben, ausgestoßen, aber sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß ihre Rückkehr in diese nicht unmöglich sey. Sie glich einer Todten, die in ihrem Sarge den Schlüssel der Auferstehung hat.

Nach und nach wichen alle die furchtbaren Bilder von ihr, welche sie so lange umgeben hatten: Pierrat Torterue, Jakob Charmolue, selbst der Priester. Alle

diese Schreckgestalten traten in ihrem Geiste in den Hintergrund, und Phöbus, ihr Phöbus lebte! Sie wußte es gewiß, sie hatte ihn mit eigenen Augen gesehen. Phöbus Leben war ihr eigenes, war ihr Alles. Nachdem sie in ihrem Elend Alles verloren hatte, war ihr nur Eines geblieben, was ihren sinkenden Geist aufrecht hielt: Die Liebe für den Geliebten ihres Herzens. Die Liebe ist ein Baum, sie wurzelt tief in unserem Inneren und stirbt nicht ab, bis das Herz in Trümmer fällt. Und, wunderbar, je blinder die Liebe ist, je weniger sie sich selbst Rechenschaft über ihre Leidenschaft geben kann, um so fester hält sie.

Esmeralda dachte nicht ohne bittere Gefühle an ihren Phöbus. Er hatte sich allerdings täuschen lassen, aber wie konnte er es nur für möglich halten, wie konnte er glauben, daß ein Dolchstich von der kommen sollte, die tausend Leben für ihn hingeben würde? Aber freilich hatte sie ja ihr Verbrechen selbst gestanden, sie hatte sich auf der Folter als seine Mörderin bekannt. Sie hätte sich lieber Glied vor Glied entreißen lassen sollen, als dieses Wort. Die ganze Schuld lag demnach an ihr. Konnte sie ihren Phöbus nur ein einzigesmal, nur eine Minute lang sehen, so würde es bloß eines Blicks, eines Worts aus ihrem Munde bedürfen, um ihn zu enttäuschen und in ihre Arme zurückzuführen. Sie zweifelte nicht daran, daß ihr dies gelingen würde. Sie machte sich noch allerlei andere Gedanken: Wie kam Phöbus gerade an jenem unseligen Morgen auf

diesen Balkon? Wer war das junge Mädchen, das neben ihm stand? Ohne Zweifel seine Schwester, überredete sie sich, weil sie glauben wollte und mußte, daß Phöbus sie immer noch und nur sie allein liebe. Er hatte es ihr ja geschworen, und welches Zeugniß weiter bedurfte ihre leichtgläubige Unschuld! Sie wartete also und hoffte.

Wenn das Andenken an Phöbus ihr einige Zeit übrig ließ, dachte sie bisweilen an Quasimodo. Der Zwerg war das einzige Band, das sie noch mit Menschen, mit lebenden Wesen verknüpfte. Die Unglückliche war noch mehr von der Welt ausgestoßen, als der bucklige Glöckner der Liebfrauenkirche. Sie begriff das Wesen des seltsamen Freundes nicht, den ihr der Zufall gegeben hatte. Oft warf sie sich ihren Mangel an Dankbarkeit vor, aber sie konnte sich nicht an seine Mißgestalt gewöhnen, er war allzuhäßlich.

Sie hatte das Pfeifchen, das er ihr gegeben, am Boden liegen lassen, ohne jemals Gebrauch davon zu machen. Gleichwohl kam Quasimodo in den ersten Tagen von Zeit zu Zeit ungerufen. Sie gab sich alle Mühe, ihren Widerwillen und Ekel zu verbergen, wenn er ihr den Korb mit Lebensmitteln oder den Wasserkrug brachte, aber es entging ihm keine ihrer Bewegungen, und dann entfernte er sich traurig.

Einmal kam er, als sie gerade Djali liebkoste. Er sah einen Augenblick der reizenden Gruppe gedankenvoll zu, schüttelte dann seinen dicken Kopf und sagte:

Mein Unglück ist, daß ich noch zu sehr dem Menschen gleiche. Ich möchte ganz Thier seyn, wie diese Ziege.

Esmeralda sah ihn verwundert an.

Oh! ich weiß wohl warum, sagte der Zwerg und ging.

Ein andermal kam er unter die Thür ihrer Zelle (in welche er niemals hineinging), als gerade Esmeralda eine alte spanische Ballade sang, deren Worte sie zwar nicht verstand, die aber in ihrem Ohr geblieben war, weil die Zigeunerinnen sie ihr von Jugend auf beigebracht hattne. Beim Anblick des häßlichen Zwergs, der sie so plötzlich überraschte, unterbrach Esmeralda den Gesang mit einer Geberde unwillkürlichen Abscheus. Quasimodo fiel auf die Kniee nieder und faltete mit einem bittenden Blicke seine plumpen unförmlichen Hände.

Oh! sagte er schmerzlich, jage mich nicht fort und singe weiter.

Sie wollte ihn nicht betrüben und begann, obwohl zitternd, aufs Neue ihre Romanze. Nach und nach verschwand ihr Schrecken, und sie gab sich ganz dem Eindruck der melancholischen Weise hin, welche sie sang. Der Zwerg blieb die ganze Zeit über, wie im Gebet, mit gefaltenen Händen auf den Knieen liegen, aufmerksam, kaum athmend, den Blick fest auf ihre Augen gerichtet. Man hätte glauben sollen, daß er ihren Gesang mit den Augen höre.

Ein andermal kam er zu ihr mit einem linkischen und schüchternen Wesen. Höre, sprach er, ich habe dir etwas zu sagen.

Esmeralda gab ihm ein Zeichen, daß sie höre. Jetzt seufzte der Zwerg, öffnete seine Lippen, wollte reden und konnte nicht, sah ihr ins Gesicht, machte eine verneinende Bewegung des Hauptes, legte die Stirne in die Hand und entfernte sich langsam. Das Zigeunermädchen sah ihm verwundert nach, sie begriff ihn nicht.

Eines Morgens blickte Esmeralda von der Gallerie auf den Platz hinab. Quasimodo stand hinter ihr; er pflegte sich so zu stellen, um ihr so viel möglich den Anblick seiner häßlichen Gestalt zu ersparen. Plötzlich zitterte das Mädchen, ihre Augen blitzten, sie breitete die Arme gegen den Platz aus und schrie: Phöbus! komm, komm! Ein Wort, nur ein einziges Wort, im Namen des Himmels! Phöbus! Phöbus! Ihre Stimme, ihr Gesicht, ihre Geberden, Alles an ihr hatte den herzzerreißenden Ausdruck eines Schiffbrüchigen, der ein am fernen Horizont im Strahl der Sonne vorüberfliegendes Schiff um Hülfe anruft.

Quasimodo blickte auf den Platz hinab und sah, daß der Gegenstand dieser wahnsinnigen Zärtlichkeit ein junger Ritter war, der in glänzender Rüstung über den Platz ritt, sein Pferd bäumen ließ und die Lanze gegen eine schöne Dame senkte, die ihm vom Balkon herab freundlich zulächelte. Der Ritter war allzu entfernt, um die Stimme der Unglücklichen zu hören.

Quasimodo verstand nur allzugut, was ihre Geberden sagten. Ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust, er wendete das Gesicht ab; sein Herz war angeschwollen von allen den Thränen, die er verschlang. Er griff mit beiden Fäusten krampfhaft auf den Kopf, und als er sie zurückzog, hatte er in jeder eine Handvoll borstiger Haare.

Esmeralda gab im geringsten nicht auf ihn Acht. Er grinste mit den Zähnen und sagte leise: Verflucht sey ich auf ewig! So also muß der Mensch gemacht seyn, nur schön von außen.

In diesem Augenblick schrie Esmeralda in furchtbarer Aufregung: Er steigt vom Pferde! Er geht in dieses Haus! Phöbus! Phöbus! Er hört mich nicht!

Der Taube betrachtete sie, er verstand ihre Pantomime. Sein Auge füllte sich mit Thränen, aber er hielt sie gewaltsam zurück. Jetzt faßte er das Mädchen sanft am Aermel. Sie wendete sich um. Er hatte ein ruhiges Wesen angenommen und sagte: Soll ich ihn dir holen?

Esmeralda stieß einen Freudenschrei aus: Oh! geh, eile, laufe, hole ihn, diesen Ritter! Ich will dich lieben!

Mit diesen Worten umfaßte sie seine Kniee. Der Zwerg schüttelte schmerzlich sein Haupt.

Ich will ihn dir holen, sagte er mit schwacher Stimme und stürzte mit großen Schritten der Pforte zu. Als er eilends die Stufen der Treppe hinabstieg, seufzte er, fast zum Ersticken, aus tiefer Brust.

Als er auf den Platz hinabkam, sah er nur noch das Pferd das an der Pforte des Hauses Gondelaurier angebunden war. Der Reiter war hineingegangen.

Er hob seinen Blick zum Thurm der Kirche empor. Esmeralda stand noch immer auf dem nämlichen Platze in der nämlichen Stellung. Er machte ihr ein trauriges Zeichen mit dem Kopfe und drückte sich dann an eine der Säulen, um hier zu warten, bis Phöbus herauskomme.

Im Hause Gondelaurier war einer jener Festtage, die der Hochzeit vorauszugehen pflegen. Quasimodo sah viele Leute hineingehen, Niemand kam heraus. Von Zeit zu Zeit blickte er nach dem Thurme. Esmeralda war eben so unbeweglich auf dem Platze als er. Ein Reitknecht band das Pferd los und führte es in den Stall.

So verging der ganze lange Tag, Quasimodo an der Säule, Esmeralda auf dem Thurme, Phöbus ohne Zweifel in den Armen seiner Braut.

Die Nacht kam, finster, ohne einen leuchtenden Stern. Quasimodo blickte nach dem Thurme, — er sah nur noch den Schimmer eines weißen Gewandes. dann nichts mehr. Alles verschwand in der allgemeinen Dunkelheit.

Alle Fenster des Hauses Gondelaurier beleuchteten sich, Quasimodo blieb auf seinem Posten. Er sah die Lichter in den Häusern umher, eines nach dem andern, anzünden, er sah sie nach und nach bis auf

das letzte erlöschen, und wich nicht von der Säule. Nur das Haus Gondelaurier war noch beleuchtet. Mitternacht war vorüber. Quasimodo stand und harrte des Ritters.

Gegen ein Uhr Morgens fingen die Gäste an sich zu entfernen. Quasimodo, hinter der Säule verborgen, sah sie im Schein der Fackeln vorübergehen. Keiner von ihnen war der Ritter.

Der Zwerg war voll düsterer Gedanken. Von Zeit zu Zeit hob er den Kopf in die Luft, wie Leute pflegen, welche Langeweile haben. Da sah er plötzlich die Thüre des Balkons über seinem Haupte sich öffnen. Zwei Menschen traten leise heraus, ein Mann und ein Weib. Quasimodo erkannte in ihnen den Ritter und die junge Dame, die ihn am Morgen vom Balkon gegrüßt hatte. Der Zwerg konnte leicht sehen, daß hier eine verliebte Zusammenkunft stattfand. Er sah ihr mit bitteren Gefühlen zu und fluchte im Herzen seiner Mißgestalt.

Die Scene auf dem Balkon wurde immer zärtlicher und belebter. Die junge Dame schien einen schweren Kampf nur noch schwach zu kämpfen, da öffnete sich plötzlich die Thüre und eine alte Dame trat auf den Balkon. Das liebende Paar war sehr verlegen, die Mutter schwieg weislich, und alle drei kehrten in das Zimmer zurück.

Bald darauf ließ sich der Hufschlag eines Rosses hören, und Phöbus ritt schnell an Quasimodo vorüber.

Der Zwerg lief ihm nach und schrie: Heda! Herr Ritter!

Der Ritter hielt an: Was willst du, Schuft? fragte er und betrachtete verwundert die zwerghafte Gestalt, die im Schatten der Nacht vor ihm stand.

Quasimodo griff keck in den Zügel des Rosses und sagte: Folgt mir, Herr Ritter, es will hier Jemand mit Euch reden.

Kreuz und Donner! fluchte der Hauptmann, ich habe, glaube ich, diese Nachteule schon irgendwo gesehen. Holla! Meister Isegrimm! laß mein Pferd los!

Ihr fragt mich, wer Euch sprechen wolle? fragte der Taube.

Laß mein Pferd los, wiederholte der Hauptmann ungeduldig.

Quasimodo, der seinen Widerstand nicht begreifen konnte, rief ihm zu: Kommt nur, Herr Ritter, ein Mädchen wartet auf Euch, ein Mädchen, das Euch liebt, fügte er mit Anstrengung hinzu.

Wenn ich zu allen Mädchen müßte, die mich lieben, hätte ich viel zu thun. Und wenn sie vollends dir gliche, du Nachteule! Sage der, die dich geschickt hat, daß ich mich jetzt heirathe, und daß sie zu allen Teufeln gehen könne.

Hört, schrie Quasimodo, der mit einem einzigen Worte seinen Widerstand zu besiegen hoffte, hört, Herr Ritter, es ist die Zigeunerin, die mich sendet.

Dieses Wort machte zwar einen großen Eindruck auf Phöbus, aber nicht den, den der Taube gewünscht hatte. Der Leser wird sich erinnern, daß Phöbus einige Augenblicke zuvor, ehe Quasimodo die Verurtheilte aus den Händen der Henker befreite, mit Fleur-de-Lys vom Balkon verschwunden war. Seitdem hatte er sich, bei allen seinen Besuchen im Hause Gondelaurier, wohl gehütet, von der Zigeunerin zu reden, deren Andenken ihm überdies peinlich war, Fleur-de-Lys ihrerseits hielt es nicht für klug, ihm zu sagen, daß die Aegypterin noch lebe. Phöbus hielt demnach die arme Similar für todt und längst begraben. Mitternacht war vorüber, die Nacht dunkel, der Liebesbote glich einem mißgestalteten Teufel aus der Hölle, die Straße war einsam, wie an dem Abend, wo ihm der Knecht Ruprecht erschienen war, sein Pferd schnaubte und zitterte beim Anblick Quasimodo's: Das ging nicht mit rechten Dingen zu.

Die Zigeunerin! schrie Phöbus bestürzt. Kommst du denn aus der andern Welt?

Mit diesen Worten legte er die Hand an den Griff seines Schwertes.

Geschwind, geschwind! sagte der Taube, der ihn nicht verstand, und zog das Pferd am Zügel.

Der Hauptmann stieß ihn mit der Spitze seines Fußes auf die Brust. Das Auge des Zwergs funkelte, er war im Begriff, sich auf den Ritter zu werfen. Doch

faßte er sich schnell, ließ den Zügel los und sagte: Du weißt nicht, wie glücklich du bist, daß dich Jemand liebt!

Phöbus gab dem Pferd beide Sporen, der Zwerg sah ihm nach und sagte: Wie ist es möglich, hier nicht zu kommen!

Quasimodo kehrte in die Kirche zurück, zündete seine Lampe an und stieg die Thurmtreppe hinauf. Er fand Esmeralda noch immer am nämlichen Platze. Sobald sie ihn sah, sprang sie ihm entgegen.

Allein! Allein! rief sie mit schmerzlich gerungenen Händen.

Ich konnte ihn nicht auffinden, sagte der Zwerg.

Du hättest die ganze Nacht auf ihn warten sollen, erwiederte sie ihm zornig.

Der Zwerg sah ihre zornige Geberde und schloß daraus auf den Vorwurf, den sie ihm machte.

Ich will mir ein andersmal mehr Mühe geben, antwortete er mit niedergeschlagenen Blicken.

Fort! rief sie ihm gebieterisch zu.

Er verließ sie. Lieber wollte er ihren Zorn über sich ergehen lassen, als sie betrüben. Er trug seinen Schmerz für sich allein.

Von diesem Tage an sah ihn Esmeralda nicht mehr; er kam nimmer in ihre Zelle. Bisweilen erblickte sie auf dem Gipfel eines Thurms das traurige Angesicht des Zwergs, das melancholisch auf sie gerichtet war. Sobald sie ihn gewahr wurde, verschwand er.

Sie sah ihn nicht mehr, aber sie fühlte die Gegenwart eines guten Geistes um sie her. Während sie schlief, trug ihr eine unsichtbare Hand ihre Lebensmittel zu. Eines Morgens stand ein Vogelkäfig vor ihrem Fenster. Auf dem Thurme oberhalb ihrer Zelle war eine in Stein ausgehauene Mißgestalt, die ihr Furcht einflöste. Sie hatte dies in des Zwergs Gegenwart geäußert. Eines Morgens war sie verschwunden, die unsichtbare Hand hat sie zertrümmert. Man konnte nur mit Lebensgefahr zu dieser Bildsäule hinaufsteigen.

Bisweilen, in stiller Nacht, hörte sie, vom Glockenthurm, eine Stimme, die in seltsam trauriger Weise ein Lied sang. Es waren keine Verse, sondern abgerissene Gedanken:

Sehe nicht die Gestalt an,
Blicke auf das Herz, junges Mädchen!
In dem schönen Körper des jungen Mannes wohnt kein Herz,
Er hat einen Leib, aber keine Seele.

Junges Mädchen, die Tanne ist nicht schön,
Die Tanne ist nicht schön, wie die Pappel,
Aber ihr Laub ist grün im Winter.

Sterbe, wer nicht schön ist!
Das Schöne kehrt sich dem Schönen zu;
Der Mai hat nichts mit dem Januar zu schaffen.

Die Schönheit ist vollkommen,
Die Schönheit darf Alles.
Wehe der häßlichen Gestalt!

Der Rabe fliegt nur bei Tag,
Die Nachteule nur bei Nacht,
Der Schwan fliegt Tag und Nacht.

Eines Morgens fand sie bei ihrem Erwachen auf der Fensteröffnung zwei Gefäße mit Blumen. Das eine Gefäß war von glänzendem Crystall aber durchlöchert. Das Wasser war ausgelaufen und die Blumen verwelkt. Das andere Gefäß war ein steinerner Krug, plump und gemein, aber er hatte das Wasser gehalten, und die Blumen darin waren frisch und blühend.

Verstand Esmeralda den Sinn dieser Allegorie, oder nicht, that sie es absichtlich oder zufällig, kurz sie nahm den verwelkten Strauß und trug ihn den ganzen Tag an ihrem Busen. An diesem Tag schwieg die Stimme des Sängers auf dem Thurme.

Das Zigeunermädchen kümmerte sich wenig darum. Sie brachte einen Tag wie den andern hin: Sie liebkoste ihre Ziege, sah fleißig nach dem Hause Gondelaurier hinab, dachte an Phöbus und warf den Schwalben auf dem Thurme Brodkrumen hin.

Der arme Zwerg war verschwunden. Sie sah und hörte nichts von ihm. Nachts wachte sie einmal auf und hörte vor ihrer Zelle seufzen. Bestürzt stand sie auf und sah bei dem Schein des Mondes eine unförmliche Masse vor der Thüre ihrer Zelle ausgestreckt: Es war Quasimodo, der sich hier auf dem harten Stein gebettet hatte.

X.

Der Schlüssel zur rothen Thüre.

Inzwischen hatte der Archidiakonus erfahren, auf welche wunderbare Weise die Aegypterin gerettet worden war. Er wußte nicht, wie ihm war, als er diese Nachricht erfuhr. Er hatte sich in ihren Tod gefügt. Er war ruhig geworden, er hatte den bitteren Kelch bis auf die Hefe geleert. Es gibt einen Grad der Verzweiflung, den das menschliche Herz nicht überschreiten kann. Wenn der Schwamm voll ist, kann das Weltmeer über ihm zusammenschlagen, ohne daß er einen Tropfen weiter faßt. Esmeralda war todt, der Schwamm voll, der Priester hatte sich mit der Erde abgefunden. Jetzt lebte sie wieder, Phöbus lebte auch, seine Qualen begannen aufs Neue.

Als er die Nachricht von ihrem Leben erhielt, schloß er sich in seine Zelle ein. Er erschien bei keinem Gottesdienst, er ließ Niemand vor sich, selbst den Bischof nicht. So blieb er mehrere Wochen eingemauert. Man hielt ihn für krank, er war es auch.

Was that er in seiner Einsamkeit? Welche düstere Gedanken umschatteten seinen Geist. Kämpfte er den letzten Kampf mit seiner furchtbaren Leidenschaft? Wollte er sie besiegen, gab er ihr neue Nahrung im Dunkel seiner Zelle? Sann er auf Rache und Tod, wollte er die Beiden, wollte er sich selbst verderben?

Johannes, sein geliebter Bruder, sein verwöhntes Kind, kam einmal an seine Thüre, pochte, beschwor ihn bei allen Heiligen, fluchte bei allen Teufeln, nannte zehnmal seinen Namen; der Priester gab keinen Laut von sich und öffnete nicht.

Er brachte ganze Tage hinter seinem Fenster zu. Von diesem Fenster sah er die Zelle der Esmeralda, sah sie selbst mit ihrer Ziege, bisweilen mit Quasimodo. Er beobachtete die sorglichen Dienste des häßlichen Zwergs, seinen Gehorsam, seine blinde Ergebenheit im Dienste der Aegypterin. Jetzt errinnerte er sich des seltsamen Blicks, den an jenem Abend der Glöckner von seinem Thurme aus auf das tanzende Zigeunermädchen geworfen hatte. Was mochte wohl den Zwerg bewogen haben, sie zu retten? Er war Zeuge von tausend kleinen Scenen zwischen der Ziegeunerin und dem Tauben. Die Pantomime derselben, von ferne gesehen und von der Eifersucht commentirt, erschien ihm sehr zärtlich. Der Geschmack der Weiber ist bisweilen sonderbar, er traute nicht. Jetzt erwachte in seinem Geist eine Eifersucht, an die er niemals gedacht hatte, eine Eifersucht, über die er vor sich selbst erröthete.

Phöbus, der schöne Phöbus, das war natürlich; aber dieser häßliche Zwerg!

Solche Gedanken marterten ihn Tag und Nacht. Seit er die Gedanken wieder lebend wußte, waren die kalten Gedanken an Grab und Tod verschwunden, und die Lust des Fleisches erwachte heftiger als je; er wußte den Gegenstand seiner Leidenschaft so nahe bei sich. Das Bild des reizenden Geschöpfes schwebte ihm wachend und träumend vor.

Der Priester kämpfte lange mit dem Versucher, aber in einer Nacht wallte sein Blut, von der Einbildungskraft erhitzt, so heftig in seinen Adern, daß er ein Oberkleid umwarf und seine Zelle verließ, die Lampe in der Hand tragend, von Leidenschaft berauscht, mit brennendem Auge. Er trug den Schlüssel zur Gallerie des Thurmes bei sich.

In dieser Nacht war Esmeralda sanft eingeschlafen. Sie träumte, wie immer, von ihrem Phöbus. Plötzlich hörte sie ein Geräusch in ihrer Nähe. Sie hatte den Schlaf eines Vogels, ein fallendes Blatt weckte sie. Sie öffnete ihre Augen, die Nacht war sehr dunkel. Der Schein einer Lampe fiel in ihre Zelle, unter der Fensteröffnung erblickte sie ein Gesicht, das sie betrachtete. In diesem Augenblick wurde das Licht ausgeblasen, aber Esmeralda hatte bereits jenes unselige Gesicht erblickt. Der Schrecken schloß ihr die Augen wieder und sie sagte mit brechender Stimme: Oh! der Priester!

Ihre ganze unglückliche Geschichte trat wie ein Blitz vor ihre Seele. Sie fiel erstarrt auf ihr Lager zurück. Gleich darauf fühlte sie längs ihres Körpers eine Berührung, welche sie schaudern machte. Sie fuhr wüthend in die Höhe.

Der Priester hatte sich neben ihr niedergelassen und umschlang sie mit seinen beiden Armen. Sie wollte schreien und konnte nicht.

Fort, Ungeheuer! Fort, Mörder! sagte sie mit zitternder, von Zorn und Schrecken erstickter Stimme.

Gnade! Gnade! sagte der Priester und bedeckte ihren Hals mit Küssen.

Sie zeraufte ihm die Haare, schlug ihn ins Gesicht, gab ihm durch Wort und That ihren Abscheu zu erkennen. Umsonst, die Sinnlichkeit durchtobte die Adern des Priesters, und er suchte mit Gewalt zu erringen, was ihm die Neigung versagte. Das arme Mädchen war nahe daran zu unterliegen, da faßte ihre Hand auf dem Boden etwas Kaltes von Metall. Es war Quasimodo's Pfeife. Sie nahm sie, brachte sie an ihre Lippen und pfiff mit aller ihr noch übrigen Kraft. Die Pfeife gab einen hellen durchdringenden Ton von sich.

Was ist das? fragte der Priester.

Gleich darauf fühlte er sich von einer kräftigen Faust gefaßt. Die Zelle war finster, er konnte nicht genau unterscheiden, wer ihn festhielt, aber er hörte ihn vor Wuth die Zähne knirschen, und sah in der Dunkelheit über seinem Haupte eine breite Klinge blitzen.

Der Priester glaubte die Form Quasimodo's zu zu erkennen. Es konnte wohl Niemand anders seyn, als der Zwerg. Er erinnerte sich, daß er im Hereingehen an einen Klumpen gestoßen hatte, der quer über der Thürschwelle lag. Er hielt seinen aufgehobenen Arm zurück und schrie: Quasimodo! Er vergaß in seiner Angst, daß Quasimodo taub war.

In einem Nu war der Priester zu Boden geworfen und fühlte ein schweres Knie über seiner Brust. An diesem krummen Fuße erkannte er, daß es Quasimodo war. Aber was sollte er thun? Wie sollte er sich zu erkennen geben? Der Taube hörte nicht, und die Dunkelheit machte ihn blind.

Er gab sich verloren. Das Zigeunermädchen zeigte kein Mitleid und that nichts ihn zu retten. Die Klinge über seinem Haupte senkte sich, der kritische Augenblick war da. Plötzlich zauderte sein Gegner den Streich zu führen. Kein Blut über sie, murmelte er vor sich hin. Es war wirklich Quasimodo's Stimme. Er schleifte den Priester am Fuße außerhalb der Zelle, um ihn dort zu tödten, damit Esmeralda nicht mit Blut bespritzt werde.

Glücklicherweise war kurz zuvor der Mond aufgegangen, und ein schwacher Strahl desselben fiel auf das Gesicht des Priesters. Quasimodo erkannte seinen Herrn, zitterte und ließ ihn los.

Die Aegypterin, die auf die Schwelle ihrer Zelle getreten war, sah mit Staunen schnell die Rollen wechseln

Jetzt drohte der Priester, Quasimodo flehte. Der Priester überhäufte den Tauben mit Geberden des Vorwurfs und Zorns, und gab ihm ein Zeichen sich zu entfernen.

Der Taube senkte das Haupt, kniete vor den Eingang der Zelle nieder und sagte mit traurig-ernster Stimme: Herr, tödte mich, dann thue was du willst!

Mit diesen Worten bot er dem Priester sein langes Messer dar. Der Priester, außer sich, griff darnach, aber Esmeralda war schneller als er, sie entriß das Messer den Händen des Zwergs und rief mit enschlossenem Muth aus: Komm jetzt, wenn du es wagst!

Sie schwang das Messer über ihrem Haupte, der Priester war unschlüssig. Er zweifelte nicht, daß sie ihn niederstoßen würde.

Ha! du wagst es nicht, Feiger! jubelte das Mädchen. Dann fügte sie, wohl wissend, daß sie ihn dadurch am tiefsten verletze, mit triumphirender Stimme hinzu: Ha! Ich weiß, daß Phöbus nicht todt ist.

Der Priester warf mit einem gewaltigen Fußtritt den Zwerg zu Boden und ging dann, die Wuth im Herzen, die Treppe hinab.

Als er fort war, hob Quasimodo das Pfeifchen auf, das die Aegypterin gerettet hatte, und gab es ihr zurück. Es wäre fast verrostet, sagte er, und entfernte sich langsam.

Esmeralda sank erschöpft auf ihr Lager und schluchzte. Der Priester war wieder da, das verkündete ihr Unheil.

XI.

Ein Dichter hat einen vernünftigen Gedanken.

Seit Peter Gringoire sah, welche Wendung diese ganze Geschichte nahm, und daß es sich hier um den Strick und andere unheimliche Dinge handle, hielt er es für gerathen, aus dem Spiele zu bleiben. Er war im Königreich Kauderwelsch geblieben, in Erwägung, daß dessen Bewohner noch immer die beste Gesellschaft von Paris seyen. Die Unterthanen des Königs Clopin Trouillefou nahmen warmen Antheil an Esmeralda's Schicksal. Peter Gringoire hatte von ihnen erfahren, daß seine Gattin vom zerbrochenen Kruge sich in die Liebfrauenkirche geflüchtet habe, und das freute ihn von Herzen. Er fühlte jedoch nicht die geringste Versuchung in sich, sie dort zu sehen; er dachte bisweilen an die kleine weiße Ziege, und das war Alles. Inzwischen machte er den Tag über Kunststücke, damit er zu leben habe, und die Nacht durch schrieb er einen Commentar über des Bischofs von Noyons Werk: de cuba petrarum. Diese Beschäftigung hatte ihm einen ausnehmenden Geschmack an der Architektur eingeflößt.

Eines Tages stand er vor der alten Kapelle in der Straße Skt. Germain-l'Auxerrois und betrachtete die

ausgehauenen Figuren. Er befand sich in einem jener genußreichen Momente, wo der Künstler die Welt um sich her vergißt und nur der Kunst lebt. Plötzlich fühlte er eine schwere Hand auf seiner Schulter. Er wendete sich um, es war sein alter Herr und Meister, der Archidiakonus.

Peter Gringoire blieb verdutzt stehen. Er hatte den Archidiakonus lange nicht gesehen und Claude Frollo war einer jener ernsten Geister, deren Anblick einen Poeten und Philosophen leicht erschreckt.

Der Archidiakonus schwieg einige Augenblicke, während welcher Peter Gringoire Muße hatte, ihn zu betrachten. Er fand den Priester sehr verändert: bleich wie ein Wintertag, mit hohlen Augen, die Haare fast weiß.

Der Archidiakonus brach zuerst das Stillschweigen und sagte in einem ruhigen, eiskalten Tone: Wie befindet Ihr Euch, Meister Peter?

Meine Gesundheit! antwortete Peter Gringoire. Hm! Hm! Es läßt sich da viel dafür und dawider sagen. Im Ganzen genommen ist sie gut. Ich halte in Allem Maaß und Ziel. Ihr wißt ja selbst, nach Hippokrates, das Geheimniß, seine Gesundheit zu erhalten: Cibi, potus, somni, venus, omnia moderata sint.

Ihr habt also keinen Kummer Meister Peter? fragte der Archidiakons und sah ihm scharf ins Gesicht.

Meiner Treu! Nein!

Und was macht Ihr da?

Ich studire diese Bildsäulen, wie Ihr seht.

Der Priester lächelte bitter: Und das macht Euch Vergnügen?

Das ist das Paradies! rief Peter Gringoire aus.

Ihr seyd also glücklich?

So glücklich als Jemand! Ich liebte zuerst Weiber, dann Thiere, jetzt liebe ich Steine.

Wirklich! sagte der Priester lächelnd, — und Ihr habt sonst keinen Wunsch? fügte er hinzu.

Nein!

Auch keinen Kummer?

Weder Kummer noch Wunsch. Ich lebe so hin. Das Schicksal tritt manchmal dazwischen. Ich bin ein Pyrrhonischer Philosoph und halte Alles im Gleichgewicht.

Und womit verdient Ihr Euer Brod?

Ich mache noch hie und da Heldengedichte und Trauerspiele, aber meine Kunst, Pyramiden von Stühlen mit meinen Zähnen zu tragen, wirft mir am meisten ab.

Dieses Handwerk ist ziemlich gemein für einen Philosophen.

Das gehört zum Gleichgewicht. Wenn man nur einen Gedanken hat, schwebt er Einem immer vor.

Ich weiß es, sagte der Archidiakonus bitter.

Nach einer Pause fügte er hinzu: Ihr führt gleichwohl ein elendes Leben.

Elend, aber nicht unglücklich.

In diesem Augenblicke vernahmen sie den Hufschlag

vieler Pferde, und eine Compagnie Bogenschützen, den Anführer an der Spitze, zog an ihnen vorüber.

Was Ihr für Blicke auf diesen Hauptmann werft! sagte Peter Gringoire.

Ich glaube ihn zu kennen.

Wie heißt er?

Phöbus de Chateaupers, wenn ich nicht irre.

Phöbus! Ein seltsamer Name! Es gibt auch einen Phöbus, Graf von Foix, und ich habe ein Mädchen gekannt, das bei keinem andern Namen schwur als — bei Phöbus.

Kommt, sagte der Priester, ich habe mit Euch zu reden.

Seit die Bogenschützen vorübergezogen waren, zeigte sich eine sichtbare Bewegung in den eiskalten Zügen des Priesters. Er ging voran, Peter Gringoire folgte ihm. Er war an blinden Gehorsam gegen dieses Wesen gewöhnt, dessen geistiges Uebergewicht Alle empfanden, die ihm nahten. In der einsamen Bernhardinerstraße blieb der Priester stehen.

Was habt Ihr mir zu sagen, mein Meister? fragte Peter Gringoire.

Findet Ihr nicht, erwiederte der Archidiakonus wie in tiefen Gedanken, daß die Kleidung dieser Bogenschützen, welche wir gesehen haben, schöner ist, als die Eurige und die meinige?

Peter Gringoire schüttelte den Kopf: Meiner Treu! Da ist mir meine gelbe Jacke lieber, als diese Schuppen von Eisen und Stahl.

Ihr habt also diese in Stahl gekleideten Kriegsmänner nie beneidet?

Ich wüßte nicht, um was. Um ihre Stärke, ihre Waffen und ihre Kriegszucht? Da bleibe ich lieber ein unabhängiger Philosoph in Lumpen. Der Kopf einer Mücke ist mehr, als der Schwanz eines Löwen.

Peter Gringoire, fuhr der Priester fort, was ist aus der kleinen ägyptischen Tänzerin geworden?

Aus der Esmeralda? Wie kommt Ihr jetzt auf die?

War sie nicht Eure Frau?

Ja, mittelst eines zerbrochenen Krugs. Wir sind auf vier Jahre verheirathet. Ihr denkt also immer noch an die Esmeralda?

Und Ihr, denkt Ihr nicht an sie?

Selten, ich habe an so viel zu denken! Potztausend! Ich möchte doch die kleine Ziege wieder sehen, sie war gar zu niedlich!

Hat Euch nicht diese Zigeunerin das Leben gerettet?

Beim Herkules! Ja!

Nun, was ist aus ihr geworden? Was wißt Ihr von ihr?

Ich kann es nicht genau sagen, es heißt, man habe sie gehenkt.

Wißt Ihr das gewiß?

Gewiß weiß ich es nicht. Als ich sah, daß es sich um den Galgen handle, habe ich meinen Kopf sachte aus der Schlinge gezogen.

Ist das Alles, was Ihr von der Sache wißt?

Man hat mir auch gesagt, daß sie sich in die Liebfrauenkirche geflüchtet habe und dort in Sicherheit sey. Das freut mich und ich möchte nur wissen, ob die kleine Ziege auch gerettet ist. Das ist Alles, was ich von der Sache weiß.

Ich will Euch mehr sagen, rief der Priester, und seine Stimme, die bisher ruhig und langsam gewesen war, wurde plötzlich donnernd. Sie hat sich wirklich in die Liebfrauenkirche geflüchtet, aber in drei Tagen wird man sie dort abholen und auf dem Greveplatz henken. Es liegt ein Parlamentsbeschluß vor.

Ei! das thut mir leid.

Der Priester war wieder ruhig und kalt geworden.

Wer zum Teufel, fuhr der Poet fort, hat sich denn das Vergnügen gemacht, einen Parlamentsbeschluß nachzusuchen? Konnte man denn das Parlament nicht in Ruhe lassen? Was liegt denn daran, ob das arme kleine Ding gehenkt wird, oder ob sie bei den Schwalben auf dem Thurme der Liebfrauenkirche wohnt?

Es gibt Teufel auf der Welt, sagte der Priester.

Ja, das ist recht teufelhaftig, stimmte Peter Gringoire bei.

Nach einer Pause fuhr der Archidiakonus fort: Sie hat Euch also das Leben gerettet?

Ja, im Königreich Kauderwelsch, wo ich jetzt zu Hause bin. Mein Leben hing nur noch an einem Faden, ich hatte bereits den Strick um den Hals.

Wollt Ihr ihr nicht dafür einen Gegendienst leisten?

Von Herzen gern, aber ich könnte da in eine saubere Geschichte verwickelt werden.

Thut nichts!

Ihr seyd allzugütig, lieber Herr! Ich muß auch an die zwei großen Werke denken, die ich unter der Feder habe.

Der Priester schlug sich auf die Stirne. Trotz seiner ruhigen Außenseite gab sich von Zeit zu Zeit der Sturm in seinem Innern durch eine heftige Geberde kund. Wie ist sie zu retten? sagte er für sich.

Meister, erwiederte Peter Gringoire, hier spreche ich: Il padelt. Das ist türkisch und heißt: Setze auf Gott deine Hoffnung!

Wie ist sie zu retten? wiederholte der Priester.

Jetzt schlug sich Peter Gringoire auf die Stirne und sprach: Hört, Meister, ich bin ein Dichter und habe Phantasie. Ich werde tausend Mittel und Wege finden, sie zu retten. Wie wäre es, wenn man bei dem König ihre Begnadigung nachsuchte?

Ludwig XI.! Begnadigen!

Warum denn nicht?

Nimm dem Tiger seinen Knochen!

Peter Gringoire spannte seine Einbildungskraft auf die Folter, um eine neue Lösung der Frage zu finden: Wie wäre es, wenn ich als Gatte vor den geschwornen Hebammen erklärte, daß sie schwanger sey?

Schwanger! was weißt du davon? fragte der Priester mit gerunzelter Stirne und flammendem Auge.

Peter Gringoire erwiederte erschrocken: Ich! Ich weiß gar nichts! Unsere Ehe ist ein wahres forismaritagium gewesen. Ich bin vor der Thüre geblieben. Man würde jedoch dadurch einen Aufschub erlangen.

Thöricht! Schimpflich! Schweig!

Ihr zürnt mit Unrecht, murmelte Peter Gringoire. Man gewinnt einen Aufschub, das schadet Niemand und trägt den Hebammen, die arme Weiber sind, vierzig Heller ein.

Der Priester hörte nicht auf ihn. Sie muß gerettet werden! murmelte er vor sich hin. In drei Tagen wird der Parlamentsbeschluß vollzogen. Und wenn das auch nicht wäre, dieser Quasimodo! die Weiber haben doch einen sehr entarteten Geschmack!

Jetzt wendete sich der Archidiakonus mit erhobener Stimme zu dem Dichter: Meister Peter, es gibt nur ein Mittel, sie zu retten.

Welches? mir steht der Verstand stille.

Hört, Meister Peter, denkt fleißig daran, daß sie Euch das Leben gerettet hat. Ich will Euch offen meine Gedanken sagen. Die Kirche wird Tag und Nacht bewacht, und man läßt nur diejenigen hinausgehen, die man hineingehen sah. Der Eingang ist euch also erlaubt, ihr kommt und ich führe Euch zu ihr. Dann wechselt ihr die Kleider mit ihr, Ihr gebt ihr Euren Rock und Ihr zieht ihre Kleider an.

Ganz recht bis jetzt, und was weiter? fragte der Philosoph.

Was weiter? Sie verläßt mit Euern Kleidern die Kirche und ihr bleibt darin zurück. Man wird Euch vielleicht henken, aber sie ist gerettet.

Der Poet kratzte sich hinter den Ohren. Der unerwartete Vorschlag des Archidiakonus überzog sein offenes, glückseliges Dichtergesicht mit schwarzen Wolken. Hm! sagte er ernst, das ist eine ganz nagelneue Idee, die mir nie in den Sinn gekommen wäre.

Nun, Meister Peter, was sagt Ihr zu diesem Rettungsmittel? fragte der Archidiakonus.

Ich sage, mein Meister, daß man mich nicht vielleicht, sondern ganz gewiß henken wird.

Das macht nichts zur Sache.

Den Teufel auch, sagt Peter Gringoire.

Sie hat Euch das Leben gerettet. Es ist eine heilige Schuld, die Ihr bezahlt.

Ja, wenn ich alle meine Schulden bezahlen müßte!

Meister Peter, es muß durchaus seyn, sagte der Priester gebieterisch.

Hört, mein Herr und Meister, erwiederte der bestürzte Poet, Ihr seyd für diese Idee eingenommen und Ihr habt wahrlich unrecht. Ich weiß in der That nicht, warum ich mich für einen andern sollte henken lassen.

Was fesselt Euch denn so sehr an das Leben?

Ach! tausend Dinge!

Und was, wenn es gefällig ist?

Was? die Luft, der Himmel, der Morgen, der Abend, die Sonne, der Mond, meine guten Freunde

im Königreich Kauderwelsch, und dann muß ich ja noch drei große Bände über die Architektur schreiben. Es fällt mir jetzt nicht alles ein, was ich noch auf dieser Welt zu thun habe. Anaxagoras sagte, daß er auf der Welt sey, um die Sonne zu bewundern. Und dann bin ich so glücklich, alle meine Tage, vom Morgen bis zum Abend, mit einem geistreichen Manne zuzubringen. Dieses Genie bin ich, und wir unterhalten uns vortrefflich.

Strohkopf! murmelte der Archidiakonus. Sprich, wem dankst du dieses Leben, das du so angenehm findest? Wer hat es dir erhalten? Wem dankst du es, daß du diese Luft noch athmest, diesen Himmel noch siehst, und deinen Gänsekopf noch mit abgeschmackten Dingen anfüllen kannst? Wo wärest du ohne sie? Du willst die sterben lassen, durch die du lebst? Dieses reizende, sanfte, anbetungswürdige, mehr als göttliche Geschöpf, das der Welt so unentbehrlich ist, als die Sonne, soll sterben, damit du lebst, du gelehrter Esel, du Schein von einem Ding, du vegetirendes Wesen, das keinen eigenen Gedanken zu fassen vermag! Fort, du bist so unnütz auf der Welt, als ein Talglicht, das am hellen Mittag brennt.

Der Priester war immer heftiger geworden. Peter Gringoire hörte ihm Anfangs mit einem unschlüssigen Wesen zu, allmählig wurde er weich, und zuletzt machte er eine tragische Grimasse, wie ein kleines Kind, das Bauchgrimmen hat.

Ach, wie pathetisch! sagte er und trocknete sich eine Thräne ab. Je nun, in Gottes Namen, ich will mich darüber besinnen. Es ist freilich ein seltsamer Gedanke, den ihr da gefaßt habt, und wer weiß, vielleicht lassen sie mich ungehenkt! Wer freit, heirathet nicht immer. Vielleicht lachen sie sich halb todt, wenn sie mich da in der Zelle in Weiberkleidern sitzen sehen. Und wenn sie mich auch henken, je nun, der Strick ist ein Tod, wie ein anderer, oder nein, daß ich recht sage, er ist kein Tod, wie ein anderer. Er ist ein Tod, des Weisen würdig, der sein ganzes Leben oscillirt hat, ein Tod, der weder Fisch noch Fleisch ist, wie der Geist des wahren Skeptikers, ein Tod, voll Pyrrhonismus und Schwanken, ein Tod, der die Mitte hält zwischen Himmel und Erde, der Tod eines Philosophen, zu dem ich vielleicht von Anbeginn bestimmt war. Wie schön ist es doch zu sterben, wie man gelebt hat!

Der Priester unterbrach ihn: Wir sind also einig?

Was ist der Tod, wenn man es recht erwägt? fuhr Peter Gringoire in seiner philosophischen Ueberspannung fort. Ein schlimmer Augenblick, der Zoll des Lebens, der Uebergang von Wenig zu Nichts. Als Jemand Cercidas aus Megalopolis fragte, ob er gerne sterbe, antwortete er: Warum nicht? Nach meinem Tode komme ich zu allen großen Männern der Vorzeit, ich werde Pythagoras unter den Philosophen, Hecatäus unter den Historikern, Homer unter den Poeten, Orpheus unter den Musikern sehen.

Der Archidiakonus reichte ihm die Hand hin und sagte: Es ist also richtig, du kommst morgen?

Diese Frage führte den armen Dichter aus seiner philosophischen Exaltation schnell in die wirkliche Welt zurück.

Kommen? meiner Treu, nein! sagte er mit dem Tone eines Menschen, der aus einem Traum erwacht. Mich henken lassen, da wäre ich ein rechter Narr.

So lebe wohl für jetzt! sagte der Priester finster. Ich werde dich wieder finden! fügte er grinsend hinzu.

Das ist ein Teufel von einem Menschen, und er will mich wieder finden! murmelte der Poet für sich und lief ihm angstvoll nach.

Herr Archidiakonus, verehrtester Herr und Meister, nur keine Feindschaft zwischen alten Freunden! Laßt doch ein vernünftiges Wort mit Euch reden! Ihr nehmt Antheil an diesem Mädchen, an meiner Frau, wollte ich sagen, alles wohl und gut. Ihr habt da eine Kriegslist ersonnen, um sie aus der Liebfrauenkirche zu retten, aber Euer Mittel ist für mich, Peter Gringoire, erschrecklich unangenehm. Wenn ich nun ein anderes Mittel wüßte? Es ist mir eben ein sehr lichtvoller Gedanke gekommen, eine wahre Inspiration. Wenn ich nun ein Auskunftsmittel gefunden hätte, sie aus ihrer schlimmen Lage zu ziehen, ohne meinen Hals mit der geringsten Schleife eines Stricks in Berührung zu bringen, was würdet Ihr dazu sagen? Würde Euch

dieses Mittel genügen, oder ist es durchaus nothwendig, um Euch zufrieden zu stellen, daß ich gehenkt werde?

Der Priester riß vor Ungeduld die Knöpfe seines Rocks ab: Ueberströmender Dummkopf! Welches ist dein Mittel?

Ja, fuhr Peter Gringoire, zu sich selbst sprechend, fort und berührte seine Nase mit dem Zeigefinger, so, jetzt habe ich es!... Im Königreich Kauderwelsch gibt es wackere Leute. Aegyptenland liebt sie.... Ein Wort, und sie erheben sich alle wie Ein Mann. Nichts leichter als das.... In der allgemeinen Verwirrung entführt man sie... Morgen Abend.... Das wird ihnen gerade gelegen kommen!

Das Mittel, sprich! sagte der Priester heftig und schüttelte ihn.

Peter Gringoire wendete sich mit Majestät in Blick und Haltung zu dem Archidiakonus: Nicht so ungestüm, Ihr seht ja, daß ich eben combinire.

Der Poet nahm noch einige Augenblicke eine nachdenkliche Miene an, dann klatschte er sich selbst Beifall und rief: Bewundernswürdig! Unfehlbar!

Das Mittel! wiederholte der Archidiakonus zornig.

Peter Gringoire strahlte von innerer Freude: Kommt, ich will Euch das ganz leise anvertrauen. Es ist eine herrliche Gegenmiene, die uns alle aus der Sache ziehen wird. Beim Himmel! jetzt soll mir wieder Jemand kommen und mich einen Dummkopf heißen!

Daß ich nicht zu fragen vergesse, fügte er hinzu, ist die kleine weiße Zige auch bei ihr?

Ja! Hol' dich der Teufel!

Die hätten sie auch gehenkt?

Was liegt mir daran!

Ja, ganz gewiß hätten sie das arme Thier gehenkt. Sie haben ja im vergangenen Monat eine Sau gehenkt; das kommt dem Henker eben recht, er ißt dann das Fleisch. Meine niedliche Djali henken! Armes kleines Thier!

Verflucht seyst du! rief der Priester. Der Henker bist du. Soll ich dir deine Idee mit der Zange aus dem Kopfe holen.

So hört denn, Meister!

Mit diesen Worten beugte sich Peter Gringoire zum Ohr des Archidiakonus hinab und redete leise mit ihm, während er von Zeit zu Zeit unruhige Blicke um sich her warf, obgleich Niemand in der Straße war. Als er geendet hatte, reichte ihm der Priester die Hand und sagte kalt: Gut! Morgen also!

Morgen! wiederholte Peter Gringoire, und während der Archidiakonus von der einen Seite sich entfernte, schlug er den entgegengesetzten Weg ein und redete halblaut mit sich selbst: Da habt Ihr etwas Gewaltiges eingefädelt, Herr Peter Gringoire. Ja, man ist nicht so kleinlich, um vor einem großen Unternehmen zurückzubeben!

XII.

Werde ins Teufels Namen ein Gauner.

Als der Archidiakonus in das Kloster zurückkam, fand er an der Thüre seiner Zelle seinen Bruder, den Mühlenhans, der hier auf ihn gewartet — und inzwischen zur Unterhaltung das Profil seines ältern Bruders mit einer ungeheuern Nase begabt, mit Kohlen an die Wand gemalt hatte.

Der Archidiakonus beachtete kaum seinen Bruder; er hatte an andere Dinge zu denken. Das strahlende Gesicht des jungen Taugenichts, das so oft die düstere Physiognomie des Priesters erheitert hatte, übte jetzt keinen Einfluß mehr auf diesen Geist, der mit jedem Tage verdorbener und je mehr und mehr vom Laster befleckt wurde.

Mein Bruder, sagte Johannes schüchtern, ich wollte Euch nur besuchen.

Der Archidiakonus würdigte ihn keines Blickes und erwiederte trocken: So! und was weiter?

Mein Bruder, fuhr der kleine Heuchler fort, Ihr habt so viele Güte für mich und ertheilt mir so gute Lehren, daß ich mich Euch immer wieder zuwende.

Und hernach?

Ach, wie sehr hattet Ihr recht, mein guter Bruder, als ihr zu mir spracht: Johannes! Johannes! Cessat

doctorum doctrina, discipulorum disciplina. Johann, sey verständig, Johann werde gelehrt. Johann bleibe nicht über Nacht aus dem Kloster ohne gegründete Ursache und ohne Urlaub des Meisters. Prügle die Pikarden nicht! Noli Joannes, verberare Picardos. Verfaule nicht als ein ungelehrter Esel, quasi asinus illiteratus, auf der Schwelle der Schule. Johann, biete willig deinen Rücken der Züchtigung des Lehrers dar; Johann gehe in die Kapelle und bete zu der heiligen Jungfrau: Ach, welche herrliche Lehren! Das Herz hüpft mir vor Freude und vor Leid, wenn ich daran denke.

Und hernach?

Mein theurer Bruder, ein strafbarer, ein ausschweifender Mensch, ein Verbrecher, ein Elender steht vor Euch! Ja, geliebter Bruder, Johannes hat Eure guten Lehren unter die Füße getreten und sie geachtet als Rauch, der aus dem Kamin steigt. Aber Gott ist gerecht, und er hat mich dafür gezüchtigt. So lange ich Geld hatte, führte ich ein tolles Leben. Oh! Wie ist doch die Ausschweifung so lockend von Ferne, so häßlich in der Nähe Jetzt habe ich keinen Heller mehr, ich habe Alles verkauft, das Hemd auf dem Leibe, das Licht aus dem Leuchter. Die Dirnen lachen mich aus und ich trinke Wasser; die Gewissensbisse und die Gläubiger mattern mich.

Und hernach? sagte der Archidiakonus.

Ach, mein theuerster Bruder, ich möchte gern ein

besseres Leben beginnen. Ich stehe zerknirscht vor Euch. Ich bin ein reuiger Sünder im Beichtstuhl. Ich schlage auf meine Brust und spreche: Gott sey mir Sünder gnädig! Ich sehe jetzt ein, wie sehr Ihr Recht hattet, als Ihr wolltet, daß ich eines Tages Licentiat und Unterlehrer im Kollegium von Torchi werden sollte. Ich fühle jetzt einen innern Beruf zu diesem Stande. Aber ich habe keine Tinte mehr, ich muß kaufen; ich habe kein Papier mehr, ich muß kaufen; ich habe keine Federn mehr, ich muß kaufen; ich habe keine Bücher mehr, ich muß kaufen. Zu allem diesem braucht man Geld, und ich komme zu Euch, mein geliebter Bruder, mit einem zerknirschten Herzen.

Ist das Alles?

Ja, mein Bruder! Nur ein wenig Geld.

Ich habe keines.

Jetzt nahm der Student ein ernstes, entschlossenes Wesen an: Je nun, Herr Bruder, es thut mir leid, Euch berichten zu müssen, daß man mir anderwärts sehr schöne Anerbietungen und Vorschläge macht. Wollt Ihr mir kein Geld geben?

Nein!

Nun, so werde ich ein Gauner.

Der Student war der festen Meinung, daß jetzt ein ganzer Hagel guter Lehren und Ermahnungen auf sein Haupt fallen — und dann das gewünschte Geld folgen werde, allein der Archidiakonus erwiederte kalt: Werde ein Gauner!

Johannes machte ihm eine tiefe Verbeugung und stieg pfeifend die Treppe hinab. Als er im Klosterhof unter der Zelle seines Bruders vorüberging, hörte er das Fenster öffnen, hob die Nase in die Luft und sah das strenge Gesicht des Archidiakonus, der ihm zurief: Werde ins Teufels Namen ein Gauner! Hier ist das letzte Geld, das du von mir bekommst!

Mit diesen Worten warf er ihm eine schwere Börse an den Kopf, die der Student aufhob und freudig davon ging, wie ein Hund, den man mit Markbeinen wirft.

XIII.

Es lebe die Freude.

Am Abend des folgenden Tages, zur Zeit da die Nachtglocke läutete, war großer Aufruhr im Königreich Kauderwelsch. Die Kneipe, worin sich die Unterthanen des Königs Clopin Trouillefou zu versammeln pflegten, war mehr als gewöhnlich angefüllt; man trank mehr als sonst und fluchte besser. Außen auf dem Platze waren zahlreiche Gruppen versammelt, in welchen leise geflüstert wurde, wie man zu thun pflegt, wenn sich ein großes Unternehmen in der Stille vorbereitet. Da und dort wurden verrostete Degenklingen auf den Steinen gewetzt. In der Schenke floß der Wein in Strömen,

und die Unterhaltung war äußerst lebhaft. Die Gäste waren mit Waffen aller Art versehen, wie Jeder sie gerade zur Hand bekommen konnte. Der große runde Saal war gedrängt voll. Man erblickte in demselben bei näherer Betrachtung drei Hauptgruppen, welche sich um drei Personen drängten, die der Leser bereits kennt. Die erste dieser Personen, in seltsam orientali= Geschmacke gekleidet, war Matthias Hungadi Spiccali, Herzog von Aegyptenland. Der Gaunerfürst saß mit gekreuzten Beinen auf einem Tische, mit aufgehobenem Zeigefinger, und unterrichtete mit lauter Stimme in der weißen und schwarzen Zauberkunst.

Eine andere Gruppe drängte sich um unsern alten Freund, den tapfern König von Kauderwelsch, der bis an die Zähne bewaffnet war. Clopin Trouillefou hatte eine Küste vor sich stehen, die mit Waffen aller Art gefüllt war; er theilte aus derselben Degen, Aexte, Lanzen, Sicheln, Dolche ꝛc. aus, Alles griff zu, selbst die Kinder und Krüppelhaften.

Die dritte Gruppe endlich die geräuschvollste, munterste und zahlreichste von allen, war um einen vollständig gerüsteten Menschen versammelt, der, von einem Tische herab eine Standrede hielt. Dieses Individum war so mit Waffen überladen, daß sein Körper ganz unter seiner Rüstung verschwand, und daß man von ihm nur eine rothe Nase, einen Busch blonder Haare, einen rosenrothen Mund und kecke Augen sah. Sein Gürtel steckte voll von Dolchen, er führte einen

großen Haudegen an der Seite und trug in der linken Hand eine verrostete Armbrust. Vor ihm stand ein ungeheurer Weinkrug, und zu seiner rechten Seite saß ein dickes Freudenmädchen. Alles um ihn her lachte, trank und fluchte.

Neben diesen Hauptgruppen erblickte man noch mehrere kleine und viele einzelne Personen. Im Hintergrund des Saales, die Füße in der Asche des Kamins, saß ein Philosoph, in Nachdenken versunken.

Schnell, macht euch fertig! Bewaffnet euch! In einer Stunde marschiren wir! sprach König Clopin Trouillefou zu seinen Unterthanen.

Meine Söhne und Töchter, sagte der Herzog von Aegypten zu seinen Zuhörern, die Hexen von Frankreich besuchen den Sabbath, ohne den Besen zu schmieren, bloß mittelst einiger magischen Worte. Die Hexen von Italien reiten immer auf einem Bocke dahin. Beide aber müssen durch das Kamin ausfahren.

Die kreischende Stimme des Geharnischten auf dem Tische übertönte den allgemeinen Lärm: Christfest! Christfest! schrie er. Heute ist meine Waffenprobe! Gauner! Gauner bin ich, bei den Kaldaunen des heiligen Christ, gebt mir zu trinken! Meine lieben Freunde und Brüder, ich heiße Johannes Frollo der Mühlenhans, und bin ein Edelmannn. Ich glaube und bin der Meinung, wenn Gott ein Gendarme wäre, würde er plündern wie ein Soldat. Meine Brüder, wir ziehen heute zu einem glänzenden Unternehmen

aus. Wir sind die Tapfern der Tapfern. Die Liebfrauenkirche belagern, die Thüren einbrechen, die schöne Tochter Aegyptenlands aus der Hand der Richter und der Priester reißen, das Kloster plündern, den Bischof verbrennen, das wird Alles schneller geschehen seyn, als ein Bürgermeister einen Löffel voll Suppe zum Munde bringt. Unsere Sache ist gerecht und wir plündern das Kloster zu unserer lieben Frau. Wir knüpfen Quasimodo den Glöckner auf. Kennt ihr Quasimodo, meine Damen? Habt ihr ihn an einem Pfingsttage auf der großen Glocke der Liebfrauenkirche reiten sehen? Das ist sehr schön! meine lieben Freunde und Brüder, hört mich an, ich bin ein Gauner von Grund aus, ein Unterthan des Königreichs Kauderwelsch von ganzer Seele. Ich bin aus einer filzigen Familie, ich war sehr reich, und habe all' mein Geld und Gut vergeudet. Mein Vater wollte mich zum Offizier, meine Mutter zum Unterdiakonus, meine Tante zum Rath, und meine Großmutter zum Schatzmeister des Königs machen, ich aber, ich habe mich zum Gauner gemacht. Vater und Mutter haben mir ihren Fluch gegeben, aber es lebe die Freude! Meine gute Frau Wirthin, einen frischen Krug Wein!

Die Zuhörer klatschten ihm stürmischen Beifall; als er sah, daß die Munterkeit und das Gelächter um ihn her zunahm, schrie er wie besessen: Welcher himmlische, ohrenergötzende Lärm! Populi debachantis populosa debachatio!

Hierauf fing er an im Tone eines Canonicus zu singen! der die Vesper anstimmt: Quae cantica! quae organa! quae cantilenae! quae melodiae hic sine fine decantantur! Sonant melliflua hymnorum organa, suavissima angelorum melodia, cantica canticorum mira!.... Er hielt inne und rief: Wirthin, du alte Vettel, gib mir zu essen!

Es trat eine Art Stille ein, während welcher man die heißere Stimme des Herzogs von Aegypten vernahm, der seinen Zuhörern nekromantische Vorlesungen hielt: Das Wiesel heißt Lochschlupfer, der Fuchs — Waldläufer, der Bär — Altvater.... Die Mütze eines Gnomen macht unsichtbar, und man sieht alle unsichtbaren Dinge.... Jede Kröte, die man tauft, muß in rothen oder schwarzen Sammt gekleidet seyn, eine Glocke am Hals, und eine Glocke an den Füßen haben. Der Pathe hebt sie am Kopf, die Pathin am Hintertheil.... Der Geist Sidragasum hat die Macht, die Mädchen ganz nackend tanzen zu lassen.

Bei der heiligen Messe! unterbrach ihn der Mühlenhans, ich möchte der Geist Sidragasum seyn.

Inzwischen theilte am anderen Ende des Saals der König Clopin Trouillefou immer noch Waffen an seine Unterthanen aus.

Mittlerweile hatte man dem Mühlenhans sein Essen gebracht. Er aß und plauderte bunt durcheinander: Beim heil. Lukas, ich bin ein glücklicher Mensch. Ich habe da einen Dummkopf vor mir, der mich so stier=

artig betrachtet, wie ein Erzherzog; und der links drüben hat so lange Zähne, daß man sein Kinn nicht sieht.... Mahomet und Christus! Guter Freund! du siehst aus wie ein Lumpenkrämer, und wagst dich neben mich zu setzen! Ich bin von Adel mußt du wissen, und der Adel verträgt sich nicht mit dem Handel. Packe dich also zum Teufel!.... Was prügelt Ihr denn dort einander! Du, Vogelpeter, du hast eine so schöne Nase und willst sie an die plumpen Fäuste dieses Lümmels wagen! Non cuiquam datum est habere nasum. Du, Zwiebelliese, du wärest göttlich schön, wenn du Haare auf dem Kopfe hättest!.... Holla! Heda! Ich heiße Johannes Frollo, auf daß Ihrs wißt und mein Bruder ist Archidiakonus. Der Teufel kann ihn holen! Alles, was ich euch da sage, ist die reine Wahrheit. Als ich ein Gauner wurde, habe ich mit Freuden auf die Hälfte eines Hauses verzichtet, das im Paradiese liegt und das mir mein Bruder versprochen hatte. Dimidiam domum in paradiso. Ich führe den Text selbst an. Ich habe ein Lehen in der Straße Tirechappe, und alle Mägde in der Nachbarschaft sind verliebt in mich.

Inzwischen hatte Clopin Trouillefou alle Waffen ausgetheilt. Er trat zu Peter Gringoire, der noch immer in tiefen Gedanken da saß.

Zum Teufel, an was denkst du, Freund Peter? fragte der König der Beutelschneider.

Der Philosoph wendete sich zu ihm mit einem

melancholischen Lächeln: Sire! Ich liebe das Feuer. Nicht aus dem gemeinen Grunde, weil das Feuer unsere Füße wärmt und unser Fleisch kocht, sondern weil es Funken hat. Bisweilen sehe ich stundenlang zu, wie die Funken fliegen. Alle diese Funken sind Welten.

Hol mich der Teufel, wenn ich dich verstehe! Sage mir lieber, wie viel Uhr es ist.

Ich weiß es nicht, antwortete der Dichter.

Clopin Trouillefou wendete sich zu dem Herzog von Aegypten: Bruder Matthias, wir haben die Zeit schlecht gewählt. Es heißt, König Ludwig XI. sey zu Paris.

So haben wir einen Grund weiter, ihm unsere Schwester aus den Zähnen zu reißen, antwortete der alte Zigeuner.

Du sprichst wie ein Mann, Bruder Matthias. Im Uebrigen werden wir keine Zeit verlieren. In der Kirche haben wir keinen Widerstand zu fürchten, die Mönche sind Hasenfüße. Die Parlamentsboten werden sich morgen wundern, wenn der Vogel ausgeflogen ist. Man soll dieses gute Kind nicht henken, so wahr ich Clopin Trouillefou heiße und König von Kauderwelsch bin.

Während der König den Saal verließ, um außen auf dem Platze seine Armee zu mustern, schrie der Mühlenhans: Ich esse, ich trinke, ich bin betrunken, ich bin ein Gott!

Peter Gringoire, durch den Lärm aus seinen Betrachtungen geweckt, murmelte zwischen den Zähnen: Luxuriosa res vinum et tumultuosa ebrietas. Ich habe eher recht und handle eines Weisen würdig, daß ich nicht trinke.

Bald darauf trat Clopin Trouillefou wieder in den Saal und schrie mit einer Donnerstimme: Mitternacht.

Auf dieses Wort stürzten Alle, Männer, Weiber und Kinder, mit großem Waffengeräusch aus dem Hause. Der Mond war mit Wolken bedeckt und der Hof der Wunder ganz finster. Alle Lichter waren ausgelöscht. Man konnte in der Dunkelheit nur eine große Menschenmasse unterscheiden; man hörte ein dumpfes Gemurmel und sah in der Finsterniß Waffen aller Art leuchten.

Der König Clopin Trouillefou stieg auf einen großen Stein und schrie: Zu euren Fahnen, Kauderwelsch! Zu Euren Fahnen, Aegyptenland! Zu Euren Fahnen, Galiläa!

Auf dieses Commando setzte sich die Masse in Bewegung und bildete Colonnen.

Nach einigen Minuten schrie der König von Kauderwelsch abermals mit lauter Stimme: Jetzt in aller Stille durch Paris marschirt! Das Losungswort ist: Blendlaterne! Erst bei der Liebfrauenkirche werden die Fackeln angezündet! Vorwärts Marsch!

Zehn Minuten darauf flohen die Reiter der Nachtwache bestürzt vor einer langen Colonne Bewaffneter, die in tiefer Stille und nächtlicher Dunkelheit durch die engen Straßen des Quatiers der Halle zogen. —

XIV.

Ein ungeschickter Freund.

In dieser nämlichen Nacht schlief Quasimodo nicht. Er hatte eben seine letzte Runde in der Kirche gemacht. Er hatte nicht bemerkt, daß in dem Augenblicke, wo er die Thüren schloß, der Archidiakonus an ihm vorübergegangen war und einige üble Laune gezeigt hatte, als er ihn die große eherne Eingangspforte, deren weite Flügel so fest als eine Mauer waren, sorgfältig verschließen und verriegeln sah. Der Archidiakonus hatte ein noch zerstörteres Aussehen, als gewöhnlich. Seit dem nächtlichen Abenteuer in der Zelle mißhandelte er den armen Quasimodo bei jeder Gelegenheit; aber mochte er ihn schelten, bisweilen sogar

schlagen, nichts erschütterte die Geduld und Ergebenheit des treuen Glöckners der Liebfrauenkirche. Von dem, der ihn an Kindesstatt angenommen, duldete er Alles, selbst Schläge, ohne Vorwurf und Klage. Höchstens folgte er ihm unruhig mit den Blicken, wenn der Priester die Thurmtreppe hinaufstieg, aber Claude Frollo enthielt sich selbst, vor den Augen der Aegypterin wieder zu erscheinen.

In dieser Nacht also saß Quasimodo auf der Spitze des mitternächtlichen Thurmes und sah auf die unter ihm liegende Stadt herab. Die Nacht war sehr dunkel. Paris bot dem Auge einen verwirrten Haufen schwarzer Massen dar, die da und dort durch den weißlichen geschlängelten Lauf der Seine durchschnitten waren. Quasimodo sah nur noch ein einziges Licht an dem Fenster eines entfernten Gebäudes, das auf der Seite des Thores von Sankt-Anton lag und über die andern Gebäude hervorragte.

Quasimodo war voll unaussprechlicher Unruhe und schien mit seinem einzigen Auge den dunkeln Horizont durchdringen zu wollen. Seit mehreren Tagen war er auf seiner Hut. Er sah fortwährend Leute von verdächtigem Aussehen um die Kirche schleichen, die das Asyl der Aegypterin mit den Augen zu hüten schienen. Er dachte sich undeutlich, daß irgend ein Complott gegen die Unglückliche geschmiedet sey. Er bildete sich ein, daß der Volkshaß sie verfolge, wie ihn, und daß ihr wohl etwas zustoßen könnte. Deßhalb

hielt er fleißige Wache auf seinem Thurme; er schlief nicht und blickte voll Mißtrauen in die Nacht hinaus. Die Natur hatte, durch eine Art Vergütung, seinem einzigen Auge einen so durchdringenden Blick gegeben, daß es beinahe die andern Organe, welche ihm fehlten, ergänzte. Jetzt erblickte er von der Seine her eine seltsame Bewegung wie wandelnder Schatten. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Die Bewegung schien sich der Altstadt zuzuwenden. Uebrigens war nirgends ein Licht zu sehen.

Endlich sah Quasimodo, so dunkel es auch war, die Spitze einer Colonne durch die Straße Parvis debouchiren und in einem Augenblicke sich auf dem Platze der Liebfrauenkirche ausbreiten. Jetzt schienen sich seine Besorgnisse wegen der Gefahr, die der Aegypterin drohte, zu verwirklichen. Er hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß es sich hier von irgend einer Gewaltthat handle. In diesem kritischen Augenblicke ging er mit sich selbst zu Rath und faßte einen besseren und schnelleren Entschluß, als man von ihm bei einem so schlecht organisirten Gehirne hätte erwarten sollen. Sollte er die Aegypterin wecken, damit sie entfliehe? Auf welchem Wege? Die Straßen waren besetzt, die Kirche stieß an den Fluß. Es war kein Schiff da, nirgends ein Ausweg! Es blieb ihm nichts übrig, als sich auf der Schwelle der Liebfrauenkirche niedermachen zu lassen, wenigstens so lange Widerstand zu leisten, bis von irgend einer Seite Hülfe käme. Inzwischen wollte

er Esmeralda's Schlaf nicht stören, die Unglückliche erwachte immer zu früh zum Tode. Nachdem einmal Quasimodo seinen festen Entschluß gefaßt hatte, beobachtete er die Bewegung des Feindes mit mehr Ruhe.

Die Menschenmasse vor der Liebfrauenkirche schien mit jedem Augenblicke zuzunehmen, doch mußte sie sich in tiefer Stille bewegen, welches der Taube daraus schloß, weil weder auf dem Platze noch in den Straßen irgendwo ein Fenster geöffnet wurde. Plötzlich erglänzte ein Licht, und einen Augenblick darauf flackerten mehrere Fackeln über den Häuptern der Menschenmasse. Quasimodo sah jetzt deutlich eine große Menge Männer und Weiber, in Lumpen gekleidet und mit Waffen aller Art versehen. Er erinnerte sich unbestimmt dieser Menge, und glaubte alle die Köpfe zu erkennen, die ihn einige Monate zuvor als Narrenpabst begrüßt hatten. Ein Mann, der in der einen Hand eine Fackel, in der andern eine Sense hielt, stieg auf einen Brunnen und schien eine Anrede zu halten. Zu gleicher Zeit machte diese seltsame Armee einige Bewegungen und schien rund um die Kirche Posto zu fassen. Quasimodo nahm seine Laterne und stieg auf die Platform zwischen den beiden Thürmen hinab, um besser sehen und Anstalten zur Vertheidigung treffen zu können.

Clopin Trouillefou hatte seine Armee so in Schlachtordnung gestellt, daß sie einem unvermutheten Angriff im Rücken und auf den Seiten begegnen konnte. Es war übrigens kaum zu besorgen, daß die Bestürmung

und Einnahme der Liebfrauenkirche von irgend einer Seite gestört werden würde. Im Mittelalter war eine Unternehmung, wie diejenige, welche jetzt die Gauner wagten, nichts Seltenes. Das, was wir jetzt Polizei nennen, war damals nicht vorhanden. In den volkreichen Städten, besonders in den Hauptstädten, gab es keine Centralgewalt. Das Feudalwesen hatte diese großen Gemeinden auf eine seltsame Weise gebildet. Eine Stadt war ein Verein von hundert und mehr verschiedenen Herrschaften von verschiedener Größe und Eintheilung. Daher gab es hundert verschiedene Polizeien, oder vielmehr gar keine Polizei. Alle diese Feudalherren erkannten die Oberherrschaft des Königs nur dem Namen nach; alle hatten in ihrer Herrschaft die Gerichtsbarkeit.

Nachdem die nöthigeu Verfügungen getroffen waren, stieg der würdige Obergeneral der Armee auf eine Erhöhung, wendete das Gesicht der Liebfrauenkirche zu schwang seine Fackel, erhob seine rauhe Stimme und hielt folgende Rede: An dich, Ludwig von Beaumont, Bischof von Paris, Rath im Parlamentshof, ich, Clopin Trouillefou, König des Königreichs Kauderwelsch, Fürst der Gauner und Bischof der Narren: Unsere Schwester, wegen Zauberei fälschlich verurtheilt, hat sich in deine Kirche geflüchtet, du mußt sie beschützen. Nun will das Parlament sie herausreißen, und du gibst es zu, so daß sie am morgenden Tage auf dem Greveplatz gehenkt würde, wenn Gott und

meine getreuen Unterthanen nicht wären. Wir haben es also mit dir zu schaffen, Bischof von Paris. Ist deine Kirche geheiligt, so ist es unsere Schwester auch; ist unsere Schwester nicht geheiligt, so ist es deine Kirche auch nicht. Demnach fordern wir dich auf, uns unsere Schwester herauszugeben, wenn du deine Kirche retten willst, — wo nicht, so holen wir unsere Schwester mit Gewalt und plündern deine Kirche. Somit wollen wir uns zu Recht verwahrt haben, und ich, Clopin Trouillefou, König des Königreichs Kauderwelsch, pflanze hier meine Fahne auf. Hiemit sagen wir dir ab, Bischof von Paris.

Einer der Gauner bot dem König seine Fahne dar, und dieser pflanzte sie feierlich zwischen zwei Pflastersteinen auf. Diese Fahne war eine große Heugabel, an deren Zinken ein noch blutendes Stück Aas hing. Nachdem diese feierliche Handlung vorüber war, wandte sich der König seiner Armee zu und rief mit lauter Stimme: Jetzt vorwärts, Kinder!

Dreißig starke Männer, mit Hämmern, Zangen und Eisenstangen, traten aus den Reihen, stiegen die Stufen am Hauptthor hinauf und suchten es mit ihren Werkzeugen einzubrechen. Ein großer Haufe Anderer folgte ihnen, theils um bei dem Werke behülflich zu seyn, theils um zuzusehen.

Das große Thor hielt fest. Die Angreifenden arbeiteten mit großer Anstrengung. Clopin Trouillefou sprach ihnen Muth ein: Munter, Kameraden! rief er,

ich setze meinen Kopf an einen alten Weiberpantoffel, daß ihr die Thüre gesprengt, das Mädchen befreit und den Hauptaltar entkleidet habt, ehe ein Büttel aufwacht. Die Schlösser krachen ja schon!

Hier wurde er durch ein furchtbares Geräusch in seinem Rücken unterbrochen. Er wendete sich um. Ein ungeheurer Balken war von oben herabgefallen und hatte ein Dutzend Gauner erschlagen. In einem Augenblicke lief der Haufen der Stürmenden auseinander, und Clopin selbst zog sich in ehrerbietige Entfernung von der Kirche zurück.

Dem bin ich noch glücklich entgangen, aber ich habe den Wind davon gespürt! schrie der Mühlenhans.

Staunen und Bestürzung hatte die Armee des Königs Clopin Trouillefou ergriffen. Die Gauner standen einige Minuten, die Augen in die Höhe gerichtet und bestürzter über dieses Stück Holz, das wie vom Himmel gefallen war, als wenn sie von tausend Bogenschützen des Königs angegriffen worden wären.

Satan! murmelte der Herzog von Aegypten, das geht nicht mit rechten Dingen zu, das ist ja wie aus den Wolken gefallen!

Oder vom Monde, fügte ein Anderer hinzu, es heißt, der Mond sey mit der heiligen Jungfrau befreundet!

Was faselt ihr da, ihr Dummköpfe! schalt sie Clopin Trouillefou, obgleich er selbst nicht wußte, wie er sich den plötzlichen Fall dieses ungeheuern Balken erklären sollte.

Inzwischen regte sich nichts, weder in der Kirche, noch auf den Thürmen. Der gewichtige Balken lag auf der Mitte des Platzes, und man hörte nur die Seufzer der Verwundeten, deren Glieder er zerschmettert hatte.

Clopin Trouillefou fand, nachdem er sich von seinem ersten Staunen erholt hatte, endlich eine Erklärung, die seinen Gefährten wahrscheinlich vorkam: Bei Gottes Wunden! Vertheidigen sich denn die Mönche? Dann Alles in die Pfanne gehauen!

In die Pfanne gehauen! In die Pfanne gehauen! wiederholte die Menge mit einem wüthenden Hurrah. Zugleich flogen die Pfeile hageldicht gegen die Plattform hinauf.

Jetzt wachten die Bewohner der benachbarten Häuser auf und man erblickte brennende Lichter und Schlafmützen unter den Fenstern.

Schießt auf die Fenster! schrie Clopin Trouillefou.

Alsbald schlossen sich die Fenster wieder, die Lichter erloschen und die bestürzten Bürger kehrten zitternd in ihre Betten zurück.

Inzwischen wagte es noch Niemand, sich der Kirche zu nähern. Die Gauner betrachteten bald das Gebäude, bald den Balken. Der Balken lag ruhig auf dem Platze, die Kirche schien verlassen; aber irgend ein unbestimmtes Gefühl erfüllte die Herzen der Angreifenden mit Schrecken.

Frisch ans Werk! Brecht die Thüre ein! schrie Clopin Trouillefou.

Niemand rührte sich.

Tod und Teufel! fuhr Clopin Trouillefou fort. Habt ihr denn Furcht vor einem Stück Holz?

Ein alter Gauner erwiederte ihm: Vor dem Balken fürchten wir uns nicht, aber das Thor ist mit Eisenstangen verwahrt, gegen welche unsere Zangen nichts ausrichten.

Was braucht ihr denn, um es einzubrechen?

Wir brauchen einen Sturmbock.

Clopin Trouillefou setzte den Fuß auf den gewichtigen Balken und rief: Hier ist ein Sturmbock, die Mönche haben ihn euch vom Thurme herabgeworfen. Schönen Dank, ihr Pfaffen! fügte er hinzu und verbeugte sich gegen die Kirche.

Dieser Spaß that seine Wirkung, die Furcht vor dem Balken war verschwunden. Die Gauner faßten neuen Muth, und der schwere Balken, von zweihundert kräftigen Armen wie ein Federkiel in die Höhe gehoben, donnerte gegen das Thor der Kirche. Die Pforte, die halb aus Metall bestand, wiederhallte wie eine ungeheure Trommel, sie brach nicht, aber die furchtbaren Stöße des Sturmbocks erschütterten das Gebäude bis in seinen tiefsten Grund.

Als eben die Angreifenden in bester Arbeit waren, fiel ein Regen großer Steine von oben herab.

Den Teufel auch! schrie der Mühlenhans, senden uns die Thürme ihre Mauersteine herab?

Inzwischen war der Anstoß einmal gegeben, und man fuhr trotz des Steinhagels, der manches Hirn zerschmetterte, in der Arbeit rüstig fort.

Man wunderte sich, daß diese Steine nur einzeln, einer nach dem andern, fielen; aber sie folgten so schnell auf einander, daß wenn einer den Boden berührte, schon ein zweiter über den Köpfen der Angreifenden schwebte. Dieser Steinhagel hatte schon eine große Niederlage angerichtet, der Boden war mit Toden und Verwundeten bedeckt, aber die Wuth der Angreifenden wurde durch diesen Widerstand nur noch mehr angefeuert. Der Balken donnerte unaufhörlich gegen das Thor, es erbebte in seinen Angeln, und unausgesetzt flogen von oben die Steine auf die Häupter der Stürmenden herab.

Es war Quasimodo, der Glöckner, der diesen unerwarteten Widerstand leistete. Zum Unglück war der Zufall seinem Muth zu Hülfe gekommen.

Nachdem er auf die Platform zwischen den beiden Thürmen herabgestiegen war, sah es ziemlich verwirrt in seinem Kopfe aus. Er lief einige Minuten lang wie ein Narr hin und her, blickte auf die Menschenmasse hinab, die sich eben zum Angriff bereitete, und betete zu Gott und dem Teufel, die Aegypterin zu retten. Der Gedanke kam ihm, in den südlichen Thurm zu steigen und die große Glocke zu läuten, aber bis sie ertönte und bis Hülfe kam, konnte das Thor zehnmal eingebrochen werden. Eben jetzt rückten die Angreifenden

mit ihren Werkzeugen gegen die Eingangspforte vor. Was war jetzt zu machen?

Plötzlich erinnerte sich Quasimodo, daß den ganzen Tag Handwerksleute an der Mauer, am Holzwerk und dem Dache des südlichen Thurms gearbeitet hatten. Jetzt ging ihm ein Licht auf. Die Mauern waren von Stein, das Dach von Blei, das Sparrenwerk von Holz.

Quasimodo lief in diesen Thurm. Der untere Boden war mit Materialien aller Art angefüllt: Balken, Mauersteine, große Stücke Blei lagen umher. Es war ein vollständiges Arsenal. Der Augenblick war dringend. Die nahende Gefahr verdoppelte die Kraft des Zwergs; er hob den längsten und schwersten Balken auf, schob ihn durch eine Oeffnung hinaus, schleppte ihn auf die Platform und warf ihn in den Abgrund hinab. Der schwere Balken drehte sich in seinem Falle von 160 Fuß mehrmals um seine eigene Axe, gleich dem Flügel einer Windmühle. Endlich berührte er den Boden, ein furchtbares Geschrei stieg gen Himmel und der schwarze Balken, durch die Gewalt des Falles mehrmals auf dem Pflaster in die Höhe springend, glich einer großen Schlange, die auf ihre Beute stürzt.

Quasimodo sah vom Thurm herab, wie die Angreifenden auseinander stürzten, und benützte ihren plötzlichen Schrecken, seine Vertheidigungsmittel zu bereiten. Er häufte in der Stille Steine, Balken, Stücke Blei auf der Platform an und warf sie hinab, so wie die Angreifenden den Sturm aufs Neue begannen. Der

Zwerg zeigte eine bewundernswürdige Thätigkeit, die Steine flogen hageldicht, Quasimodo sah ihnen nach, wie sie fielen, und wenn einer wohl traf, lachte er zufrieden vor sich hin.

Inzwischen verloren die Stürmenden den Muth nicht. Das dicke Thor krachte unter dem Gewicht ihres Sturmbocks, vermehrt durch die Kraft von zweihundert Armen. Obwohl Quasimodo taub war und die donnernden Schläge des Widders an die Pforte nicht hörte, so merkte er doch an der Erschütterung des ganzen Gebäudes, daß das Thor nicht lange mehr widerstehen würde. Er sah von oben, wie die Stürmenden, voll Wuth und Siegestaumel, die Fäuste gegen die Fenster und Thürme hinauf ballten, und er wünschte der Aegypterin und sich die Flügel der Nachteulen, die, aufgeschreckt von dem furchtbaren Lärm, zu Dutzenden um sein Haupt schwirrten.

Sein Steinhagel reichte nicht mehr hin, die Angreifenden abzutreiben. In diesem angstvollen Augenblicke bemerkte er auf der Platform zwei lange steinerne Rinnen, die gerade oberhalb der großen Eingangspforte ihr Wasser ausströmten. Die innere Mündung dieser Rinnen ging von dem Pflaster der Platform aus. Ein glücklicher Gedanke kam ihm; er holte ein Reisachbüschel, zündete an der Mündung der beiden Rinnen ein Feuer an und häufte Bauholz und Bleiklumpen, untereinander vermischt, darauf. Da, während er diese Arbeit verrichtete, kein Steinhagel mehr fiel, so

hatten die Stürmenden nicht mehr in die Höhe geblickt. Die Gauner, athemlos wie eine Meute, die den Keuler in seinem Lager umstellt, drängten sich in Unordnung um die große Pforte, die durch den Sturmbock schon überall zerrissen und geöffnet war, aber noch in ihren Angeln festhielt. Sie warteten knirschend auf den letzten mächtigen Streich, der sie vollends einstürzen würde. Alle drängten sich möglichst nahe dazu, um, sobald das Thor fallen würde, in diese Kirche einzudringen, in welcher Schätze von drei Jahrhunderten aufgehäuft waren. In diesem Augenblick mochten wohl die Meisten weniger an Esmeralda's Befreiung, als an die Plünderung der Liebfrauenkirche denken.

Plötzlich, als sie eben den Sturmbock mit letzter Kraft spielen ließen, als jeder der Stürmenden seinen Athem an sich hielt und seine Muskeln anspannte, um dem entscheidenden Schlage mehr Nachdruck zu geben, erhob sich in ihrer Mitte ein noch furchtbareres Geheul, als der Fall des großen Balken verursacht hatte. Wer nicht todt oder verwundet war, blickte staunend in die Höhe. Zwei Ströme geschmolzenen Bleis ergossen sich von oben herab auf die dichtgedrängte Menge. Todte und Verwundete lagen auf dem Boden umher. Das Geschrei der Verwundeten und Sterbenden war herzzerreißend. Die Angreifenden ließen den Sturmbock fallen und flohen bestürzt davon. Zum zweitenmal war der Sturm abgeschlagen.

Alle Blicke richteten sich nun auf die Platform.

Auf dem obersten Gipfel der Gallerie sah man zwischen den beiden Glockenthürmen eine große, hochemporschlagende Flamme aufsteigen. Unterhalb dieser Flamme spieen zwei Dachrinnen, welche offene Rachen von Ungeheuern darstellten, unaufhörlich einen feurigen Regen aus, der sich über der großen Eingangspforte ergoß.

Die Angreifenden verstummten vor Schrecken, und man konnte jetzt das Angstgeschrei der in ihrem Kloster eingeschlossenen Mönche deutlich hören. Die Anführer der Armee des Königreichs Kauderwelsch hatten sich inzwischen unter den Balkon des Hauses Gondelaurier zurückgezogen und hielten dort Kriegsrath. Der Herzog von Aegypten, auf dem Rand eines Brunnen sitzend, betrachtete mit abergläubischer Furcht das phantasmagorische Feuer, das zwischen den Thürmen brannte, und die glühende Lava, die sich aus einer Höhe von 200 Fuß ergoß.

Clopin Trouillefou ballte wüthend seine plumpen Fäuste und murmelte zwischen den Zähnen: Es ist nicht möglich, dem Eingang zu nahen!

Das ist eine alte verhexte Kirche, sagte der Zigeunerfürst, Matthias Hungadi Spiccali. Seht ihr dort die Teufelsgestalt, die vor dem Feuer hin und herlauft?

Das ist ja der verfluchte Glöckner der Liebfrauenkirche, der verdammte Quasimodo, rief Clopin Trouillefou aus.

Der Herzog von Aegypten schüttelte den Kopf: Ich sage euch, es ist der Geist Sabnac, der Dämon der

Festungswerke. Er gleicht einem bewaffneten Soldaten und hat einen Löwenkopf. Bisweilen reitet er auf einem scheußlichen Pferde. Er verwandelt die Menschen in Steine und baut damit seine Thürme. Er hat fünfzig Legionen Teufel unter sich; ich kenne ihn wohl, dort oben steht er. Bisweilen trägt er auch ein schönes goldenes Kleid nach türkischem Schnitt.

Wo ist Bellevigne de l'Etoile? fragte Clopin Trouillefou.

Er ist todt, antwortete ein Weib.

Gibt es denn kein Mittel, durch diese Pforte einzudringen? schrie König Clopin wüthend und stampfte mit dem Fuß auf die Erde.

Der Herzog von Aegypten deutete betrübt auf die beiden Bäche geschmolzenen Bleis, die noch immer von oben herabflossen, und sagte seufzend: Man hat Kirchen gesehen, die sich selbst vertheidigten. Die Sophienkirche zu Konstantinopel, es sind jetzt vierzig Jahre her, hat Mahomets Halbmond dreimal hinter einander zur Erde geworfen, indem sie ihre Thürme, gleich einem lebendigen Haupte, schüttelte. Wilhelm von Paris, der die Liebfrauenkirche gebaut hat, war ein Zauberer.

Sollen wir den Reißaus nehmen, wie begossene Hunde, und unsere Schwester morgen henken lassen? fragte Clopin Trouillefou.

Und die Sakrystei, wo man einen Wagen Gold und Silber aufladen kann? fügte einer der Gauner hinzu.

Bei Mahomet's Bart! Wir müssen noch einen Versuch machen, schrie der König.

Der Herzog von Aegypten schüttelte den Kopf: Durch die große Pforte kommen wir nicht hinein. Man muß ein Hinterpförtchen suchen; irgend ein Fenster, irgend ein Loch, auf das der Zauber der alten Hexe nicht wirkt.

Frisch ans Werk! Wer ist mit mir? fragte Clopin Trouillefou. Wo ist denn der kleine Student in seiner eisernen Rüstung? fügte er hinzu.

Er wird wohl todt seyn, man hört ihn nimmer lachen, antwortete ein Gauner.

Um so schlimmer, denn er war ein muthiger Junge. Und wo ist Peter Gringoire?

Hauptmann, er hat sich aus dem Staube gemacht, ehe wir noch das Ufer des Flusses erreicht hatten.

Hol ihn der Teufel, den Schwätzer! Er führt uns da mitten in den Dreck und läßt uns darin sitzen!

Da kommt der kleine Student! riefen mehrere Stimmen.

Gelobt sey Pluto! sagte Clopin; aber was schleift er denn da nach sich?

Es war wirklich der Mühlenhans, der eine lange Leiter auf dem Pflaster nach sich schleifte und so schnell herbeikam, als ihm seine gewichtige Rüstung erlaubte.

Te Deum laudamus! rief der Student schon von Ferne. Hier ist die Leiter der Packer vom Hafen Saint Landry.

Clopin Trouillefou ging auf ihn zu: Sohn, was willst du mit dieser Leiter machen?

Ich habe sie, antwortete Johannes athemlos. Ich wußte, wo sie war. Unter dem Schoppen des Hauses, wo der Lieutenant wohnt. Es ist ein Mädchen dort, die ich kenne, und die mich schön findet wie Cupido. Ich habe ihr gute Worte gegeben, bis ich die Leiter hatte.

Recht, aber was willst du mit dieser Leiter machen? fragte Clopin.

Der Mühlenhans warf einen schelmischen Blick auf ihn und erwiederte mit angenommener Würde: Was ich damit machen will, erhabener König des Königreichs Kauderwelsch? Seht ihr dort jene Reihe von Bildsäulen, die so dumme Gesichter haben?

Ja! Und was weiter!

Das ist die Gallerie der Könige von Frankreich.

Was liegt mir daran!

So wartet doch! Am Ausgang dieser Gallerie ist eine Thüre, die nur mit einer Klinke geschlossen ist. Mit dieser Leiter steige ich hinauf, und ich bin in der Kirche.

Herzenssohn, laß mich zuerst hinaufsteigen.

Nicht doch, Freund! die Leiter gehört mein. Du magst der Zweite seyn.

Hol dich der Teufel! Ich bin König, und der Zweite von Niemand.

Je nun, König, so hole dir eine Leiter!

Der Mühlenhans zog seine Leiter nach sich und schrie, indem er über den Platz weglief, mit lauter Stimme: Mir nach, Kinder!

In einem Augenblicke war die Leiter an der Gallerie aufgestellt. Die Gauner drängten sich um sie her und jeder wollte zuerst hinaufsteigen. Aber der Mühlenhans hielt fest an seinem Recht und setzte zuerst den Fuß auf die Stufen der Leiter. Er stieg langsam hinauf unter dem Gewicht seiner schweren Rüstung, in der einen Hand seine Armbrust haltend, mit der andern die Stufen der Leiter fassend. Die Gauner folgten ihm auf dem Fuße. Auf jeder Stufe der Leiter stand ein Mann.

Jetzt hatte er die Höhe erreicht und sprang unter dem Beifalljauchzen der auf dem Platze versammelten Gauner auf die Gallerie. Nachdem er sich im Besitz der Citadelle sah, stieß er selbst einen Freudenschrei aus, aber in demselben Augenblicke fuhr er versteinert zurück. Er sah hinter der Bildsäule eines Königs Quasimodo's funkelndes Auge auf sich gerichtet.

Ehe noch ein Zweiter auf der Gallerie Fuß fassen konnte, sprang der furchtbare Zwerg aus seinem Versteck hervor, ergriff mit seinen kräftigen Fäusten die beiden Spitzen der Leiter, rückte sie von der Mauer weg und warf sie mit übermenschlicher Kraft nebst Allen,

die darauf standen, auf den Platz hinab. Die Leiter stand einen Augenblick aufrecht, dann schwankte sie und fiel in einem Bogen von 80 Fuß mit ihrer ganzen Last auf das Pflaster. Ein einziger furchtbarer Schrei ertönte, dann wurde es stille, und einige wenige Verstümmelte krochen mühsam aus dem Haufen der Todten hervor.

Ein Geschrei des Zorns und Schmerzes folgte jetzt auf das erste Triumphgeschrei der Belagerer. Quasimodo, die beiden Ellenbogen auf das Geländer stützend, blickte ruhig auf den Platz hinab. Er hatte das Ansehen eines alten bärtigen Königs, der aus seinem Fenster schaut.

Johannes Frollo befand sich in einer mißlichen Lage, allein auf der Gallerie mit dem gewaltigen Zwerg, durch eine Höhe von 80 Fuß von seinen Waffengefährten getrennt. Während Quasimodo die Leiter umwarf, war der Student dem Hinterpförtchen zugelaufen, das er offen glaubte. Dem war nicht so. Der Zwerg hatte es hinter sich geschlossen. Jetzt versteckte sich Johannes hinter der Bildsäule eines Königs hielt den Athem an sich und warf unheimliche Blicke auf den mißgestalteten Zwerg.

In den ersten Augenblicken achtete der Taube seiner nicht; endlich aber wendete er das Gesicht und erblickte ihn.

Der Mühlenhans machte sich auf einen harten

Strauß gefaßt; aber Quasimodo rührte sich nicht und blickte ihm unbeweglich ins Gesicht.

Ho! ho! sagte der Student, was schaust du mich da mit deinem einzigen Auge so melancholisch an?

Mit diesen Worten spannte er seine Armbrust. Quasimodo! rief er, ich will dir dein einziges Auge ausschießen, dann bist du so blind als taub.

Der Pfeil zischte durch die Luft und traf den linken Arm des Zwergs. Quasimodo zog ihn ruhig aus der Wunde und zerbrach ihn auf seinem plumpen Knie. Der Student hatte nicht die Zeit zum zweitenmal zu schießen. Nachdem der Pfeil zerbrochen war, schnaubte der Zwerg wie ein verwundeter Tiger und faßte ihn in Einem Satze.

Quasimodo ergriff mit seiner linken Faust die beiden Arme des Studenten, der sich nicht einmal wehrte, so sehr fühlte er sich überwältigt. Mit der rechten Hand entkleidete er ihn, schweigend und langsam, eines Stücks seiner Rüstung nach dem andern. Hierauf faßte er ihn an den beiden Füßen, hob ihn, den Kopf abwärts, über das Geländer hinaus und ließ ihn in den Abgrund fallen.

Ein Schrei des Entsetzens stieg von dem Platze auf.

Rache! Rache! schrie Clopin Trouillefou mit lauter Stimme. Lauft Sturm! Lauft Sturm! erschallte aus hundert Kehlen.

Der Tod des lustigen Studenten hatte die Belagerer wüthend gemacht. Sie schämten sich und zürnten, daß

ein elender Zwerg ihnen den Besitz der Kirche so lange streitig gemacht hatte. Ihre Wuth ließ sie Leitern finden, und bald sah man sie von allen Seiten den Thurm ersteigen. Viele hundert Fackeln, die man auf dem Platze angezündet hatte, erleuchteten die furchtbare Scene. Noch immer schlug das Feuer auf der Platform hoch in die Wolken. Die Stadt schien allmählig zu erwachen. In der Ferne ertönten Sturmglocken. Die Belagerer heulten, fluchten, stürmten. Quasimodo, ohnmächtig gegen so viele Feinde, für Esmeralda zitternd, rang verzweiflungsvoll die Hände und flehte den Himmel um ein Wunder an. —

XV.

Ludwig XI. in der Bastille.

Der Leser wird sich erinnern, daß Quasimodo von seinem Thurme herab, ehe der Angriff auf die Liebfrauenkirche begann, in ganz Paris nur noch ein einziges Licht erblickt hatte. Dieses Licht brannte in der Bastille, und zwar in Ludwigs XI. Zimmer.

Der König war seit zwei Tagen in Paris; am dritten Tage wollte er die Hauptstadt wieder verlassen,

worin er nur auf kurze Zeit zu erscheinen und schnell wieder zu verschwinden pflegte.

An diesem Tage hatte er sich in die Bastille begeben, um dort die Nacht zuzubringen. Die großen Zimmer im Louvre behagten diesem bürgerlichen König nicht; es war ihm wohler in einem runden Thurmzimmer und in einem kleinen Schlafgemach der Bastille. Zudem war die Bastille fester, als der Louvre.

Dieses Zimmer, das sich der König in dem berüchtigten Staatsgefängniß vorbehalten hatte, war gleichwohl noch groß genug und nahm den ganzen obersten Stock eines Thurmes ein. Es hatte nur ein einziges großes Bogenfenster und nur einen Eingang.

Im ganzen Zimmer war nur ein einziger Stuhl, zum Zeichen, daß nur Eine Person das Vorrecht habe, hier zu sitzen. Neben diesem Stuhl, ganz nahe am Fenster, stand ein mit einem Teppich behängter Tisch. Auf dem Tische war ein Dintenfaß, etliche Pergamente, etliche Federn und ein silberner Humpen. Etwas weiter entfernt stand ein Betschemel. Im Hintergrund des Zimmers stand ein einfaches Bett von gelbem Damast.

Das Zimmer war ziemlich dunkel, und nur von einem einzigen Wachslicht beleuchtet, das auf der Tafel stand. Beim flackernden Scheine desselben erblickte man fünf Personen.

Die eine dieser Personen war ein reich, in rothen Sammt mit Silberstoff gekleideter Herr. Er trug im

Gürtel einen kostbaren Dolch, auf dem eine Grafenkrone war. Er hatte bösartige Züge und eine stolze Miene. Hochmuth mit List gepaart, ließen sich auf den ersten Blick in seinem Gesichte erkennen.

Dieser Herr stand mit entblöstem Haupte, einen langen Zettel in der Hand, aufrecht hinter dem Stuhl, auf dem ein magerer, ärmlich gekleideter Mann saß, der einen alten, schmutzigen, rund um mit bleiernen Figuren besetzten Hut von grobem schwarzem Tuch auf dem Kopf hatte. Sein Haupt war so tief auf die Brust herabgebeugt, daß man nichts von seinem Gesichte sah, als den Zipfel einer langen Nase. Die Magerkeit seiner runzligen Hand deutete auf ein vorgerücktes Alter. Dieser Mann war Ludwig XI.

In einiger Entfernung hinter ihnen flüsterten miteinander zwei Männer in flamländischer Kleidung, in denen jeder, welcher der Vorstellung des Mysteriums im Justizpalaste angewohnt hatte, leichtlich Wilhelm Rym, den klugen Rathsherrn, und Jakob Coppenole, den populären Strumpfweber, wieder erkennen konnte. Diese beiden Männer waren, wie wir schon wissen, in die geheimnißvolle Politik Ludwigs XI. eingeweiht.

Ganz im Hintergrunde, nahe an der Thüre, im Halbdunkel, stand, aufrecht und unbeweglich, gleich einer Bildsäule, ein Mann von kräftigem Gliederbau in kriegerischer Rüstung. Sein gemeines, plumpes Gesicht war eine Mischung von Hund und Tiger.

Alle standen mit entblöstem Haupt, nur der König

saß und war bedeckt. Der Herr, der hinter seinem Stuhle stand, las ihm aus dem langen Zettel vor, den er in seiner Hand hielt, und der König schien ihm aufmerksam zuzuhören. Die beiden Flamländer flüsterten miteinander.

Beim heiligen Kreuz! brummte Jakob Coppenole, ich bin es müde, so dazustehen; gibt es denn keinen Sessel hier?

Wilhelm Rym antwortete mit einem verneinenden Zeichen.

Donnerwetter! fuhr Jakob Coppenole fort, indem er mit Mühe seine Stimme dämpfte, ich habe Lust, mich auf den Boden niederzusetzen, mit gekreuzten Beinen, wie ich, als ein guter Strumpfweber, in meiner Werkstätte thue.

Das geht nicht an, Meister Jakob!

Höllenteufel, Meister Wilhelm! Muß man denn hier immer auf seinen Füßen stehen?

Auf den Füßen oder auf den Knieen, erwiederte Wilhelm Rym trocken.

In diesem Augenblicke ließ sich die Stimme des Königs hören, und sie schwiegen.

Fünzig Sous, sagte der König, die Röcke unserer Lakaien, 12 Livres die Mäntel unserer Hofkaplane! So ist es recht! Werft das Geld zum Fenster hinaus! Bist du verrückt, Olivier?

Mit diesen Worten erhob der alte Mann sein Haupt. Das Licht beleuchtete ein wenig sein mageres, mürri=

sches Gesicht. Er entriß das Papier den Händen des Andern.

Will man uns zu Grunde richten? rief er und ließ seine hohlen Augen auf dem Zettel hin und her laufen. Was zum Teufel! brauchen wir das Alles? Wozu bedürfen wir eines so kostbaren Hofstaates? Zwei Kaplane mit zehn Livres monatlich ein jeder, und ein Kirchendiener mit fünf Livres! Ein Kammerdiener mit 80 Livres jährlich! Vier Mundköche mit 120 Livres ein jeder! Dazu noch all das unnütze Küchengeschmeise! Ein Hofjäger und seine beiden Gehülfen, mit 24 Livres monatlich. Unser Hofintendant zwölfhundert Livres im Jahre! und sein Controleur fünfhundert! Das ist gar zu toll! Unser Volk kann am Ende die Besoldungen unserer Dienerschaft nicht mehr aufbringen! Wir werden zuletzt noch unser Silbergeschirr verkaufen müssen, um alle diese Leute zu bezahlen, und im nächsten Jahre, wenn Gott und unsere liebe Frau (hier rückte er den Hut) Uns das Leben schenken, werden Wir Unsern Kräutertrank aus einem kupfernen Topfe trinken müssen! Bei diesen Worten warf er einen Blick auf den silbernen Humpen, der vom Tische leuchtete. Dann hustete er und fuhr fort: Meister Olivier, die Fürsten, die als Kaiser und Könige über große Reiche herrschen, dürfen die Verschwendung in ihren Hofhaltungen nicht aufkommen lassen, denn von den Häusern der Könige geht sie in die Provinzen und in die Wohnungen der Unterthanen über. Darum, Meister

Olivier, laß dir ein für allemal das gesagt seyn: Unser Aufwand steigt mit jedem Jahre, und das gefällt Uns nicht. Bis zum Jahr 1479 überstieg er nicht 36,000 Livres, im Jahr 1480 betrug er bereits 43,619 Livres. Ich weiß alles das auswendig; im Jahr 1481 erreichte er schon 66,680 Livres, und in diesem Jahre wird er gar nahe auf 80,000 kommen! Vervierfacht in vier Jahren! Das ist abscheulich!

Der König schwieg ganz erschöpft, dann fuhr er grämlich fort: Ich habe lauter Leute um mich, die sich von meiner Magerkeit mästen! Ihr saugt mir aus jedem Schweißloch einen Thaler!

Alle schwiegen. Das war so ein königlicher Zorn, den man austoben läßt.

Der König fuhr fort: Das ist, wie dieses lateinische Requisitorium des französischen Adels, daß Wir wiederherstellen, was sie die großen Obliegenheiten der Krone nennen; Obliegenheiten in der That! Obliegenheiten, unter denen Wir erliegen! Ah! Ihr Herrn! Ihr sagt, daß Wir nicht ein König seyen, um zu regieren, dapifero nullo, buticulario nullo! Wir werden euch zeigen, ob Wir nicht ein König sind!

Hier lächelte der König im Gefühle seiner Macht. Seine üble Laune milderte sich, er wendete sich den Flamländern zu und sagte: Seht einmal, Gevatter Wilhelm, der Oberstkammerherr, der Oberstmundschenk, der Oberstjägermeister, der Oberintendant des königlichen Schatzes, sind nicht so viel werth, als der

geringste Diener meines Haushalts. Merkt es wohl, Gevatter Coppenole. Sie taugen zu nichts, zu gar nichts. Wenn ich sie so unnütz um den König stehen sehe, so kommen sie mir vor, wie die vier Evangelisten auf dem großen Glockenthurm des Palastes. Die sind vergoldet, aber sie zeigen die Stunde nicht an. Fahre fort, Olivier!

Die Person die er mit diesem Namen benannte, nahm den Zettel wieder zur Hand, und las mit lauter Stimme:

„An Adam Tenon, Commis am Siegelamt zu Paris: Für den Stich, das Silber und die Façon der gedachten Siegel, welche neu gefertigt worden, weil die anderen Alters halber nicht mehr wohl zu gebrauchen waren — 12 Livres Pariser Währung.“ —

„An Guillaume Frere, die Summe von vier Livres, vier Sous, für Gehalt und Mühwaltung, wegen Ernährung und Verpflegung der Tauben in den beiden Taubenschlägen des Palastes Tournelles.“ —

„An einen Franziskaner-Mönch, der einen Verbrecher Beichte gehört, vier Sous, Pariser Währung.“ —

Der König hörte stillschweigend zu. Von Zeit zu Zeit hustete er, dann brachte er den silbernen Humpen an seine Lippen und nahm einen Schluck, indem er das Gesicht verzog.

„In diesem Jahre sind auf gerichtliche Anordnungen sechsundfünfzig Ausrufe unter Trompetenschall auf den

Straßen und öffentlichen Plätzen von Paris geschehen, worüber noch Rechnung zu legen."

„Um an gewissen Orten, sowohl zu Paris als anderwärts, Nachforschungen und Nachgrabungen nach angeblich daselbst verborgenem Gelde anzustellen, wobei aber nichts gefunden worden: 45 Livres, Pariser Währung.

Da wirft man eine Speckseite nach der Wurst, und gibt einen Thaler aus, um einen Sous zu bekommen! sagte der König.

„Für zwei neue Aermel an den alten Ueberock des Königs — 20 Sous."

„Für eine Schmeerbüchse, die Stiefel des Königs zu schmieren — 15 Heller."

„Einen neuen Stall für die schwarzen Schweine des Königs — 30 Livres."

„Einen Käfig für die königlichen Löwen — 22 Livres."

Diese Thiere kommen verdammt hoch zu stehen, sagte der König. Aber gleichviel, es gehört zum königlichen Staat, und ich liebe diesen großen gelben Löwen. Habt Ihr ihn gesehen, Meister Wilhelm? Könige müssen solche wilde Thiere haben. Unsere Hunde müssen Löwen, — und unsere Katzen — Tiger seyn. Das Große steht der Krone wohl an. Wann zur Heidenzeit das Volk dem Jupiter 100 Ochsen und 100 Schafe darbrachte, opferten die Kaiser 100 Löwen und 100 Adler. Das war gräulich schön. Die Könige von Frankreich

hatten immer solche wilde Thiere, die um ihren Thron heulten. Gleichwohl wird man mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich hierin weniger Geld vergeude, als meine Vorgänger, und daß ich in dem Artikel Löwen, Bären, Elephanten, Leoparden *rc.* bescheidener bin, als sie. Was spitzst du da die Ohren, Freund Oliver? Wir sagen das unsern Gevattern aus Flandern, damit sie es wissen.

Wilhelm Rym machte eine tiefe Verbeugung, während Jakob Coppenole nicht übel einem der Bären glich, von denen eben die Majestät sprach. Der König schien nicht darauf zu achten. Er brachte den silbernen Humpen an die Lippen, nahm einen Schluck, spie ihn wieder aus und sagte: Pfui! der verfluchte Kräutertrank!

Der Vorleser fuhr fort:

„Für Speisung eines Räubers auf 6 Monate, der im Gefängniß sitzt, in Erwartung, daß sein Loos entschieden werde — 6 Livres 4 Sous.“

Was soll das heißen? unterbrach ihn der König. Warum speisen und ernähren, was dem Galgen verfallen ist! Ich will nicht, daß man einen Heller weiter dafür ausgebe. Hörst du, Meister Oliver, der Bursche soll gleich am morgenden Tage gehenkt werden. Wir brauchen keine solche unnützen Kostgänger.

Meister Oliver machte sich ein Merkzeichen mit dem Daumen zur Erinnerung an diesen königlichen Befehl und fuhr dann fort:

„An Henri Cousin, königlichen Scharfrichter zu Paris, die Summe von 60 Sous Pariser Währung; für ein großes neues Richtschwert zur Vollziehung des Urtheils an denjenigen Personen, die um ihrer Vergehen und Verbrechen willen enthauptet werden, so wie für die Scheide und alles, was dazu gehört; imgleichen zu Wiederherstellung des alten Richtschwerts, das bei der Enthauptung des Herrn Ludwig von Luxemburg schadhaft geworden und Noth gelitten hat, wie des weiteren erhellt.“

Der König unterbrach den Vorleser. Schon gut! Diese Summe ist von Grund meines Herzens bewilligt. Das sind Ausgaben, wo ich nicht so genau hinsehe. Geld, das auf so zweckmäßige Art verwendet wird, geht mir nicht von Herzen. Fahre fort!

„Einen großen Käfig neu zu bauen.“ ...

Ah! sagte der König, jetzt fällt mir auf einmal bei, daß ich nicht ohne einen guten Grund in diese Bastille gekommen bin. Warte, Meister Olivier. Ich will diesen Käfig selbst sehen. Du kannst mir dann, während ich davon Einsicht nehme, den Kostenzettel vorlesen. Kommt doch, ihr Herren Flamländer, da gibt es etwas zu sehen, was der Mühe werth ist.

Mit diesen Worten erhob sich der König, stützte sich auf den Arm seines Vorlesers, gab dem Schweigsamen, der an der Thüre stand, ein Zeichen, ihm voranzugehen, winkte den Flamländern, ihm zu folgen, und verließ das Zimmer.

Außen an der Thüre vermehrte sich das königliche Gefolge durch vollständig bewaffnete Kriegsmänner und winzige Pagen, die Fackeln in ihren Händen trugen. Der Zug ging eine Zeitlang im Innern des düsteren Gebäudes fort, das bis in die dichtesten Mauern von Gängen durchbrochen war. Der Befehlshaber der Bastille ging voran und ließ die Gefängnisse vor dem alten, kranken, grämlichen, hinfälligen König öffnen, der hustend durch die finsteren Hallen ging.

Unter jeder Kerkerthüre mußten sich Alle bücken, nur der alte König nicht, dessen Rücken das Alter gekrümmt hatte. Hm! murmelte er zwischen dem Zahnfleisch, denn er hatte keine Zähne mehr: Wir sind schon fertig zur Pforte des Grabes. Zu niederer Thüre geht man gebückt ein.

Endlich kamen sie an einen Kerker, dessen Thüre mit Schlössern und Riegeln so wohl verwahrt war, daß man lange Zeit brauchte, sie zu öffnen. Sie traten in einen weiten, bogenförmig gewölbten Saal, in dessen Mitte man beim Scheine der Fackeln einen großen festen Käfig von Mauerwerk, Eisen und Holz erblickte. Das Innere des Käfigs war hohl. Dies war einer jener berüchtigten Käfige, worin Ludwig der XI. seine Staatsgefangenen aufbewahrte. An den Wänden desselben waren zwei bis drei kleine Fenster angebracht, die man aber so dicht mit Eisen vergittert hatte, daß man das Glas nicht sah. Die Thüre bestand aus einem einzigen großen gehauenen Steine, der einem Grabstein

glich. Man ging zu dieser Pforte ein, niemals wieder heraus. Hier war man lebendig todt.

Der König ging langsam um diesen Käfig herum und beaugenscheinigte ihn mit der Aufmerksamkeit eines Baumeisters. Meister Olivier folgte ihm und las mit lauter Stimme aus seinem Kostenzettel:

„Einen großen hölzernen Käfig von dickem Balkenwerk neu zu bauen, neun Schuh in der Länge, acht in der Breite, und sieben in der Höhe haltend, mit Mauerwerk und eisernen Stangen versehen, welcher Käfig sich in einer der Kammern der Thürme der Sankt Antons Bastei befindet, und in welchem Käfig auf Befehl des Königs, unseres Herrn, ein Gefangener festgesetzt ist, der zuvor einen alten baufälligen Käfig bewohnt hat, und sind zu diesem Käfig verwendet worden: 96 liegende und 52 aufrecht stehende Balken."

Das ist verflucht viel Holz, sagte der König und klopfte mit gekrümmtem Finger an den Käfig.

„..... Zu diesem Käfig sind ferner verwendet worden 220 Eisenbarren, im Ganzen 3735 Pfund im Gewicht haltend ...."

Das ist verflucht viel Eisen, sagte der König.

„... Der ganze Kostenbetrag dieses Käfigs beläuft sich auf 317 Livres, 5 Sous."

Pasque-Dieu! rief der König aus.

Bei diesem Lieblingsschwur des Königs hörte man im Innern des Käfigs Ketten klirren, und eine schwache

Stimme, wie aus dem Grabe kommend, rief: Gnade! Sire! Gnade!

Man hörte die Stimme, aber Den, der sprach, konnte man nicht sehen.

Dreihundert und siebzehn Livres, fünf Sous! wiederholte der König.

Die jammervolle Stimme, die aus dem Käfig ertönte, hatte alle Umstehenden, selbst Meister Olivier, mit Schauder erfüllt. Der König allein hatte das Ansehen, sie nicht gehört zu haben. Auf seinen Befehl fuhr Meister Olivier in der Vorlesung fort, während die Majestät kaltblütig um den Käfig herumging, ihn zu beschauen.

„.... Ferner bezahlt an einen Maurer, der die Löcher gemacht hat, um die Fenstergitter einzusetzen, so wie den Fußboden des Zimmers ausgemauert, worin der Käfig befindlich, weil der Fußboden dasselbe, seiner Schwere halber nicht hätte tragen können, 27 Livres 14 Sous Pariser Währung....“

Die nämliche klägliche Stimme aus dem Käfig begann wieder zu seufzen: Gnade! Sire! Gnade! Ich schwöre Euch bei Gottes Wunden, daß der Kardinal von Angers der Verräther ist, und nicht ich.

Dieser Maurer ist sehr theuer! sagte der König. Fahre fort, Olivier!

„Dem Schreiner für Fenster, Thürschwellen u. s. w. 20 Livres, 2 Sous ....“

Die Stimme aus dem Käfig fuhr fort: Barmherzig-

keit, Sire! Hört mich um Gotteswillen! Ich schwöre bei meiner armen Seele, daß der Kardinal Balue die Sache an den Herzog von Guyenne geschrieben hat, und nicht ich!

Der Schreiner ist theuer, sagte der König. Ist das Alles?

Nein, Sire!

„Einem Glaser, für die Fenster des gedachten Käfigs 46 Sous, 3 Pfennige, Pariser Währung."

Die Stimme ertönte abermals kläglich: Gnade! Sire! Gnade! Ist es denn nicht genug, daß man mir Haab und Gut genommen hat? Ich bin unschuldig, und seufze jetzt 14 Jahre in diesem eisernen Käfig. Seyd barmherzig, Sire! Der Himmel wird es Euch vergelten.

Meister Olivier, sagte der König, nun die Hauptsumme?

367 Livres, 8 Sous, 3 Pfennige.

Bei unserer lieben Frau! rief der König aus. Dieser Käfig kommt uns hoch zu stehen.

Mit diesen Worten riß er Meister Olivier das Papier aus der Hand und fing an, an den Fingern zu rechnen, indem er bald auf den Zettel sah, bald das Bauwesen damit verglich.

Der Unsichtbare im Käfig schluchzte laut und fuhr mit kläglicher Stimme fort: Vierzehn Jahre, mein Herr und König! Vierzehn lange Jahre! Seit dem Monat April 1469. Bei der heiligen Mutter Gottes,

hört mich an und habt Erbarmen! Ihr seyd diese ganze Zeit über im Strahl der Sonne gewandelt. Ich habe kein Tageslicht erblickt. Soll ich denn nie die Sonne wieder sehen? Seyd barmherzig, Sire! Barmherzigkeit ist eine königliche Tugend. Denkt an Eure letzte Stunde, und wie Ihr ruhig hinscheiden werdet, mit dem Bewußtseyn, Euren Feinden vergeben zu haben! Und ich war nicht Euer Feind, ich habe Euch nicht verrathen. Und ich habe eine so schwere Kette am Fuß, an der eine große eiserne Kugel hängt, seyd barmherzig, mein Herr und König! Erbarmt Euch eines Elenden!

Der König schüttelte den Kopf und sprach: Meister Olivier, ich finde, daß man mir die Fuhr Gyps zu 20 Sous anrechnet, während sie nur 12 kostet. Das ist in dem Kostenzettel abzuändern.

Mit diesen Worten wendete der König dem eisernen Käfig den Rücken, um das Zimmer zu verlassen. An den Tritten der Weggehenden und der Entfernung der Fackeln merkte der unglückliche Gefangene, daß der König das Zimmer verlasse, und schrie ihm verzweifelnd nach: Sire! Sire! — Die Pforte schloß sich. —

Der König ging schweigend zu seinem Zimmer zurück. Seine Gefährten folgten ihm, noch versteinert von dem letzten verzweiflungsvollen Ausruf des Lebendigbegrabenen.

Plötzlich wendete sich der König zu dem Befehlshaber

der Bastille: Ei da! fragte er, es scheint mir, daß Jemand in dem Käfig gewesen sey?

Bei Gott! Ja, Sire, antwortete der Befehlshaber, ganz verwundert über diese Frage.

Und wer denn?

Der Bischof von Verdun.

Der König wußte dies besser, als irgend Jemand; aber er pflegte so sein Spiel mit dem menschlichen Elend zu treiben.

Ah! sagte er und gab sich das Ansehen, zum erstenmal daran zu denken, ah! Wilhelm von Harancourt, der Freund des Herrn Cardinal Balue! Ein armer Teufel von Bischof!

Als sie in das Zimmer zurückkamen, fand der König einige Depeschen, die man in seiner Abwesenheit gebracht hatte. Er öffnete sie, durchlas eine nach der andern und winkte dann Meister Olivier. Dieser nahm eine Feder zur Hand, knieete vor der Tafel nieder und schickte sich zum Schreiben an. Der König diktirte ihm halblaut. Wilhelm Rym strengte seine Ohren an, um etwas aufzuschnappen, er konnte aber nur einzelne Phrasen auffangen, wie z. B. „Die fruchtbaren Gegenden durch den Handel, die unfruchtbaren durch Manufakturen aufrecht erhalten“... „Den englischen Herren unsere vier großen Mörser zeigen“.... „Seit es Geschütz gibt, muß der Krieg mit mehr Verstand geführt werden“... „Ohne Steuern kann man keine Armee erhalten“... u. s. w.

Einmal erhob er die Stimme: Bei Unserer lieben Frau! Der Herr König von Sicilien siegelte seine Briefe mit gelbem Wachs, wie ein König von Frankreich. Wir thun vielleicht unrecht, ihm solches zu gestatten. Große Häuser müssen auf ihre Vorrechte halten. Notire das, Gevatter Olivier!

Ein andermal rief er: Oh! Oh! Das dicke Paket! Was will denn Unser Bruder, der Kaiser, von Uns? Freilich! fuhr er fort, indem er die Depesche mit den Augen überlief. Freilich! Dieses Deutschland ist so groß und mächtig, daß es kaum glaublich ist. Jedoch wollen Wir des alten Sprichworts nicht vergessen: Die schönste Grafschaft ist Flandern, das schönste Herzogthum Mailand — und das schönste Königreich Frankreich. Nicht wahr, Ihr Herren von Brabant?

Diesmal verbeugte sich Jakob Coppenole so tief, als Wilhelm Rym, denn der König hatte seinem flandrischen Patriotismus geschmeichelt.

Als der König die letzte Depesche las, runzelte er die Stirne. Was ist das! rief er aus. Klagen und Beschwerden über Unsere Garnisonen in der Pikardie? Olivier, schreibe flugs an Unsern Marschall de Rouault: Daß die Mannszucht nachlasse, daß der Soldat Unsern getreuen Unterthanen vielfachen Schaden zufüge, daß er sie mißhandle, daß er sich nicht mit dem begnüge, was der Bauer im Hause hat, sondern ihn durch Schläge zwinge, Wein, Fische, Gewürz und andere übertriebene Dinge in der Stadt zu holen, daß

der König solches wisse, daß der König sein Volk gegen alle ungerechten Forderungen und Mißhandlungen schützen wolle, und daß das Unser fester Wille sey, so wahr Wir König sind. Bei Unserer lieben Frau! Diese Kriegsleute kleiden sich in Sammt und Seide und treiben Eitelkeiten aller Art, die Gott mißfällig sind, während Wir, ein Edelmann und König, Uns mit grobem Tuch, zu 16 Sous die Elle, begnügen. Schreibe das dem Marschall, Gevatter Olivier, und thue ihm meinen ernstlichen Willen kund!

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, ein Mann stürzte herein und schrie mit lauter Stimme: Sire! Sire! Es ist ein Volksaufstand in Paris.

Das ernste Gesicht Ludwigs XI. verzog sich, aber die Bewegung seiner Seele war nur einen Augenblick in seinen Zügen sichtbar. Er bezwang sich und sagte mit ernster Ruhe: Gevatter Jakob, Ihr kommt da sehr barsch ins Zimmer!

Sire! Sire! ein Aufstand! fuhr Gevatter Jakob athemlos fort.

Der König, der aufgestanden war, faßte ihn rauh am Arme an und sagte ihm ins Ohr, indem er einen Seitenblick auf die Flamländer warf und seinen Zorn zurückhielt: Schweig oder rede leise!

Jakob Coictier begriff schnell und erstattete leise seinen Bericht, den der König ruhig anhörte. Kaum hatte er ihn vernommen, so rief er mit lautem Gelächter: Wirklich! Rede laut, Gevatter Jakob, was thust du

da so heimlich? Unsere liebe Frau weiß, daß wir vor Unsern guten Freunden aus Flandern nichts zu verbergen haben.

Aber, Sire!

Rede laut, sage ich.

Der Gevatter Jakob verstummte vor Erstaunen.

So rede doch, fuhr der König fort: Also ein Aufstand von Insassen Unserer guten Stadt Paris?

Ja, Sire!

Und der, wie du sagst, gegen den Amtmann des Justizpalastes gerichtet ist?

So scheint es, stotterte der Doktor verlegen und noch ganz verwundert über den unbegreiflichen Wechsel, der in den Gedanken des Königs vorgegangen war.

Der König fuhr fort: Wo ist die Nachtwache den Meuterern begegnet?

In der Nähe der Wechselbrücke. Ich bin selbst auf den aufrührerischen Haufen gestoßen, als ich auf Euer Majestät Befehl hieher kam. Ich hörte einige von ihnen rufen: Nieder mit dem Amtmann des Justizpalastes!

Und welche Beschwerde führen sie gegen ihn?

Ach! antwortete Gevatter Jakob, daß er ihr Gerichtsherr ist.

Wirklich!

Ja, Sire! Es sind die Gauner aus dem Hofe der Wunder. Schon lange beklagten sie sich über den

Amtmann, dessen Vasallen sie sind: Sie wollen seine Gerichtsbarkeit nicht anerkennen.

Ei da! sagte der König mit einem zufriedenen Lächeln, das er vergebens zu verbergen strebte.

In allen ihren Eingaben an das Parlament behaupten sie, nur zwei Herren zu haben: Euer Majestät und ihren Gott, der, glaube ich, der Teufel ist.

Ei! Ei! sagte der König und rieb sich die Hände. Er konnte seine innere Freude nicht verbergen, so viele Mühe er sich auch gab, ruhig zu bleiben. Niemand begriff ihn, selbst Meister Olivier nicht.

Der König schwieg einen Augenblick, sein Gesicht war nachdenklich aber zufrieden. Sind sie stark? fragte er plötzlich.

Gewiß, Sire! antwortete Gevatter Jakob.

Wie stark?

Wenigstens sechstausend Mann.

Gut! sagte der König. Sind sie bewaffnet?

Mit Waffen aller Art.

Der König schien vollkommen ruhig. Gevatter Jakob glaubte seinem Berichte beifügen zu müssen: Wenn Euer Majestät dem Amtmann des Justizpalastes nicht schleunige Hülfe schickten, so ist er verloren.

Wir werden ihm Unseren Beistand leisten, erwiederte der König mit phlegmatischem Wesen. Allerdings werden Wir ihm beistehen. Der Herr Amtmann ist Unser Freund. Sechstausend! das sind verdammt verwegene Bursche. Das ist eine Keckheit ohne Gleichen,

und Wir sind sehr erzürnt darüber. Allein Wir haben in dieser Nacht wenige Mannschaft um Unsere Person. Morgen wird es wohl auch noch Zeit seyn.

Gevatter Jakob entgegnete mit großer Hast: Wenn nicht sogleich Hülfe geleistet wird, so werden sie zehnmal Zeit haben, den Justizpalast zu verwüsten und den Gerichtsherrn zu henken. Um Gotteswillen, Sire, sendet doch diese Nacht noch Hülfe!

Morgen, habe ich Euch schon gesagt, erwiederte der König mit einem jener Blicke, der Schweigen gebietet.

Nach einigem Stillschweigen fragte der König: Mein lieber Gevatter Jakob, Ihr müßt das wissen, welches war ... welches ist ... wollte ich sagen ... die lehensherrliche Gerichtsbarkeit des Bailli?

Sire, der Amtmann des Justizpalastes hat die hohe und niedere Gerichtsbarkeit von der Straße Calandre bis zur Straße Herberie, den Sankt Michelsplatz, den Hof der Wunder, dann die ganze Chaussee, die an dem Landbezirk Maladerie beginnt und am Skt. Jakobsthore endet.

Ei da! sagte der König und kratzte sich das rechte Ohr mit der linken Hand, das ist ein ordentlicher Schnipfel meiner guten Stadt Paris. Ah! Der Herr Amtmann war König von diesem ganzen Bezirke. Sehr schön, guter Herr Amtmann! fuhr er wie in Gedanken mit sich selbst redend fort. Ihr hattet da ein großes Stück Unserer Hauptstadt zwischen den Zähnen.

Plötzlich brach er vollends los: Pasque-Dieu! Was wollen diese Leute heißen, die sich der hohen und niedern Gerichtsbarkeit in Unserm Reiche anmaßen, diese Leute, die jede Ackerslänge ihren Galgen aufgepflanzt haben! Diese Leute, die auf jedem Tritt und Schritt unter Unserm Volke, mit dem Henker hinter sich, ihre Gerichtsbarkeit üben! Wie die Griechen so viele Götter hatten, als Quellen in ihrem Lande waren, so haben die Franzosen so viele Könige, als Galgen in Frankreich sind. Das ist ein übles Ding und mißfällt mir. Was braucht es in dieser Hauptstadt einen andern Gerichtsherrn, als den König, eine andere Rechtspflege, als unser Parlament, einen andern Gebieter in diesem Reiche als Uns! Bei meiner armen Seele! Der Tag muß kommen, wo es in Frankreich nur einen König, nur einen Richter gibt, wie im Himmel nur ein Gott ist!

Der König rückte seinen Hut auf dem Haupte und fuhr im Tone eines Jägers fort, der seine Meute hetzt: Gut, mein Volk! Wohl gethan! Zertrümmere deine Ketten! Vernichte diese falschen Gerichtsherren! Schaffe dir selbst Recht, knüpfe sie auf! Ah! Ihr wollt Könige seyn, Ihr Edelherren! Vorwärts gutes Volk! Mach ihnen den Garaus!

Jetzt hielt er plötzlich inne, biß sich in die Lippen, als ob er den ihm entwischten Gedanken wieder zurückrufen wollte, heftete sein durchdringendes Auge auf Einen nach dem Andern, nahm dann seinen Hut ab

und sagte: Wenn du wüßtest, was in meinem Kopfe vorgeht, so würde ich dich heute noch verbrennen.

Hierauf blickte er um sich, wie ein alter Fuchs, der den Kopf aus der Höhle streckt und fuhr fort: Aber gleichviel! Wir werden Unserm Amtmann zu Hülfe kommen. Leider aber haben Wir in diesem Augenblicke nur wenige Truppen um Unsere Person, und der Meuterer sind viele. Man muß warten bis morgen. Dann treibt man den Volkshaufen auseinander und knüpft Alle auf, die eingefangen werden.

Fast hätte ich in der Angst vergessen, sagte Gevatter Jakob, daß die Nachtwache zwei Nachzügler der Bande aufgefangen hat. Wenn Euer Majestät diese Leute sehen wollen, sie sind da.

Ob ich sie sehen will! rief der König. Pasque-Dieu! So etwas hast du vergessen! Laufe geschwind, du Olivier! und hole sie!

Meister Olivier kam bald mit den beiden Gefangenen zurück, die von Bogenschützen umgeben in das Zimmer traten. Der erste derselben hatte ein dummdreistes Gesicht und war betrunken; die Lumpen hingen ihm am Leibe herab und er hinkte an einem Fuße. Der zweite Gefangene hatte eine offene, stets lächelnde Miene, die der Leser bereits kennt.

Der König betrachtete sie einen Augenblick schweigend, dann fragte er barsch den ersten: Wie heißest du?

Gieffroy Pincebuerde.

Dein Gewerbe?

Landstreicher.

Was hattest du mit diesem verfluchten Aufstand zu schaffen?

Der Landstreicher betrachtete den König mit einem jener Gesichter, in denen so wenig Einsicht zu lesen ist, als man das Licht unter dem Scheffel sieht: Ich weiß nicht, antwortete er, es ging Alles, da ging ich auch mit.

Wolltet ihr nicht das Haus eures Gerichtsherrn, des Amtmanns im Justizpalast, plündern?

Ich weiß nichts, als daß man irgendwo etwas nehmen wollte.

Ein Soldat zeigte dem König eine Happe, die man bei dem Landstreicher gefunden hatte.

Hast du diese Waffe bei dir getragen? fragte der König.

Ja, es ist meine Happe, ich bin ein Weingärtner.

Und erkennst du diesen Menschen da als deinen Gefährten? fügte der König hinzu und deutete auf den andern Gefangenen.

Nein, ich kenne ihn nicht.

Gut, sagte der König.

Hierauf winkte er der schweigsamen Person, die unbeweglich an der Thüre stand, mit dem Finger: Gevatter Tristan, da ist ein Mann für dich!

Tristan verbeugte sich tief, dann ertheilte er Befehl an zwei Bogenschützen, die den Gefangenen wegführten.

Jetzt näherte sich der König dem andern Gefangenen, der große Tropfen schwitzte.

Dein Name?

Sire, ich heiße Peter Gringoire.

Dein Gewerbe?

Philosoph, Euer Majestät zu dienen.

Wie kommst du dazu, du Schuft, gegen Unsern Freund, den Amtmann des Justizpalastes, auszuziehen, und was weißt du von diesem Aufstand zu sagen?

Sire, ich war nicht dabei.

Mache mir nichts weiß, die Nachtwache hat dich ja in dieser schlechten Gesellschaft aufgefangen.

Nein, Sire, hier ist ein Mißverständniß, ein unglücklicher Zufall. Ich bin ein Tragödiendichter. Geruhen Euer Majestät mich anzuhören. Wie gesagt, ich bin Dichter, und Ihr wißt, daß es in der Art der Dichter liegt, bei Nacht umherzustreifen. Ich ging nun so durch die Straßen in meinen dichterischen Träumen. Der Zufall führte mich der Nachtwache in den Weg, und so bin ich verhaftet worden. Von dem ganzen Aufstand weiß ich nichts. Euer Majestät haben selbst gesehen, daß dieser Landstreicher mich nicht kannte. Ich beschwöre demnach Euer Majestät....

Halts Maul! sagte der König, du räderst mir den Kopf.

Tristan trat vor, deutete mit dem Finger auf Peter Gringoire und fragte: Soll man diesen auch aufknüpfen?

Dies war das erste Wort, das aus dem Munde des Anführers der königlichen Prevotalwache kam.

Hm! antwortete der König nachlässig, ich sehe kein Hinderniß dabei.

Aber ich sehr viele, rief Peter Gringoire aus.

Unser Philosoph erkannte an der kalten und gleichgültigen Miene des Königs, daß ihm kein anderes Mittel übrig blieb, sein Leben zu retten, als etwas in hohem Maaße Pathetisches. Er warf sich daher zu den Füßen Ludwigs XI. und schrie mit der Stimme und den Geberden eines Verzweifelnden: Sire, geruhen Euer Majestät, mich anzuhören. Sire! Laßt den Blitz Eurer allmächtigen Hand auf kein so winziges Ding fallen, wie ich bin. Gottes Ungewitter zersplittert Eichen aber keinen Salatkopf. Sire! Ihr seyd ein erhabener, mächtiger Monarch, habt Mitleid mit einem armen ehrlichen Mann, der eben so wenig einen Aufstand anzufeuern vermöchte, als ein Stück Eis Feuerfunken von sich gibt! Allergnädigster Herr, Löwen und Könige sind großmüthig. Ach! Strenge verwildert nur die Geister; so lange der Sturmwind heult, behält man den Mantel an, wenn die Sonne scheint, kann man in Hemdärmeln gehen. Sire, Ihr seyd die Sonne. Mein gnädigster Herr und König, ich gehöre nicht zu dieser Bande der Landstreicher und Diebe, ganz gewiß nicht. Dichter sind keine Gauner, und Apoll hat nichts mit den Dieben zu schaffen. Ich bin ein getreuer Unterthan unseres Herrn, des Königs. Ich bete Tag und

Nacht zu Gott, daß er den Ruhm Eurer Krone erhöhen und das Volk mit Liebe für Euer Majestät erfüllen möge. Dies sind meine Gesinnungen, und haltet mich nicht für einen Aufrührer und Dieb, mein königlicher Herr, weil ich einen abgeschabten Rock trage. Wenn Ihr mir Gnade schenkt, so werde ich Tag und Nacht Gott für Euer Wohlergehen anflehen. Ich bin ein armer Teufel, aber dabei ein guter Tropf. Jedermann weiß, daß Gelehrte nicht reich werden, und daß die Gelehrtesten bisweilen im Winter kein Holz im Ofen haben. Es gibt vierzig vortreffliche Sprüchwörter über den durchlöcherten Mantel des Philosophen. Sire! Die Gnade ist das einzige Licht, welches das Innere einer großen Seele erleuchten kann. Gnade ist die Fackel aller andern Tugenden. Ohne sie sind wir nur Blinde, die nach dem Himmel tappen. Barmherzigkeit, welche gleich der Gnade ist, gewinnt die Herzen der Unterthanen und ist die sicherste Leibwache der Könige. Was liegt Eurer Majestät daran, die in den Wolken thront, ob ein armer Teufel mehr auf der Erde herumkriecht! Ich bin ein armer unschuldiger Philosoph, der sich mühsam durch die Welt schleppt, und dessen Bauch oft eben so leer ist, als sein Beutel. Ich bin ein Gelehrter, und die großen Könige sind die geborenen Beschützer der Wissenschaften. Es wäre aber eine schlechte Beschützung der Wissenschaften, wenn man die Gelehrten henken ließe. Was hätte man von Alexander dem Großen gesagt, wenn er den Aristoteles hätte henken

lassen? Sire! Ich habe ein sehr schönes Schauspiel für die Prinzessin von Flandern und unsern gnädigsten Dauphin geschrieben, so schreibt keiner, der ein Aufrührer ist. Euer Majestät sieht, daß ich kein Schafskopf bin, sondern meine Studien gemacht habe, und viel natürliche Beredtsamkeit besitze. Laßt mir Gnade widerfahren, Sire! Ihr werdet dadurch eine Gott und der heiligen Jungfrau wohlgefällige Handlung begehen, und ich schwöre Euch bei allen Heiligen, daß mir bei dem Gedanken, gehenkt zu werden, gar nicht wohl zu Muthe ist.

Indem unser trostloser Dichter diese bewegliche Standrede hielt, krümmte er sich zu den Füßen des Königs, wie ein Wurm, und küßte seine Pantoffeln.

Er thut wohl daran, sich auf der Erde zu krümmen. Die Könige sind wie der Jupiter auf Creta, sie haben ihre Ohren an den Füßen, sagte Wilhelm Rym leise zu Jakob Coppenole.

Der Strumpfweber von Gent blickte auf Peter Gringoire und erwiederte mit einem schwerfälligen Lächeln: Ich meine, ich höre den Kanzler Hugonet mich um sein Leben anflehen.

Peter Gringoire erhob jetzt athemlos und zitternd sein Haupt zu dem König. Se. Majestät kratzte sich am linken Knie und nahm dann einen langsamen Schluck aus der silbernen Kanne.

Dieses unheilverkündende Schweigen spannte unsern Dichter auf die Folter. Endlich warf ihm der

König einen Blick zu und sprach: Das ist ein gewaltiger Schwätzer. Laß ihn laufen, Tristan!

Peter Gringoire fiel vor freudiger Bestürzung hinter über und streckte seine langen Beine in die Höhe.

Laufen lassen! murrte Tristan. Soll ich ihn nicht zum mindesten im Käfig behalten?

Gevatter, wo denkst du hin? erwiederte der König. Meinst du, daß Wir für solche Vögel Käfige bauen lassen, die Uns auf 367 Livres 8 Sous zu stehen kommen? Gib dem Hurensohn einen Tritt auf den Hintern und laß ihn laufen!

Uf! schrie Peter Gringoire, das nenne ich einen großen König!

Aus Furcht eines Gegenbefehls stürzte unser Dichter alsbald der Thüre zu, die ihm Tristan mit sichtbarem Widerwillen öffnete. Soldaten von der Wache folgten ihm und stießen ihn mit den Fäusten vor sich her, was Peter Gringoire mit der Geduld eines stoischen Philosophen ertrug.

Seit man dem König die Nachricht von dem Aufstand gegen den Gerichtsherrn im Justizpalaste gebracht hatte, zeigte er seine gute Laune in allen Dingen. Diese ungewöhnliche Begnadigung war kein geringes Zeichen derselben. Tristan machte in seinem Winkel ein Gesicht, wie ein Hund, dem man einen Knochen hinhält und wieder wegnimmt.

Ludwig XI. schlug mit den Fingern lustig einen Marsch auf der Lehne seines Stuhls. Dieser König

wußte seine Sorgen viel besser zu verbergen, als seine Freude. Diese äußerlichen Kundgebungen innerer Freude bei guten Nachrichten gingen oft sehr weit: Als man ihm Karls des Kühnen Tod meldete, gelobte er dem heiligen Martin von Tours eine silberne Balustrade, und bei seiner Throngelangung vergaß er, das Leichenbegängniß seines verewigten Vaters anzuordnen.

He! Sire! sagte plötzlich Jakob Coictier, wie steht es denn mit dem Stechen, wegen dessen mich Euer Majestät hat rufen lassen?

Oh! erwiederte der König, ich bin in der That sehr leidend, mein lieber Gevatter. Ich habe ein gewaltiges Stechen im Kopf und auf der Brust.

Der Doktor ergriff die Hand des Königs und nahm eine tiefdenkende Miene an, während er ihm den Puls fühlte.

Seht einmal, Coppenole, sagte Wilhelm Rym leise, da steht er zwischen Coictier und Tristan. Das ist sein ganzer Hof. Ein Arzt für ihn ein Henker für die Andern.

Der Doktor fühlte lange den Puls des Königs, und sein Gesicht wurde immer bedenklicher. Ludwig sah ihn mit einiger Aengstlichkeit an. Immer mehr Wolken zogen auf der Stirn des Doktors auf. Die schlechte Gesundheit des Königs war ein Feld, das der wackere Mann trefflich auszubeuten wußte.

Oh! Oh! murmelte er nach einer langen Pause, das steht schlimm!

Nicht wahr? sagte der König besorgt.

Pulsus creber, anhelans, crepitans, irregularis, fuhr der Arzt fort.

Pasque-Dieu!

Ein Zustand, der seinen Mann wegnehmen kann, bevor drei Tage vergehen.

Gott und die liebe Frau sey Uns gnädig! rief der König. Und das Mittel dagegen, Gevatter?

Eben denke ich darüber nach.

Der Arzt betrachtete die Zunge des Königs, schüttelte den Kopf und sagte: Da fällt mir eben ein, Sire daß eine Einnehmerstelle bei den königlichen Domänen vakant ist, und daß ich einen Neffen habe.

Ich gebe deinem Neffe die Stelle, Gevatter Jakob, aber befreie meine Brust von diesem Feuer.

Da Ihr so gnädig seyd, mein königlicher Herr, fuhr der Arzt fort, so werdet Ihr mir nicht abschlagen, mir in dem Bau meines neuen Hauses ein wenig unter die Arme zu greifen.

Hm! sagte der König hustend.

Mein Geld ist zu Ende, fuhr der Doktor fort, und es wäre wirklich schade, wenn mein Haus nicht unter Dach käme. Es ist zwar nur ein einfaches bürgerliches Haus, aber es wäre doch schade um die schönen Malereien von Johann Fourbault, die es zieren. Es ist da eine Diana, die in der Luft fliegt, so trefflich, mit so zartem Pinsel gemalt, von so weißem Fleisch, daß sie diejenigen in Versuchung führt, welche sie zu nahe betrachten. Er hat auch eine Ceres gemalt, die

zwischen Fruchtgarben sitzt und einen Blumenkranz auf dem Haupt trägt. Sie ist göttlich schön und leistet Alles, was der Pinsel hervorzubringen vermag.

Schindersknecht, murmelte der König, wo willst Du hinaus?

Es fehlt mir an einem Dach, über diese Gemälde, und obgleich die Sache nur von geringem Belange ist, so habe ich doch kein Geld mehr.

Wie viel brauchst du zu deinem Dache?

Hm! Ein kupfernes Dach mit Vergoldung.... höchstens zweitausend Livres.

Ah! Der Meuchelmörder! rief der König. Er zieht mir keinen Zahn aus, der nicht für ihn ein Diamant wäre.

Bekomme ich mein Dach? fragte der Arzt.

Zum Teufel! ja! Aber mache mich gesund.

Der Doktor verbeugte sich tief und sprach: Sire, ein zurücktreibendes Mittel wird Euch retten. Ihr braucht dabei Euern Kräutertrank fort, und wir stehen für Euer Majestät Leben.

Ein brennendes Licht zieht nicht bloß einen Nachtvogel herbei. Meister Olivier, als er den König zu solcher Freigebigkeit aufgelegt sah, hielt den Augenblick für günstig und näherte sich ihm. Sire....

Was gibt es da wieder? fragte der König.

Sire, Euer Majestät weiß, daß Meister Simon Radin todt ist.

Nun?

Derselbe war königlicher Rath bei der Schatzkammer.

Nun?

Sire, der Platz ist erledigt.

Indem Meister Olivier also sprach, vertauschte er den Hochmuth in seinem Gesichte mit der Hundedemuth. Das sind die zwei einzigen Gestalten, unter denen sich das Gesicht eines Höflings zeigt. Der König sah ihm starr ins Gesicht und sagte trocken: Ich verstehe.

Nach einer Pause fuhr der König fort: Meister Olivier, der Marschall Boucicaut sagt: Bei Königen und im Meere ist gut Perlen fischen. Ich sehe, daß du auch dieser Meinung bist. Jetzt aber höre, was ich dir sagen will. Ich habe ein gutes Gedächtniß: Im Jahr 1468 habe ich Dich zu meinem Kammerdiener gemacht, im Jahr 1469 zum Castellan im Schlosse von Saint-Cloud, im November 1473 zum Aufseher im Gehölze von Vincennes, im Jahr 1475 zum Waldmeister in Rouvray, im Jahr 1479 zum Commandanten im Schlosse von Loches, dann zum Gouverneur von Saint-Quentin, dann zum Commandanten von Meulan, wovon du den Titel eines Grafen führst. Von den fünf Sous Strafe, die jeder Barbier Unseres Reichs bezahlt, der an einem Festtage rasirt, beziehst du drei Sous, und ich, der König, nur zwei. Ich habe deinen Namen Olivier, der Teufel, der deiner Miene ganz gut entspricht, in einen andern verwandelt. Ich habe, zum großen Mißvergnügen Unseres Adels, dir ein buntes Wappen gegeben, mit dem du stolzirst wie

ein Pfau. Pasque-Dieu! Bist Du noch nicht übervoll? Hast du noch nicht genug gefischt? Hüte dich, daß dein Schiff nicht umschlägt, wenn du zu starke Ladung nimmst! Der Hochmuth hat schon mehr als Einem — Verderben gebracht. Bedenke das, Gevatter! Hochmuth kommt vor dem Falle, — ist ein altes Sprüchwort. Jetzt sey weise und schweig!

Als der Barbier des Königs diese rauhen Worte vernahm, kehrte die Unverschämtheit auf sein Gesicht zurück. Man sieht wohl, murmelte er laut genug, daß der König heute krank ist, der Arzt bekommt Alles.

Ludwig, statt sich über diese Unverschämtheit zu ärgern, fuhr etwas weniger streng fort: Fast hätte ich vergessen, daß ich dich auch zu meinem Gesandten bei der Prinzessin Marie in Gent gemacht habe.

Ja, ihr Herren, fuhr er, zu den beiden Flamländern gewendet, fort: Dieser Mensch da ist ein Gesandter gewesen.

Nun, nun, Gevatter, sagte er nach einer Pause zu Meister Olivier, wir sind alte Freunde, und wollen Uns nicht zanken. Es ist schon spät. Wir haben Unsere Arbeiten beendigt. Rasire mich.

Der Leser hat ohne Zweifel bereits in Meister Olivier jenen furchtbaren Figaro erkannt, welchen die Vorsehung, diese große Tragödienschreiberin, der langen und blutigen Comödie Ludwigs XI. so kunstgerecht beigefügt hat. Dieser Barbier des Königs hatte drei Namen: Am Hofe nannte man ihn höflich: Olivier-le-

Dain; unter dem Volke: Olivier-le-Diable. Sein wahrer Name war: Olivier-le-Mauvais.

Olivier blieb unbeweglich stehen, trutzte dem König und sah den Arzt mit scheelen Blicken an. Ja, ja! Dieser Doktor da! murmelte er zwischen den Zähnen.

Freilich! Dieser Doktor, entgegnete ihm der König mit gutmüthigem Spott, dieser Doktor vermag freilich mehr, als der Barbier, und das ist ganz einfach, denn er hat Unsern ganzen Körper in der Hand, und du nur das Kinn. Geh also, mein guter Gevatter Bartkratzer, hole dein Handwerkszeug und rasire mich.

Als Meister Olivier sah, daß sich der König nur über ihn lustig mache, und er sich vorgesetzt habe, sich nicht einmal zum Zorn reizen zu lassen, verließ er brummend das Zimmer, um seine Befehle zu vollziehen.

Der König erhob sich und trat an das Fenster. Plötzlich öffnete er es mit großer Bewegung, klopfte in die Hände und rief: Oh! Da ist der Himmel in der Altstadt schon blutig roth! Der Gerichtsherr im Justizpalast brennt. Es kann nichts anderes seyn. Ah! Mein gutes Volk, hilfst du mir endlich, diese Edelmanns-Herrschaften stürzen?

Ihr Herren, sprach er jetzt, zu den Flamländern gewendet, kommt her und seht! Ist das nicht ein Feuer, das lustig brennt?

Die beiden Flamländer näherten sich.

Ein großes Feuer! sagte Wilhelm Rym.

O! fügte Jakob Coppenole mit leuchtenden Augen hinzu, das erinnert mich daran, wie man das Haus des Herrn v. Hymbercourt verbrannte. Es muß dort ein gewaltiger Aufstand seyn.

Glaubt Ihr, Meister Coppenole? sagte der König, und sein Blick war fast so aufgeregt als der des Strumpfwebers. Nicht wahr, es wird da schwer Widerstand zu leisten seyn.

Beim heiligen Kreuz, Sire! Dazu wird es mehr als ein paar Compagnieen guter Truppen brauchen.

Ah! Ich! Das ist ein anderes, erwiederte der König. Wenn ich wollte....

Der Strumpfweber versetzte keck: Wenn dieser Aufstand das ist, wofür ich ihn halte, so würde Euer Wollen nicht viel helfen.

Gevatter! sagte der König, mit zwei Compagnieen meiner Haustruppen und ein paar Feldschlangen hat man einen Haufen von Bürgern und Insassen bald ausgefegt.

Der Strumpfweber schien trotz der Zeichen, die ihm Wilhelm Rym gab, entschlossen, dem König die Spitze zu bieten: Sire, die Schweizer waren auch nur Bürger und Bauern. Der Herzog von Burgund war ein großer Fürst und verachtete dieses Bürgerpack. In der Schlacht von Granson schrie er: Artilleristen, gebt Feuer auf diese Hunde! Aber die Schweizer fielen mit ihren Schwertern und Morgensternen über ihn her, und die in Stahl gekleidete Armee der Burgunder

zerstiebte vor der kräftigen Faust der Bauern, die ihr mit unbedeckter Brust entgegentraten. Da sind viele Ritter und Edelleute von gemeiner Hand erschlagen worden.

Freund, entgegnete der König, Ihr sprecht da von einer geordneten Feldschlacht. Hier aber handelt es sich um einen Aufstand, und wenn ich nur mit den Augen zucke, so muß er zu Ende seyn.

Das ist möglich, Sire! Dann ist eben die Stunde des Volks noch nicht gekommen.

Wilhelm Rym glaubte sich einmischen zu müssen: Meister Coppenole bedenkt, daß Ihr mit einem mächtigen König sprecht.

Das weiß ich, antwortete ruhig der Strumpfweber.

Laßt ihn doch reden, Herr Wilhelm Rym, mein Freund, ich liebe das freimüthige Wesen. Mein Vater, Carl VII., sagte, die Wahrheit sey krank; ich glaubte, sie sey todt und habe keinen Beichtvater gefunden. Meister Coppenole zeigt mir jetzt, daß ich mich irrte.

Mit diesen Worten legte er vertraulich die Hand auf des Strumpfwebers Schulter: Fahrt fort, Meister Jakob, was wolltet ihr weiter sagen?

Ich sagte, Sire, Ihr mögt vielleicht recht haben, daß bei Euch die Stunde des Volks noch nicht gekommen ist.

Ludwig XI. sah ihn mit seinem durchdringenden Blicke an: Und wann wird diese Stunde kommen?

Wann man sie schlagen hört.

Auf welcher Uhr, wenn es Euch gefällig ist?

Jakob Coppenole mit seiner bürgerlichen Ruhe und Festigkeit, trat zum König ans Fenster und sagte: Hört einmal, Sire! Es sind hier feste Mauern, ein Glockenthurm, Kanonen, Bürger, Soldaten. Wann die Glocken stürmen, die Kanonen donnern, Bürger und Soldaten unter Wuthgeschrei sich niedermachen, wann die Mauern stürzen werden, dann schlägt die Stunde.

Das Gesicht des Königs wurde düster und träumend. Er schwieg einen Augenblick, dann klopfte er mit dem Finger an die dicke Mauer des Thurms und sagte: Oh, nein! Nicht wahr, du fällst nicht so leicht ein, meine gute Bastille?

Hierauf wendete er sich gegen den kecken Flamländer: Habt Ihr schon einen Aufstand gesehen, Meister Jakob?

Nicht nur gesehen, sondern selbst gemacht, erwiederte der Strumpfweber.

Wie greift Ihr es an, um einen Aufstand zu machen? fragte der König.

Hm! antwortete der Strumpfweber, das ist ziemlich leicht, und man kann es auf hunderterlei Art anfangen. Vor allen Dingen ist erforderlich, daß das Volk mißvergnügt sey. Das ist nichts Seltenes. Dann muß man auf den Charakter der Einwohner Rücksicht nehmen. Die Einwohner von Gent sind leicht zum Aufstand zu bringen. Sie lieben immer den Nachfolger des

Fürsten, den Fürsten nie. Je nun, ich will annehmen, es kommen eines Morgens Leute in meine Werkstätte und sagen: Vater Coppenole, da und dort fehlt es, es wird schlecht regiert, die Minister thun, was sie wollen, und von oben herab läßt man sie machen. Es muß anders werden, und so und so könnte man helfen. — Da lasse ich nun meine Arbeit liegen, gehe aus meinem Laden auf die Straße und rufe: Bürger heraus! Dann steige ich auf einen Tisch, auf einen Stuhl oder auf ein Faß, rede von der Leber weg und sage, was mir und den Anderen auf dem Herzen liegt. Das geht dann auch zu Herzen, und das Volk glaubt Einem, der auch zum Volke gehört. Jetzt laufen immer mehr Leute zusammen, man schreit, läutet die Sturmglocke, die Marktleute schließen sich an den Haufen an, man stürzt auf die Soldaten und reißt ihnen die Waffen aus den Händen, dann ist es geschehen. Und so wird es immer seyn, so lange es Edelleute in ihren Herrschaften, Bürger in den Städten und Bauern auf dem Lande gibt.

Und gegen wen empört Ihr Euch auf solche Art? Gegen Eure Edelleute und Gerichtsherren?

Bisweilen, wie es gerade kommt; manchmal auch gegen den Herzog selbst.

Der König setzte sich und sagte lächelnd: Ah! Hier zu Lande sind sie erst an den Edelleuten!

In diesem Augenblicke trat Meister Olivier in das Zimmer. Zwei Pagen mit der Toilette des Königs folgten ihm. Was aber den König in Verwunderung

setzte, war, daß auch der Prevot von Paris und der Anführer der nächtlichen Runden eintraten, und daß diese Beiden sehr bestürzt schienen. Der giftige Barbier gab sich auch das Ansehen, als ob er bestürzt sey, aber er konnte seine innere Freude nicht ganz verbergen.

Meister Olivier nahm zuerst das Wort und sagte in heuchlerischem Tone: Sire, ich bitte Euer Majestät um Verzeihung, daß ich der Ueberbringer einer so schlimmen Nachricht seyn muß.

Der König wendete sich schnell gegen ihn:

Was will das heißen?

Sire, fuhr Meister Olivier mit dem bösartigen Gesicht eines Menschen fort, der sich freut, eine üble Nachricht bringen zu können, Sire, dieser Aufstand ist nicht gegen den Gerichtsherrn des Justizpalastes gerichtet.

Und gegen wen sonst?

Gegen Euch, Sire!

Der alte König fuhr in die Höhe und stand gerade und aufrecht wie ein Jüngling: Erkläre dich, Olivier! Erkläre dich näher! Und nimm deinen Kopf wohl in Acht, Gevatter, denn ich schwöre dir bei dem heiligen Kreuze von Saint=Lo, wenn du zu dieser Stunde gelogen hast, so ist das Schwert, unter dem das Haupt des Herzogs von Luxemburg gefallen, noch scharf genug, dir deinen Kopf abzuschlagen!

Das war ein furchtbarer Schwur, denn Ludwig XI.

hatte nur zweimal in seinem Leben beim heiligen Kreuze von Saint=Lo geschworen. Meister Olivier öffnete den Mund, um zu antworten: Sire....

Auf die Kniee nieder! unterbrach ihn der König heftig, Tristan! Habe ein Auge auf diesen Menschen.

Der Barbier knieete nieder und sagte kalt: Sire, eine Hexe ist durch Parlaments=Beschluß zum Tode verurtheilt worden. Sie hat sich in die Liebfrauenkirche geflüchtet. Das Volk will sie von dort mit Gewalt entführen! Hier steht der Prevot und der Offizier der Nachtwache, die von dem Orte des Aufstands kommen, und sie sollen mich Lügen strafen, wenn ich nicht die Wahrheit geredet habe. Es ist die Liebfrauenkirche, die das Volk belagert.

Ei da! sagte der König, blaß und zitternd vor Zorn, mit gedämpfter Stimme. Unsere liebe Frau! Sie belagern Unsere liebe Frau, meine Fürbitterin bei Gott, in ihrer eigenen Kirche! Stehe auf, Olivier! Du hast Recht. Du sollst die Stelle von Simon Radin haben. Du hast ganz recht. Der Aufstand ist gegen mich gerichtet. Die Hexe ist unter dem Schutz der Kirche, die Kirche unter meinem Schutz. Der Aufstand ist nicht gegen den Amtmann des Justizpalastes gerichtet.

Jetzt, durch den Zorn verjüngt, ging er mit großen Schritten hastig auf und ab. Er lachte nicht mehr, er war furchtbar, ging und kam, der Fuchs hatte sich in einen Tiger verwandelt. Seine Lippen bewegten sich,

aber die Stimme versagte ihm; er ballte die Fäuste. Plötzlich erhob er das Haupt, ein feuriger Blitz entströmte seinen hohlen Augen und er schrie mit donnernder Stimme: nieder mit ihnen, Tristan! Nieder mit diesen Schurken! Fort, Tristan! Spute dich, haue Alles zusammen!

Nachdem dieser erste Sturm vorüber war, setzte sich der König und sagte mit verbissener Wuth: Hieher, Tristan! Trete zu mir! Es sind hier in dieser Bastille um Unsere Person die fünfzig Lanzen des Vicomte von Gif; das macht im Ganzen dreihundert Pferde. Nimm sie! Es ist ferner hier die Compagnie der Bogenschützen des Herrn von Chateaupers. Nimm sie! Du bist Prevot der Marechaussée, nimm deine Leute! Im Palast Saint-Pol wirst du fünfzig Bogenschützen von der neuen Garde des Dauphin finden. Nimm sie! Wann du Alles beisamen hast, so stürze dich auf den Volkshaufen, der die Liebfrauenkirche belagert. Ah! Ihr Herren Einwohner von Paris, ihr wagt es, gegen die Krone von Frankreich, gegen die Heiligkeit Unserer lieben Frau und gegen den Frieden dieses Reichs aufzustehen! Nieder mit ihnen, Tristan! Nieder mit ihnen! Und daß Keiner von ihnen entkomme, hörst du!

Tristan verbeugte sich: Ganz wohl, Sire!

Und was soll ich mit der Hexe machen? fragte er nach einer Pause.

Diese Frage brachte den König zum Nachdenken: Ah! sagte er, die Hexe!

Herr Prevot, fragte er nach einer Pause, was wollte denn das Volk mit ihr machen?

Sire, antwortete der Prevot von Paris, weil das Volk sie aus ihrem Asyl in der Liebfrauenkirche reißen will, so denke ich mir, daß es sich durch ihre Straflosigkeit verletzt fühlt, und sie aus eigener Gewalt aufknüpfen will.

Der König dachte einen Augenblick nach, dann sprach er zu Tristan: Je nun, Gevatter, haue das Volk zusammen und knüpfe die Hexe auf!

So ist es recht, sagte Wilhelm Rym leise zu Jakob Coppenole, das Volk strafen, weil es will, und dann thun, was es will!

Ganz wohl, Sire! antwortete Tristan. Wenn aber die Hexe noch in der Liebfrauenkirche ist, soll ich sie dann trotz des Asyls herausnehmen?

Pasque-Dieu! Das Asyl! sagte der König und kratzte sich hinter den Ohren. Und gleichwohl muß diese Hexe gehenkt werden!

Jetzt, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, kniete er vor seinem Sessel nieder, nahm den Hut ab und blickte inbrünstig auf eines der darauf befindlichen kleinen Heiligenbilder: Oh! sagte er mit gefalteten Händen, Unsere liebe Frau von Paris, meine gnadenreiche Beschützerin, verzeihe mir! Ich will es ja nur diesmal thun. Diese Verbrecherin muß ja bestraft

werden. Ich betheure dir, heilige Mutter Gottes, daß sie eine Hexe und deines himmlischen Schutzes unwürdig ist. Du weißt ja selbst, heilige Jungfrau, daß viele sehr fromme Fürsten die Vorrechte der Kirche überschritten haben, so oft es zur Ehre Gottes und zum Wohle des Staats erforderlich war. Du wirst mir also für diesmal verzeihen, gebenedeite Jungfrau! Ich will es gewiß nicht wieder thun, und will in deine Kirche einen silbernen Heiland am Kreuz stiften. Amen! Also geschehe es!

Der König machte ein Zeichen des Kreuzes, stand auf und bedeckte sich wieder. Hierauf sprach er zu Tristan: Spute dich, Gevatter! Nimm den Herrn von Chateaupers mit dir. Laßt Sturm läuten, haut das Volk zusammen, henkt die Hexe. Jetzt hast du deinen Bescheid. Eile dich und berichte mir, wenn meine Befehle vollzogen sind. Olivier, ich gehe diese Nacht nicht ins Bett, du kannst mich jetzt rasiren.

Tristan verbeugte sich und verließ das Zimmer. Der König gab den beiden Flamländern ein Zeichen des Abschieds und sagte: Gott nehme euch in seine heilige Obhut, ihr Herren und Freunde aus Flandern! Ihr werdet wohl der Ruhe bedürfen. Wir sind schon weit in der Nacht, und näher am Morgen als am Abend.

Die Beiden entfernten sich, und als sie, von dem Befehlshaber der Bastille begleitet, in ihre Zimmer gingen, sagte Jakob Coppenole zu Wilhelm Rym:

Hm! Ich habe genug bekommen an diesem hustenden König! Ich habe Karl von Burgund betrunken gesehen, aber er war in seinem Rausche weniger bösartig, als dieser Ludwig in seiner Krankheit.

Meister Jakob, erwiederte Wilhelm Rym, das kommt daher, weil die Könige lieber Traubensaft als Kräuterbrühe trinken. —

XVI.

Der kleine Schuh.

Als Peter Gringoire die Bastille verlassen hatte, lief er mit der Schnelligkeit eines begossenen Hundes die Straße Saint=Antoine hinab. Als er am Thore Baudojer ankam, ging er gerade auf das steinerne Kreuz zu, das mitten auf diesem Platze stand, als ob er in der Dunkelheit der Nacht das Gesicht eines schwarzgekleideten verlarvten Mannes hätte unterscheiden können, der auf den Stufen des Kreuzes saß.

Seyd Ihr es, Meister? fragte Peter Gringoire.

Der Schwarze stand auf. Bei dem Leiden Jesu Christi! Du hast mir die Zeit lang gemacht. Der Wächter auf dem Thurme Saint=Gervais hat bereits die zweite Stunde nach Mitternacht angekündigt.

Oh! erwiederte Meister Peter, daran bin ich nicht schuld, sondern die Nachtwache und der König Ludwig. Ich bin noch gut davon gekommen. Immer droht mir der Strick. Das ist einmal meine Prädestination.

Dir droht Alles und Nichts. Jetzt aber laß uns gehen. Hast du das Losungswort?

Denkt einmal, Meister, ich habe den König gesehen. Ich komme eben von ihm. Er hat einen schwarzen Rock an. Da ist aber nicht zu spaßen, das Wasser ging mir an den Kragen und der Strick war schon geschnürt.

O altes Weib! Was gehst mich du sammt deinem König an! Ich will von dir wissen, ob du das Losungswort der Landstreicher hast?

Das habe ich, seyd ruhig deßhalb. Es heißt Blendlaterne.

Gut. Sonst könnten wir nicht bis zur Kirche gelangen. Die Gauner haben alle Straßen besetzt. Glücklicherweise haben sie, wie es scheint, Widerstand gefunden. Wir kommen vielleicht noch zu rechter Zeit.

Wohl, Meister, aber wie wollen wir in die Kirche kommen?

Ich habe den Schlüssel zum Thurme.

Wie kommen wir aber heraus?

Hinter dem Kloster ist eine kleine Thüre, die zum Flusse führt. Ich habe den Schlüssel dazu genommen und diesen Morgen dort einen Nachen angelegt.

Wenn Ihr wüßtet, Meister, wie wunderbar ich dem Stricke entgangen bin! sang Peter Gringoire sein altes Lied.

Schweig! Ich wollte, sie hätten dich gehenkt! Laß uns gehen! erwiederte barsch der Andere.

Jetzt eilten Beide mit schnellen Schritten der Altstadt zu.

Der Leser erinnert sich der kritischen Lage, worin wir unsern Quasimodo gelassen haben. Der tapfere Zwerg, von allen Seiten angefallen, hatte, wenn auch nicht den Muth, doch die Hoffnung verloren, nicht sich (an sich dachte er nicht), sondern die Aegypterin zu retten. Er eilte in vollem Laufe der Gallerie zu. Die Liebfrauenkiriche war auf dem Punkt, in die Hände der Gauner zu fallen. Plötzlich hörte man in den anliegenden Straßen den raschen Galopp eines großen Reiterhaufens, und bald brachen von allen Seiten Colonnenspitzen mit eingelegter Lanze hervor, und stürzten sich wie ein Sturmwind auf die Gauner. Ein gewaltiges Geschrei ertönte: Hier Frankreich! Haut sie nieder! Hier Bogenschützen von Chateaupers! Hier Prevotalwache!

Die bestürzten Gauner machten rechtsumkehrt gegen diesen unerwarteten Angriff. Quasimodo, obwohl taub, sah doch die blosen Schwerter und die gesenkten Lanzen; er erkannte Phöbus von Chateaupers an der Spitze der Reiter; er sah die Verwirrung in den Reihen der Gauner, die Muthlosigkeit der Einen — die Unschlüssigkeit der Tapfersten, und dieser unerwartete Beistand belebte seinen Muth so, daß er die wenigen Angreifer, welche eben die Gallerie erstiegen, wieder hinabwarf.

Die Gauner leisteten inzwischen den Truppen des Königs tapfern Widerstand und wehrten sich wie Verzweifelte. Sie waren in der Seite und im Rücken zugleich angegriffen und wurden gegen die Liebfrauenkirche gedrängt. Das Handgemenge war furchtbar. Die Reiter des Königs, die Phöbus von Chateaupers tapfer anführte, gaben keinen Pardon. Die schlecht bewaffneten Gauner schäumten vor Wuth. Männer, Weiber und Kinder warfen sich wie Verzweifelte auf Menschen und Pferde, und wer keine anderen Waffen hatte, kratzte mit den Nägeln und biß mit den Zähnen um sich. Andere verbrannten die Gesichter der Bogenschützen mit ihren brennenden Fackeln. Einer der Gauner, der eine breite blitzende Sense in der Hand führte, mähte die Beine der Pferde wie Gras ab. Es war schauderhaft anzusehen. Er ging ruhig vorwärts, Schritt vor Schritt, wie auf einer Wiese, schwang langsam die Sense, und mit jedem Schwung legte er einen Haufen abgehauener Glieder um sich her. So drang er, ein Todtenlied singend, tief in die Mitte der feindlichen Reiter ein. Ein Büchsenschuß streckte ihn endlich nieder. Es war Clopin Trouillefou, der tapfere König der Landstreicher.

Inzwischen waren in den umliegenden Häusern die Fenster wieder aufgegangen. Als die Bewohner den Schlachtruf der königlichen Truppen hörten, nahmen sie am Gefecht Antheil, und aus allen Gebäuden umher hagelte es mit Steinen, Pfeilen und Kugeln auf die

armen Gauner herab. Endlich mußten sie, von allen Seiten angegriffen und selbst schlecht bewaffnet, erliegen. Sie stürzten sich verzweifelt auf die Linie der Angreifer, durchbrachen sie und flohen in allen Richtungen. Als Quasimodo diese allgemeine Flucht sah, fiel er auf die Kniee nieder und hob dankend die Hände zum Himmel empor; dann eilte er freudetrunken die Treppen des Thurms hinauf und der einsamen Zelle zu, deren Bewohnerin er so unerschrocken vertheidigt hatte. Nur ein Gedanke erfüllte ihn, dem angebeteten Wesen zu Füßen zu fallen, das er nun zum Zweitenmal gerettet hatte. Als er in die Zelle trat, fand er sie leer. Ihre Bewohnerin war verschwunden.

In dem Augenblicke, wo die Armee der Landstreicher den ersten Angriff auf die Kirche machte, schlief Esmeralda. Bald aber weckte sie der immer steigende Lärm um das Gebäude her und das unruhige Blöcken ihrer Ziege. Sie setzte sich aufrecht auf ihr Lager und horchte: jetzt hörte sie das furchtbare Geschrei der Angreifenden. Sie eilte aus der Zelle und blickte auf den Platz hinab. Der Anblick des Platzes, die Verwirrung dieses nächtlichen Sturms, diese scheußliche Menschenmasse, die unten herumhüpfte wie Frösche, im blendenden Scheine der Fackeln, das rauhe Geschrei, das dieser Menge entstieg, dieses ganze Nachtgemälde kam ihr wie eine mystische Schlacht zwischen den Phantomen des Sabbath und den steinernen Ungeheuern der Kirche vor. Von Jugend auf hatte sie den Aberglauben ihres

Stammes eingesogen, und jetzt war ihr erster Gedanke, daß sie die Gespenster der Nacht in ihrem heimlichen Treiben überrascht habe. Erschrocken eilte sie in ihre Zelle zurück und verbarg den Kopf in ihrem Kissen.

Allmählig aber verlor sich der erste Taumel abergläubischer Furcht. An dem immer zunehmenden Lärm und an anderen Zeichen der Wirklichkeit merkte sie, daß hier nicht Gespenster, sondern menschliche Wesen hausten. Ihr Schrecken nahm jetzt eine andere Gestalt an. Sie dachte an die Möglichkeit eines Volksaufstandes, um sie aus ihrem Asyl zu reißen. Der Gedanke, zum Zweitenmal zur Richtstätte geführt zu werden, die Hoffnung der Zukunft, Phöbus, der nie aus ihrem Sinne kam, das tiefe Gefühl ihrer Schwäche, jede Flucht unmöglich, kein Beistand von irgend Jemand, ein von aller Welt verlassenes Wesen, diese und andere Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn und erfüllten ihre Seele mit Verzweiflung. Sie sank auf ihre Kniee, beugte den Kopf auf ihr Lager, faltete die Hände über demselben, und lag so da, angstvoll und schaudernd, und — obgleich Zigeunerin, Götzendienerin und Heidin, betete sie doch schluchzend zu dem Gott der Christen und Unserer lieben Frau, ihrer Beschützerin.

So blieb sie lange Zeit auf ihren Knieen liegen, mehr zitternd als betend, bestürzt von dem immer steigenden Toben dieser wüthenden Menge, nicht wissend, was diese Wuth bedeute, was man that, was man wollte, aber einen schrecklichen Ausgang für sich ahnend.

Jetzt, in diesem angstvollen Zustand, hörte sie Tritte hinter sich. Sie wandte sich um. Zwei Männer, deren einer eine Laterne trug, waren in ihre Zelle getreten. Sie stieß einen schwachen Schrei aus.

Fürchte nichts, sagte eine Stimme, die ihr nicht unbekannt war, ich bin es.

Wer? Du? fragte sie.

Peter Gringoire.

Dieser Name beruhigte sie. Sie hob den Kopf in die Höhe und sah, daß es wirklich der Poet war. Neben ihm stand aber ein vom Kopf bis zu den Füßen schwarz vermummter Mann, dessen tiefes Schweigen sie beängstigte.

Ah! sagte Peter Gringoire im Tone des Vorwurfs, Djali hat mich eher erkannt, als du.

In der That hatte die kleine Ziege gleich bei seinem Eintritt unseren Dichter zärtlich begrüßt, indem sie sich mit dem Kopf zwischen seine Beine drängte. Peter Gringoire gab ihr ihre Liebkosungen reichlich zurück.

Wer ist da bei dir? fragte die Aegypterin leise.

Sey unbesorgt, es ist ein Freund.

Jetzt setzte der Philosoph seine Laterne auf den Boden nieder, kauerte auf die Erde, nahm Djali zärtlich in seine Arme und rief enthusiastisch aus: O das niedliche Thier! zwar nicht groß, aber um so schöner, so verständig und gelehrt, wie ein Grammatiker! Laß sehen, Djali, hast du nichts von deinen

Stückchen vergessen? Wie macht Meister Jakob Charmolue?

Der Schwarze unterbrach unsern Poeten, indem er hart auf ihn zutrat und ihn unsanft am Aermel faßte. Peter Gringoire stand auf.

Ihr habt Recht, sagte er, ich hätte fast vergessen, daß wir keine Zeit zu verlieren haben. Gleichwohl ist dies kein Grund, mein Meister, die Leute auf solche Weise anzumahnen. Mein liebes Kind, wendete er sich zu der Aegypterin, dein und deiner Ziege Leben schwebt in Gefahr. Man will euch beide noch einmal zum Richtplatz schleppen. Wir sind eure Freunde und wollen euch retten. Folge uns geschwind.

Ist es auch wahr? rief das Mädchen bestürzt aus.

Mehr als zu wahr. Säume nicht!

Ich bin bereit, stotterte sie. Aber warum spricht dein Freund kein Wort?

Ah! anwortete der Poet, sein Vater und seine Mutter waren schweigsame Leute, und so ist er auch geworden.

Sie mußte sich mit dieser Antwort begnügen. Peter Gringoire nahm sie an der Hand, sein Begleiter hob die Laterne auf und ging voran. Das Mädchen war so bestürzt, daß sie sich fast willenlos wegführen ließ. Die Ziege hüpfte ihnen nach.

Sie stiegen schnell die Thurmtreppe hinab, eilten durch die Kirche, die einsam und dunkel war, während von außen der Lärm tobte und die Brandfackeln

loderten, und gingen durch die rothe Thüre in den Hof des Klosters hinaus. Das Kloster war verlassen, die Mönche hatten sich in das Haus des Bischofs geflüchtet, um dort gemeinschaftlich zu beten. Sie gingen der kleinen Thüre zu, die zum Strand des Flusses führt. Der Schwarze öffnete sie mit einem Schlüssel, den er bei sich hatte. Hier hörten sie schon weniger von dem Lärm, den die Stürmenden machten. Inzwischen waren sie noch nicht außer Gefahr. Der schwarze Vermummte ging gerade dem Flusse zu. Hier war ein kleiner Nachen angelegt. Der Schwarze gab ihnen ein Zeichen, hineinzusteigen. Die Ziege folgte ihnen. Der Vermummte stieg zuletzt ein, schnitt das Seil ab nahm zwei Ruder zur Hand, setzte sich auf das Vordertheil und schiffte aus allen Kräften, um schnell die Mitte des Stroms zu gewinnen. Die Seine ist an diesem Ort sehr reißend und er hatte nicht wenig Mühe, die Spitze der Insel zu umschiffen.

Die erste Sorge Peter Gringoire's, als er in das Schiff trat, war, seine geliebte Ziege sanft auf seinen Knieen zu betten. Er setzte sich im Hintertheile des Nachens nieder, und Esmeralda, welcher der Unbekannte eine Angst einflößte, von der sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte, drängte sich dicht an unsern Poeten.

Als unser Philosoph die Beweguug des Schiffes fühlte, klopfte er in die Hände und küßte Djali zwischen die Hörner: Oh! sprach er, jetzt sind wir gerettet,

alle vier; dann fügte er mit einer tiefdenkenden Miene hinzu: Man dankt den Ausgang großer Unternehmungen bisweilen dem Glücke, bisweilen der List.

Inzwischen wogte das Schiff langsam dem rechten Ufer zu. Esmeralda heftete ihre Blicke mit innerlichem Schrecken auf den Unbekannten. Er hatte das Licht seiner Laterne sorgfältig ausgelöscht, und man sah ihn in der Dunkelheit wie ein Gespenst auf dem Vordertheil des Schiffes sitzen. Seine Kaputze, die über das Gesicht herab geschlagen war, diente ihm als eine Art Maske, und wenn er im Rudern seine Arme erhob, an denen zwei weite schwarze Aermel herabhingen, so hätte man ihn für eine große Fledermaus halten können, deren Flügel sich bewegen. Noch hatte er kein Wort gesprochen, keinen Hauch von sich gegeben. Man hörte in dem Schiffe keinen andern Laut, als das Plätschern der Ruder und das Anschlagen der Wasser, welche der Nachen durchschnitt.

Bei meiner armen Seele! unterbrach Peter Gringoire das Schweigen, wir sind so stumm, als Pythagoräer oder Fische! Pasque-Dieu! Meine Freunde, so laßt doch ein Wort von euch hören! Die menschliche Stimme ist Musik im Ohre des Menschen. Dies sage nicht ich, sondern Didymus aus Alexandrien, und es ist ein erhabenes Wort. Gewiß war Didymus aus Alexandrien mehr als ein mittelmäßiger Philosoph. Ein Wort, nur ein einziges Wort, ich bitte dich darum, mein schönes Kind! Weißt du, meine Freundin,

daß das Parlament selbst über ein Asyl seine hohe Gerichtsbarkeit übt, und daß du in deiner Zelle da oben, in der Liebfrauenkirche, in keiner geringen Gefahr schwebtest? Je nun, der kleine Vogel Trochylus macht sein Nest im Rachen des Krokodils. Meister, da kommt der Mond wieder aus den Wolken hervor. Wenn man uns nur nicht entdeckt! Wir verrichten eine löbliche That, daß wir dieses Mädchen retten, und gleichwohl würde man uns im Namen des Königs henken, wenn man uns erwischte. Die menschlichen Handlungen sind zweiseitig. Man straft an mir, was man dir zum Lobe anrechnet. Dieser bewundert Cäsar, der — Catilina tadelt. Ist es nicht so, mein Meister? Was sagt ihr zu dieser Philosophie? Ich besitze die Philosophie des Instinkts, der Natur, ut apes geometriam. Will mir denn Niemand antworten? Was geht euch denn im Kopfe herum, euch Beiden? Soll ich denn allein reden? Das nennt man im Drama ein Monolog. Pasque-Dieu! Ich sage euch, ich habe den König Ludwig XI. gesehen, und diesen Schwur habe ich von ihm aufgeschnappt. Also noch einmal Pasque-Dieu! Sie machen noch immer ihr ordentliches Geheul da drüben in der Altstadt. Ich sage euch, dieser Ludwig ist ein alter, böser, garstiger König. Er ist mir immer noch das Geld für mein Hochzeitgedicht schuldig, und fast hätte er mich diese Nacht henken lassen, was mir sehr ungelegen gekommen wäre. Das ist ein alter Geizhals, der für die Wissenschaften nichts thut. Er

sollte die vier Bücher Salvian's von Köln: adversus avaritiam lesen. In der That, das ist ein König, der mit Gelehrten nicht umzugehen weiß und sie barbarisch behandelt. Er ist ein Schwamm, der alles Geld des Volks in sich saugt. Er ist ein frommer christlicher König, unter dessen Regierung die Kerker mit Gefangenen überfüllt sind und die Galgen von Gehenkten brechen. Mit der einen Hand nimmt er und mit der andern henkt er. Groß und Klein, Hoch und Nieder, Niemand ist vor ihm sicher. Ich liebe diesen König nicht. Und ihr, Meister?

Der Schwarze ließ den schwatzhaften Poeten nach Herzenslust plaudern und steuerte emsig gegen die Gewalt des Stroms.

Ei, Meister! fuhr plötzlich Peter Gringoire fort: Als wir über den Platz der Liebfrauenkirche gingen, hat Euer tauber Quasimodo gerade einen armen Teufel auf das Pflaster herabfallen lassen. Wißt Ihr nicht, wer es war? Ich habe ein kurzes Gesicht und erkannte ihn nicht.

Der Unbekannte erwiederte kein Wort, aber die Ruder entfielen seinen Händen, sein Haupt senkte sich auf die Brust, und Esmeralda hörte ihn einen tiefen Seufzer ausstoßen. Sie zitterte an allen Gliedern, dieser Ton war ihr nicht unbekannt.

Der Nachen, sich selbst überlassen, trieb einige Augenblicke auf dem Wasser, aber bald faßte der Schwarze die Ruder wieder und steuerte gegen den

Strom. Er umschiffte die Spitze der Insel, auf der die Liebfrauenkirche steht.

Ah! begann der geschwätzige Poet, da unten ist der Palast Barbeau. Seht einmal, Meister, seht doch hin: Diese Gruppe schwarzer Dächer, welche sonderbare Winkel bilden, dort wo der Mond aus den Wolken bricht, wie das Gelbe eines Ei's, dessen Schaale man zerschlagen hat. Das ist eine sehr schöne Wohnung, mit Kapelle und Glockenthurm, Gärten und Alleen, Fischteich und Vogelhaus, Labyrinth und Menagerie. Es steht noch ein Baum dort, den man den Liebesbaum nennt, weil in seinem Schatten eine berühmte Prinzessin und ein verliebter Connetable von Frankreich zu sitzen pflegten. Wir armselige Philosophen sind gegen einen Connetable, was ein Krautkopf und ein Rettig unter den Pflanzen im Garten des Louvre ist. Aber gleichviel! Das menschliche Leben ist ein Gemisch von Gutem und Bösem bei den Großen wie bei den Kleinen. Der Schmerz ist immer neben der Freude, wie der Spondäus neben dem Daktylus. Erlaubt mir, Meister, daß ich Euch die Geschichte des Palastes Barbeau erzähle. Das endet sehr tragisch, und zwar im Jahr 1319 unter der Regierung Philipps V., der unter allen Königen von Frankreich am längsten regiert hat. Die Moral der Geschichte ist, daß die Versuchungen des Fleisches so gottlos als verderblich sind. Laß dich nicht gelüsten nach deines Nächsten Weib, so lockend ihre Reize auch seyen.

Unzüchtige Gedanken erzeugen Fleischeslust, Ehebruch ist.... Hört doch! Da unten geht das Geschrei aufs Neue wieder an!

In der That war der Lärm um die Liebfrauenkirche gestiegen, die Schiffenden horchten. Man hörte deutlich Siegesgeschrei. Bald erblickte man hundert Fackeln, welche sich in der Kirche, auf den Thürmen und Gallerien hin und her bewegten, als ob sie etwas suchten. Jetzt auf einmal drang der Ruf: Die Zigeunerin! die Hexe! Wo ist sie? deutlich in die Ohren der Flüchtigen.

Das unglückliche Geschöpf bedeckte angstvoll ihr Gesicht mit beiden Händen, und der Unbekannte ruderte aus allen Kräften dem Ufer zu. Inzwischen dachte unser Philosoph über die Lage der Dinge nach. Er nahm die Ziege in seine Arme und entfernte sich sachte von Esmeralda, welche sich dicht an ihn gedrängt hatte als an den einzigen Zufluchtsort, der ihr übrig geblieben war.

Unser armer Peter Gringoire befand sich in keiner geringen Verlegenheit. Er bedachte, daß man, laut bestehenden Gesetzen, auch die Ziege henken würde, wenn man sie wieder ergriffe, und es wäre doch Jammerschade um die niedliche Djali! Welche der beiden Verurtheilten sollte er nun retten? Beide zugleich, schien ihm zuviel für seine Kräfte. Nach einem harten Kampfe entschloß er sich, die Ziege zu retten, und Esmeralda's Rettung dem Schwarzen zu überlassen.

Der Nachen stieß ans Land. Von der Altstadt herüber tönte immer noch das furchtbare unheilverkündende Geschrei. Der Unbekannte wollte die Aegypterin aus dem Nachen heben, sie stieß ihn zurück und hängte sich an Peter Gringoire's Aermel. Dieser entzog ihr seinen Arm, um die Ziege fester zu halten. Nun sprang sie allein ans Land. Sie war so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie that, noch wohin sie ging. So blieb sie einen Augenblick besinnungslos am Ufer stehen und blickte starr in die Wellen des Stroms. Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich allein mit dem Unbekannten. Peter Gringoire war mit seiner Ziege davon gelaufen.

Das arme Mädchen schauderte, sie wollte reden, schreien, Peter Gringoire rufen, aber ihre Zunge versagte ihr den Dienst und sie konnte keinen Laut über ihre Lippen bringen. Plötzlich fühlte sie die Hand des Unbekannten die ihrige berühren. Diese Hand war kalt wie Eis. Ihre Zähne klapperten, und sie wurde blasser als der Strahl des Mondes, der sie beleuchtete. Der Unbekannte sprach kein Wort. Er hielt sie an der Hand und ging mit eilenden Schritten dem Greveplatz zu. In diesem Augenblicke hatte sie ein unbestimmtes Gefühl, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entrinnen kann. Sie mußte dem folgen, der ihr Schrecken des Todes einflößte, sie hatte keine andere Wahl.

Sie blickte nach allen Seiten um sich. Kein lebendes Wesen war zu sehen. Sie hörte nur von ferne

das Geschrei in der Altstadt, von der sie nur durch einen Arm des Flusses getrennt war, und von der ihr Name, dem Tode geweiht, herüber tönte.

Der Unbekannte schleppte sie immer mit gleicher Schnelligkeit und gleich tiefem Schweigen nach sich. Sie erkannte keine der Straßen, durch welche sie ging. Als sie vor einem beleuchteten Fenster vorüberkam, nahm sie alle ihre Kraft zusammen und rief: Hülfe! Helft!

Ein Bürgersmann im blosen Hemde und die Lampe in der Hand, öffnete das Fenster, blickte auf die Straße, murmelte einige unverständliche Worte, und schloß es wieder. So war der letzte Funken der Hoffnung erloschen.

Der Schwarze blieb stumm wie das Grab, er hielt sie fest an der Hand und eilte mit starken Schritten vorwärts. Sie leistete keinen Widerstand mehr, sie folgte ihm, sie war willenlos. Von Zeit zu Zeit sammelte sie so viel Kraft, um ihn mit halb erstickter Stimme zu fragen: Wer bist du? Wer bist du? Er antwortete nicht.

So kamen sie auf einen ziemlich großen Platz. Sie erkannte bei dem schwachen Licht des Mondes den Greveplatz. Mitten auf demselben war der Galgen aufgerichtet.

Der Schwarze stand still, wendete sich gegen sie und schlug seine Kapuze zurück. Sie war versteinert und rief mit stammelnder Zunge: Oh! Ich wußte wohl, daß er es ist!

Es war der Priester. Er stand vor ihr wie ein Gespenst im bleichen Schein des Mondes.

Höre, sagte er, und sie zitterte beim Ton dieser unheilvollen Stimme, welche sie seit langer Zeit nicht gehört hatte. Höre! fuhr er fort. Hier stehen wir jetzt. Höre mich! Das ist der Greveplatz. Du stehst am Rand des Grabes. Das Schicksal waltet über uns beiden. In meiner Hand liegt dein Leben, in der deinigen meine ewige Seligkeit. Höre mich also! Nach dieser Nacht wird es nimmer Tag, und der Fleck Erde, auf dem du stehst, ist der Letzte, den dein Fuß betritt, Höre mich, und ich verbiete dir, ein Wort von deinem Phöbus zu sagen. Ich will diesen Namen nicht mehr hören. Wenn du ihn aussprichst, so wird er dir Tod und Verderben bringen. Ich bin furchtbar in meinem Zorn.

Wende dein Gesicht nicht von mir weg, fuhr er mit dumpfer Stimme fort. Höre mich, denn es handelt sich um Leben und Tod. Hier ist nicht zu spaßen. Was wollte ich doch sagen? Weißt du es nicht? Richtig, es fällt mir ein. Ein Parlamentsbeschluß überliefert dich wieder der Hand des Henkers. Ich habe dich den Händen deiner Verfolger entrissen, aber sie sind auf deinen Fersen. Blick auf!

Der Priester streckte seinen Arm gegen die Altstadt aus. Das Geräusch von dort näherte sich: der Thurm in dem Hause des Lieutenants, der dem Greveplatz gegenüber wohnt, füllte sich mit Lichtern; man sah am

entgegengesetzten Ufer Soldaten mit Fackeln herumlaufen und hörte sie rufen: „Die Zigeunerin! Wo ist die Zigeunerin? Sie muß sterben!“

Der Priester fuhr fort: Du siehst selbst, daß sie dich verfolgen, ich lüge nicht. Sie wollen deinen Tod, ich aber liebe dich. Oeffne den Mund nicht; sage mir nicht, daß du mich hassest; ich will es nicht hören. Ich habe dich gerettet. Ich kann dich ganz retten. Alles ist vorbereitet. Du darfst nur wollen. Sprich, und es ist geschehen. Er unterbrach sich heftig: Nein, das wollte ich nicht sagen.

Mit diesen Worten riß er sie zum Galgen, deutete mit dem Finger darauf und sagte kalt: Wähle zwischen uns beiden!

Sie entschlüpfte seinen Händen, sank vor dem Galgen nieder und umfaßte ihn mit beiden Armen, drehte dann ihr schönes Haupt um und betrachtete über die Schulter den Priester. Man hätte sie für die Jungfrau Maria am Fuße des Kreuzes halten können. Der Priester stand unbeweglich, den Finger zum Galgen erhoben, wie eine Bildsäule.

Endlich schrie die Aegypterin: Ich fürchte den Galgen weniger als dich.

Jetzt ließ er langsam den Arm sinken und richtete tiefbetrübt den Blick zur Erde. Wenn diese Steine reden könnten, murmelte er, so würden sie sagen, daß der unglücklichste Mensch von der Welt auf ihnen steht.

Er fuhr fort. Esmeralda vor dem Galgen knieend, mit wildfliegenden Haaren unterbrach ihn nicht. Sein Ton war jetzt sanft und klagend und bildete einen seltsamen Contrast mit seinen harten, gebietenden Gesichtszügen.

Ich, sagte er, ich liebe dich. In meinem Herzen brennt ein Feuer, das mich verzehrt. Tag und Nacht brennt es, Tag und Nacht, habe Mitleid! Keinen Augenblick Ruhe, Tag und Nacht, sage ich dir, Tag und Nacht liege ich auf der Folter. Weißt du, was ich leide? du weißt es nicht, du kannst es nicht fassen. Du siehst, daß ich sanft mit dir spreche. Fürchte mich nicht mehr, habe Mitleid mit mir, liebe mich. Willst du mich denn immer hassen? Ist es denn aus auf ewig! Dann werde ich wieder bös, grausam, furchtbar, mir selbst ein Abscheu. Du siehst mich gar nicht an! Du denkst vielleicht an etwas Anderes, während ich hier vor dir stehe, schaudernd auf der Grenzlinie der Ewigkeit von zwei Menschen, von uns beiden! Denke nicht an jenen Mann, dessen Namen ich nicht nennen mag! Er liebt dich nicht, er weiß nicht, was Liebe ist. Ich liebe dich, ich allein. Ich will zu deinen Knieen sinken, ich will den Staub unter deinen Füßen küssen, ich will weinen wie ein Kind, ich will mir das Herz aus dem Leibe reißen und dir zum Opfer bringen. Ist das Alles nicht genug? Bist du noch nicht zufrieden? du bist ja so mild und gut gegen alle Menschen. Willst du mich allein hassen? Unseliges Geschick!

Der Priester bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Das Mädchen hörte ihn weinen. Er weinte zum Erstenmal. So aufrecht stehend und schluchzend, erschien er noch unglücklicher und flehender, als wenn er auf den Knieen gelegen wäre. Er weinte so einige Zeit.

Fließt, ihr Thränen, fuhr er fort, ich finde keine Worte mehr. Ich wußte doch, was ich dir sagen wollte, jetzt überläuft mich ein Schauder, jetzt, wo ich dein Herz rühren soll. Die Welt versinkt unter meinen Füßen, habe Mitleid mit mir und mit dir! Dein Wort ist Tod und Verdamniß für uns beide. Wenn du wüßtest, wie ich dich liebe! Wenn du wüßtest, welch ein Herz in meinem Busen schlägt! Ich habe mich selbst, ich habe die Tugend aufgegeben, um deinetwillen! Ich bin kein Gelehrter, kein Edelmann, kein Priester mehr! Ich lebe nur für dich, du hast mich bezaubert. Ich verläugne Gott und die ewige Seligkeit, und will mit dir zur Hölle fahren! Verdammt will ich seyn mit dir! Ich habe dir Alles zum Opfer gebracht, Alles! Oh! es ist schrecklich, und geht über menschliche Kräfte!

Diese letzten Worte sprach er im Tone eines Wahnwitzigen aus. Er schwieg einen Augenblick, und schrie dann mit lauter verzweifelnder Stimme: Kain, wo ist dein Bruder Abel?

Er schwieg abermals und fuhr dann in herzzerreißenden Tönen fort: Oh, Herr mein Gott, ich habe ihn auferzogen, ich habe ihn ernährt, ich habe ihn geliebt, ich habe ihn vergöttert und habe ihn getödtet! Ja,

Herr mein Gott, vor meinen Augen hat man ihm das Haupt zerschmettert auf den Steinen deines Hauses; er ist gestorben für mich, für dieses Weib da, für uns beide....

Sein Auge schien erlöschen zu wollen, seine Stimme war gebrochen! er wiederholte noch einigemal, mechanisch und in langen Zwischenräumen: Für uns beide... Für uns beide....

Seine Zunge brachte keinen verständlichen Ton mehr hervor, obgleich seine Lippen sich noch immer bewegten. Plötzlich stürzte er in sich selbst zusammen, wie ein Gebäude, das einfällt, und blieb bewegungslos auf der Erde liegen.

Eine Berührung der Aegypterin, die ihren Fuß unter seinem Körper wegzog, brachte ihn wieder zu sich. Er fuhr langsam mit der Hand über seine hohlen Wangen und blickte einige Augenblicke mit dumpfem Hinbrüten seine benetzten Finger an. Wie, murmelte er, ich habe geweint, ich!

Jetzt wendete er sich wieder der Aegypterin zu und sagte mit unaussprechlicher Angst: Du hast mich weinen sehen, und es rührt dich nicht! Weißt du, daß diese Thränen glühende Lavaströme sind? Und du bleibst kalt? Du hassest mich, nichts bewegt dein Herz! Du würdest mich sterben sehen und lachen. Ich aber kann dich nicht sterben sehen. Ich will dich retten. Es kostet dich nur ein Wort, ein einziges Wort aus deinem Munde. Sage mir, nicht daß du mich liebst, sondern

nur, daß du durch mich gerettet seyn willst. Das genügt mir schon. Säume nicht, die Zeit eilt. Ich beschwöre dich bei Allem, was heilig ist. Sprich und zaudere nicht, ich könnte wieder hart werden wie Stein. Bedenke, daß ich dein und mein Schicksal in meiner Hand habe. Mache mich nicht wahnsinnig, es könnte schrecklich enden. Du bringst eine Seele zur Verzweiflung, und mein Schatten wird dich durch alle Ewigkeit verfolgen. Sprich nur ein einziges Wort!

Sie öffnete den Mund, um ihm zu antworten. Er stürzte vor ihr auf die Kniee nieder und hoffte ein Wort der Rührung aus ihrem Munde zu vernehmen. Sie sagte kalt: Du bist ein Meuchelmörder!

Der Priester nahm sie wüthend in seine Arme, laut und furchtbar auflachend: Ja, ich bin ein Meuchelmörder, und du mußt die Meinige werden! Du willst mich nicht zum Sklaven, du sollst mich zum Herrn haben. Ich weiß einen heimlichen Ort, wohin ich dich schleppen will. Du mußt mir folgen oder sterben. Dein Leben ist in meiner Hand, ich überliefere dich dem Galgen. Du mußt sterben oder mein seyn! Die Metze des Priesters, des Apostaten, des Meuchelmörders! Und das in dieser Nacht noch, hörst du! Lustig, Metze, küsse mich! Das Grab oder mein Bett!

Sein Auge glühte von Wuth und Wollust. Die Aegypterin sträubte sich in seinen Armen. Er bedeckte sie mit Küssen.

Beiße mich nicht, Ungeheuer! rief sie. Laß mich, stinkender Mönch, oder ich reiße dir die Haare aus deinem grauen Kopf!

Der Priester wurde roth und blaß, ließ sie los und betrachtete sie mit düsteren Blicken. Sie glaubte sich siegreich und fuhr triumphirend fort: Ich gehöre meinem Phöbus, Phöbus liebe ich, Phöbus ist schön! Du bist ein alter häßlicher Priester! Packe dich!

Der Priester stieß einen heftigen Schrei aus, wie ein Mensch, den man auf die Folter spannt. Dann sagte er zähneknirschend: So stirb denn!

Sie sah seinen furchtbaren Blick und wollte fliehen. Er faßte sie, warf sie zu Boden und zog sie auf dem Pflaster fort zum Rolandsthurm!

Als er unter der Oeffnung der Zelle war, welche die Klausnerin bewohnte, wandte er sich zu ihr: Zum Letztenmal, willst du mein seyn?

Sie erwiederte entschieden: Nein!

Jetzt schrie der Priester mit lauter Stimme: Gudula! Gudula! Hier ist die Zigeunerin, räche dich!

Esmeralda fühlte sich plötzlich am Arm gehalten. Sie blickte auf, ein langer entfleischter Arm hatte sich aus der Oeffnung in der Mauer gestreckt und hielt sie mit eiserner Faust fest.

Halte fest! sagte der Priester. Es ist die entlaufene Zigeunerin. Laß sie nicht los! Ich will die Wache holen, dann kannst du sie henken sehen.

Ein heiseres Lachen antwortete ihm aus dem Innern der Mauer! Ha, ha, ha! tönte es in die Ohren der erschrockenen Aegypterin. Sie sah den Priester der Liebfrauenbrücke zu laufen. Man hörte von dieser Seite einen Trupp Reiter.

Esmeralda fand sich in den Händen der bösen, gehässigen Klausnerin. Zitternd vor Angst, suchte sie sich loszuwinden. Vergebens, eine eiserne Hand hielt sie fest. Die magern, knochigen Finger der Klausnerin umfaßten ihren Arm wie eine Zange und drückten sich tief in das Fleisch ein. Erschöpft fiel sie gegen die Mauer, und Todesfurcht erfaßte sie. Sie dachte an die Schönheit des Lebens, an ihre Jugend, an den Anblick des Himmels und der Natur, an die Liebe, an Phöbus, an Alles, was vor ihren Blicken dahinschwand, und an Alles, was ihr jetzt drohte, an den Priester, der die Wache holte, an den Henker, der sich nahte, an den Galgen, der vor ihren Augen stand. Alle diese Schrecken durchzitterten ihre Glieder und sträubten das Haar auf ihrem Haupte empor. Sie hörte in ihren Ohren das heisere, unheilverkündende Lachen der Klausnerin: Ha, ha, ha! du wirst gehenkt.

Halbtodt wendete sie sich gegen die Oeffnung und erblickte hinter dem Gitter das abgemagerte Gesicht der Klausnerin. Was habe ich dir gethan? sagte sie mit sterbender Stimme.

Die Klausnerin antwortete nicht und murmelte im singenden Ton einer Wahnwitzigen: Tochter aus Aegyp-

tenland! Tochter aus Aegyptenland! Tochter aus Aegyptenland!

Das unglückliche Mädchen ließ den Kopf auf die Brust sinken und ergab sich in ihr Schicksal, denn sie fühlte, daß sie es mit keinem menschlichen Wesen zu thun hatte.

Plötzlich schrie die Klausnerin, als ob jetzt erst die Frage des Mädchens bis zu ihrem Gehirn gedrungen wäre: Was du mir gethan hast, fragst du? Was du mir gethan hast, Aegypterin? Höre! Ich hatte ein Kind, ich! siehst du! ein Kind hatte ich! ein Kind, sage ich dir! ein schönes kleines Kind! Oh, meine Agnes! fuhr sie fort und küßte Etwas in der Dunkelheit. Siehst du, ägyptisches Mädchen! Hörst du! Man hat mir mein Kind genommen, man hat mir mein Kind gestohlen, man hat mir mein Kind gefressen! Das hast du mir gethan.

Die Aegypterin, wie ein Lamm in den Krallen des Wolfs, erwiederte: Ach! ich war damals vielleicht noch nicht geboren!

Doch! doch! du warst geboren, du warst bei dieser Bande. Sie wäre von deinem Alter. Also! Es sind jetzt fünfzehn Jahre, daß ich hier bin, hörst du! Fünfzehn Jahre bete ich zu Gott, fünfzehn Jahre kreuzige ich mein Fleisch, fünfzehn Jahre leide ich Pein. Hörst du, Zigeuerin, fünfzehn Jahre! Es sind Zigeunerinnen, sage ich dir, die mir mein Kind gestohlen haben. Hörst du? Und haben es mit ihren Zähnen gefressen.

Hast du ein Herz im Leibe? Weißt du, wie ein kleines Kind ist, wie es spielt, wie es an der Mutter Brust trinkt, wie es schläft? Es ist so unschuldig! Hörst du! das, das hat man mir genommen, gestohlen, umgebracht, gefressen! Der liebe Gott im Himmel weiß es! Heute kommt die Reihe an dich, ich will die Aegypterin fressen. Wäre dieses Eisengitter nicht, ich würde dich mit meinen Zähnen zerfleischen. Das arme kleine Kind! Während es schlief, haben sie es genommen. Es ist aufgewacht und hat geschrieen, aber seine Mutter war nicht da. Ah! ihr Zigeunerinnen, ihr habt mein Kind gefressen! Heute frißt man das Eurige.

Sie stieß ein heiseres Gelächter aus und grinste mit den Zähnen. Der Tag fing an zu grauen. Der Galgen erschien immer deutlicher in der Mitte des Platzes. Von der andern Seite des Flusses hörte man Pferdegetrappel, das sich näherte.

Habe Mitleid, flehte das Mädchen mit gefalteten Händen, habe Mitleid! Sie kommen. Ich habe dir ja nichts gethan. Soll ich so furchtbar unter deinen Augen sterben? Das ist doch zu schrecklich. Habe Mitleid! Laß mich los! Gnade! Ich will nicht so sterben!

Gib mir mein Kind wieder! sagte die Klausnerin.

Gnade! Gnade!

Gib mir mein Kind wieder!

Laß mich los, um Gottes Barmherzigkeit willen! Gib mir mein Kind wieder!

Die Aegypterin sank erschöpft in die Kniee, ihr Blick war gebrochen, als ob sie schon im Grabe läge. Ach! stammelte sie, du suchst dein Kind, und ich suche meine Eltern.

Gib mir meine kleine Agnes wieder! Du weißt nicht, wo sie ist? Dann mußt du sterben! Ich will dir sagen, ich war eine Hure, ich hatte ein Kind, man hat mir mein Kind genommen. Die Zigeunerinnen haben es genommen. Du siehst also wohl, daß du sterben mußt. Wann deine Mutter, die Zigeunerin, kommt und dich von mir fordert, so werde ich zu ihr sagen: Sieh hin, dort hängt sie am Galgen! Oder willst du mir lieber mein Kind wieder geben? Weißt du, wo mein kleines Kind ist? Es war sehr klein. Ich will dir zeigen, wie klein es war. Hier ist ein Schuh, ein kleiner niedlicher Schuh, das ist Alles, was mir von ihm übrig blieb. Weißt du, wo der gleiche Schuh ist? Wenn du es weißt, so sage mirs, und ich will auf meinen Knieen dahin rutschen, wäre es auch am Ende der Welt.

Mit diesen Worten zeigte sie durch das Gitter der Aegypterin den kleinen gestickten Schuh. Es war schon hell genug, daß man dessen Form und Farbe unterterscheiden konnte.

Zeige mir diesen Schuh! sagte Esmeralda mit zitternder Stimme. Gott! Gott!

Zugleich öffnete sie mit der Hand, die noch frei war, das kleine Säckchen, das sie am Halse trug.

Oeffne dein Zaubersäckchen, du Hexentochter! murmelte die Klausnerin.

Plötzlich zitterte sie an allen Gliedern und schrie mit einer Stimme, die tief aus ihrem Innern kam: Meine Tochter!

Die Aegypterin hatte aus ihrem Säckchen einen kleinen Schuh gezogen, der dem anderen ganz gleich war. Auf diesem kleinen Schuh, war ein Zettel befestigt, auf dem die Worte standen:

Find'st den Schuh, den du gesucht,
Liegst an deiner Mutterbrust!

Mit Blitzesschnelle hatte die Klausnerin die beiden Schuhe mit einander verglichen und die Schrift gelesen; dann drückte sie ihr Gesicht, das von himmlischer Freude strahlte, dicht an das Gitter und rief: Meine Tochter! Meine Tochter!

Meine Mutter! erwiederte Esmeralda.

Beider Entzücken vermag keine Feder zu schildern. Die Mauer und das Gitter war zwischen ihnen.

Oh! die Mauer! schrie die Klausnerin! Oh! mein Kind sehen und nicht umarmen können! Deine Hand! deine Hand!

Esmeralda reichte ihr die Hand durch das Gitter, die Klausnerin warf sich auf ihre Hand, preßte ihre Lippe fest darauf, hauchte ihre ganze Seele in diesen

einzigen Kuß und gab kein anderes Lebenszeichen von sich, als einen Seufzer, der von Zeit zu Zeit ihre Weichen in die Höhe hob. Ein Strom von Thränen entfloß ihren Augen, sie weinte in der Stille, im nächtlichen Schatten ihrer Klause, sie goß ihre Thränen über diese angebetete Hand aus, die seit fünfzehn Jahren in ihrer finsteren Zelle so oft einsam und verlassen geflossen waren.

Plötzlich stand sie auf, strich ihre langen grauen Haare über die Stirne zurück und faßte mit beiden Fäusten an das Gitter, grimmiger als eine Löwin, der man ihre Jungen geraubt hat. Die Gitterstangen hielten fest. Jetzt holte sie in einem Winkel ihrer Zelle einen großen Stein, der ihr zum Kopfkissen diente, und warf ihn mit solcher Gewalt gegen eine der Gitterstangen, daß sie brach. Ein zweiter Wurf zerschmetterte vollends das Gitter. Jetzt riß sie es vollends mit ihren beiden Händen ein. Es gibt Augenblicke, wo die Arme eines Weibes übermenschliche Kraft haben.

Nachdem der Zugang geöffnet war, und das geschah in weniger als einer Minute, faßte sie ihre Tochter um den Leib und zog sie in die Zelle. Komm! Ich will dich aus dem Abgrund ziehen, murmelte sie. Nachdem das Mädchen in der Zelle war, legte sie sie sanft auf den Boden nieder, nahm sie wieder auf und trug sie auf ihren Armen, als ob es noch immer ein kleines Kind wäre, ging in ihrem engen Behälter auf und ab, freudetrunken, strahlend, schreiend, singend,

ihre Tochter küssend, mit ihr plaudernd, laut lachend, in Thränen zerfließend, Alles zumal und mit Uebermaaß.

Meine Tochter! Meine Tochter! rief sie. Ich habe meine Tochter, da ist sie. Der liebe Gott hat sie mir wieder geschenkt. Kommt, kommt Alle herbei! Will Niemand meine Tochter sehen? Ich habe sie wieder. Heiliger Christ, wie schön sie ist! du hast mich 15 Jahre warten lassen, lieber Herrgott, um sie mir so schön wieder zu geben. Die Zigeunerinnen haben sie nicht gefressen, es war gelogen. Mein Kind, mein kleines Kind! Küsse mich doch! Ach, die guten Zigeunerinen, wie ich sie liebe! Bist du es denn auch? Darum also wendete sich mir das Herz im Leibe um, so oft ich dich vorübergehen sah! Ich habe es für Haß gehalten. Verzeihe mir, mein Kind Agnes! verzeihe mir. Du mußtest mich für recht bös halten, und ich liebe dich doch so sehr. Dein kleines Muttermal am Halse, hast du es immer noch? Laß sehen! Sie hat es immer noch. Wie bist du doch so schön! diese großen schwarzen Augen hast du von mir, Jüngferchen. Bedanke dich und küsse mich. Was liegt mir daran, daß andere Mütter Kinder haben! Jetzt lache ich sie aus. Sie sollen kommen und mein Kind sehen. Da ist sein Hals, seine Augen, seine Haare, seine Hand. — Zeigt mir auch einmal etwas so Schönes an Euern Kindern! Oh! Ich stehe euch dafür, sie wird Liebhaber bekommen, wie Sand am Meere! Ich habe 15 Jahre geweint. Ich bin alt und häßlich

geworden, aber sie ist desto schöner. Küsse mich, mein Kind!

Die arme, freudetrunkene Mutter sagte ihr noch hundert ähnliche Dinge, küßte ihr die Hand, den Fuß, die Stirne, die Augen. Das Mädchen ließ sie machen und wiederholte nur von Zeit zu Zeit mit leiser, unendlich sanfter Stimme: Meine Mutter!

Siehst du, mein kleines Kind, fuhr die Klausnerin fort, während sie ihre Tochter mit Küssen bedeckte, siehst du, ich will dich recht lieb haben. Wir gehen fort von hier. Wir werden sehr glücklich seyn. Ich habe etwas geerbt zu Rheims, in unserer Heimath. Du weißt ja Rheims? Nein, du weißt es nicht, du warst noch zu klein. Wenn du wüßtest, wie niedlich du warst vier Monate alt! Es kamen Leute aus Epernay, sieben Stunden weit, bloß um deine kleinen Füße zu sehen. Wir werden zu Rheims ein Haus haben und ein Stück Feld. Ich werde dich in mein eigenes Bett legen. Mein Gott! Mein Gott! Wer hätte das gedacht. Ich habe mein Kind wieder!

Oh, meine Mutter! sagte das Mädchen, das endlich die Kraft fand, seinen Gefühlen Worte zu geben, die Aegypterin hat es mir vorhergesagt. Es war eine alte Aegypterin bei uns, die im vergangenen Jahr gestorben ist, und die immer Sorge für mich trug, wie eine Amme. Die hat mir dieses Säckchen um den Hals geknüpft. Sie sagte immer zu mir: Kind nimm dieses Kleinod wohl in Acht. Es ist ein Schatz, durch

den du eines Tags deine Mutter wieder finden wirst. Du trägst deine Mutter am Halse. Das hat mir die Aegypterin vorausgesagt.

Die Klausnerin nahm ihre Tochter aufs Neue in die Arme: Komm, laß dich küssen! du erzählst so artig. Wenn wir wieder daheim sind, zu Rheims, wollen wir ein Jesuskind in der Kirche mit deinen Schuhen bekleiden. Wir sind das unserer lieben Frau schuldig. Mein Gott, was hast du für eine schöne Stimme! Sie klang eben wie Musik in meinen Ohren. Ach, du lieber Herr und Heiland! Ich habe mein Kind wieder gefunden! Ist es denn möglich? Ist es denn zu glauben? Man stirbt an nichts, sonst wäre ich vor Freude gestorben.

Die Klausnerin lachte, klopfte in die Hände und rief: Wie werden wir so glücklich seyn!

In diesem Augenblicke hörte man in der Zelle Waffengeräusch und das Galoppiren einer Abtheilung Reiter, die von der Brücke der Liebfrauenkirche zu kommen schien. Das ägyptische Mädchen warf sich angstvoll in die Arme der Klausnerin.

Rette mich, Mutter! Rette mich! Sie kommen.

Die Klausnerin wurde blaß wie der Tod.

O Himmel! Was sagst du da? Ich hatte es ganz vergessen! Man verfolgt dich! Was hast du denn gethan.

Ich weiß es nicht, antwortete das unglückliche Kind aber ich bin zum Tode verurtheilt.

Sterben! sagte die Klausnerin wie vom Blitze

getroffen. Sterben! wiederholte sie langsam und heftete das starre Auge auf ihre Tochter.

Ja, liebe Mutter, fuhr das Mädchen trostlos fort, sie wollen mich tödten. Sie kommen, mich zu holen. Dieser Galgen steht für mich da. Rette mich! Rette mich! Sie kommen!

Die Klausnerin blieb einige Augenblicke unbeweglich, wie versteinert; dann schüttelte sie ungläubig den Kopf, stieß ein furchtbares, wahnwitziges Gelächter aus und rief: Ho! Ho! Das kann nicht seyn! Das träumt dir nur. Ho! Ho! ich sollte sie verloren haben, das sollte 15 Jahre dauern, und sollte sie wieder finden, und nur für eine Minute! Und man wollte sie mir wieder nehmen! Und jetzt, wo sie groß und schön ist, und mit mir spricht und mich lieb hat, jetzt wollten sie kommen und sie fressen, unter meinen Augen, die ich ihre Mutter bin! Ho! Ho! Diese Dinge da sind nicht möglich. Das erlaubt der liebe Gott nicht.

Jetzt schienen die Reiter Halt zu machen, und man hörte eine Stimme in der Ferne sagen: Hieher: Herr Tristan! Der Priester sagte, daß wir sie am Rattenloche finden würden.

Die Reiter setzen sich wieder in Marsch, und das Geräusch, das ihre Waffen und Pferde machten, drang in die enge Klause. Die Klausnerin sprang mit einem Schrei der Verzweiflung in die Höhe: Rette dich, rette dich, mein Kind! Jetzt fällt mir alles wieder ein,

du hast Recht. Du sollst sterben! Verflucht seyen die Mörder! Rette dich!

Mit diesen Worten blickte sie durch die Oeffnung und zog schnell den Kopf wieder zurück. Bleibe, sagte sie mit leiser Grabesstimme und faßte krampfhaft die Hand der Aegypterin, die mehr todt als lebendig war. Bleibe! Gebe keinen Hauch von dir! Es sind überall Soldaten. Sie würden dich sehen, wenn du fortgehst; es ist schon zu hell.

Die Augen der Klausnerin waren trocken und brennend. Sie sprach nicht, ging mit großen Schritten in der Zelle auf und ab, blieb von Zeit zu Zeit stehen und riß sich mit beiden Händen ihre grauen Haare aus.

Plötzlich sagte sie: Sie kommen! Ich will mit ihnen reden. Verstecke dich in diesem Winkel, sie werden dich nicht sehen. Ich will ihnen sagen, daß du entkommen seyst, daß ich dich nicht habe halten können. Das will ich ihnen sagen!

Sie ließ ihre Tochter in einem Winkel der Zelle niederliegen, worin man sie von außen nicht sah. Sie legte sie so, daß weder Hand noch Fuß aus dem Schatten traten, wickelte ihre schwarzen Haare los, um damit ihr weißes Kleid zu bedecken, stellte ihren Wasserkrug und den Stein, der ihr zum Kopfkissen diente, vor sie hin, in der Meinung, daß sie dadurch verborgen seyn würde. Nachdem Alles dies geschehen war, schien sie ruhig, kniete nieder und betete. Der Tag, kaum angebrochen, warf noch wenig Licht in die dunkle Zelle.

In diesem Augenblicke ließ sich ganz nahe an der Klause die teuflische Stimme des Priesters hören: Hieher, Hauptmann Phöbus de Chateaupers!

Als Esmeralda in ihrem Winkel diese Stimme und diesen Namen hörte, machte sie eine Bewegung. Rühre dich nicht! sagte die Klausnerin.

Kaum hatte sie dies gesprochen, so erhob sich großer Tumult vor der Zelle, und viele Reiter mit bloßem Schwert hielten vor der Oeffnung. Die Klausnerin stand geschwind auf und trat an das Gitter, damit man nicht herein sehen könne. Sie sah auf dem Greveplatz eine starke Abtheilung Reiterei aufmarschirt. Der Anführer derselben stieg ab und trat an die Oeffnung der Zelle. Alte, sagte er, wir suchen eine Hexe um sie zu henken. Man hat uns gesagt, daß du sie festhaltest.

Die arme Mutter gab sich ein so gleichgültiges Ansehen, als ihr möglich war, und erwiederte: Ich verstehe nicht recht, was Ihr sagen wollt.

Zum Teufel! Was hat uns denn da dieser verdammte Pfaffe für ein Lied gesungen! Wo ist er?

Gnädiger Herr, antwortete ein Soldat, er ist verschwunden.

Nun, Alte, fuhr der Anführer fort, belüge mich nicht. Man hat dir eine Hexe zu halten gegeben. Wo ist sie hingekommen?

Die Klausnerin wollte nicht Alles läugnen, um keinen Verdacht zu erwecken, und versetzte in verdrüßlichem

Tone, aber mit der Miene der Aufrichtigkeit: Wenn ihr von einem jungen großen Mädchen redet, das man mir eben in die Hände geliefert hat, so will ich euch sagen, daß ich sie loslassen mußte, weil sie mit den Zähnen um sich gebissen hat, wie eine wilde Katze. Jetzt laßt mich zufrieden!

Der Anführer der Reiter machte ein verlegenes Gesicht: Belüge mich nicht, du altes Gespenst! Ich heiße Tristan und bin der Gevatter des Königs. Tristan, hörst du?

Mit diesen Worten blickte er auf dem Greveplatz umher und fügte hinzu: Tristan, das ist ein Name, der hier sein Echo hat.

Ihr seyd Tristan, erwiederte die Klausnerin, die neue Hoffnung schöpfte, und wenn ihr Satan selbst wäret, so hätte ich euch nichts anderes zu sagen, und glaubt nicht, daß ich euch fürchte.

Das ist eine alte Vettel, die Haar auf den Zähnen hat! sagte Tristan lachend. Und nach welcher Seite hat sich denn die Hexe geflüchtet? Die Klausnerin erwiederte in einem gleichgültigen Tone: Gegen der Straße Mouton, glaube ich.

Tristan wendete den Kopf und gab seiner Abtheilung ein Zeichen, sich zum Abmarsch bereit zu machen. Die Klausnerin athmete leichter.

Gnädiger Herr, sagte plötzlich ein Bogenschütze, fragt doch die alte Betschwester, warum das Gitter ihrer Zelle so auseinandergerissen ist?

Diese Frage erfüllte das Herz der unglücklichen Mutter mit neuer Angst. Sie verlor jedoch nicht alle Geistesgegenwart und stotterte: Es ist immer so gewesen.

Bah! versetzte der Bogenschütze, noch gestern hat das Gitter ein schönes schwarzes Kreuz bebildet, das zur Frömmigkeit aufforderte.

Tristan warf einen Seitenblick auf die Klausnerin und sagte: Ich glaube, die alte Gevatterin hat kein gutes Gewissen.

Die Unglückliche fühlte, daß Alles von ihrer festen Haltung abhänge, und, den Tod im Herzen, fing sie an zu zanken. Mütter haben solche Kraft! — Bah! sagte sie, dieser Mensch ist betrunken. Es ist schon mehr als ein Jahr, daß das Hintertheil eines Steinwagens mein Gitter eingerissen hat. Und ich habe damals den Fuhrmann tüchtig gezankt.

Das ist wahr, bezeugte ein anderer Bogenschütze, ich war dabei. —

Es gibt überall Leute, die Alles mit eigenen Augen gesehen haben wollen. Dieses unerwartete Zeugniß des Bogeschützen gab der Klausnerin frische Hoffnung, aber sie war einmal zu einem fortwährenden Wechsel zwischen Furcht und Hoffnung verdammt.

Wenn das durch einen Wagen geschehen ist, entgegnete der erste Bogenschütze, so müßten die Gitter nach innen gebogen seyn, statt daß sie es nach außen sind.

He! He! sagte Tristan, du hast die Nase eines Großinquisitors. Antworte darauf, Alte.

Mein Gott! rief sie, von Angst erfüllt und unwillkürlich schluchzend, ich schwöre Euch, gnädiger Herr, daß ein Wagen dieses Gitter eingestoßen hat. Ihr hört ja selbst, daß dieser Soldat dabei war. Und dann was hat das mit eurer Zigeunerin zu schaffen?

Hm! brummte Tristan.

Der Bruch des Eisens ist ja ganz frisch, das sieht ein Blinder! sagte der Soldat, der sich durch das Lob des Prevot geschmeichelt fühlte.

Tristan schüttelte den Kopf. Die Klausnerin erbleichte.

Wie lange her ist es, sagtet ihr, daß dieser Wagen das Gitter eingestoßen hat? fragte der Provet.

Ein Monat, vierzehn Tage vielleicht, gnädiger Herr! Ich weiß nimmer.

Sie hat ja eben erst gesagt, daß es über ein Jahr sey, bemerkte der Bogenschütze.

Das hinkt! sagte Tristan.

Gnädiger Herr, rief die Klausnerin aus der Oeffnung ihrer Zelle, vor der sie stehen blieb, damit man nicht hineinsehen könne, gnädiger Herr, ich schwöre Euch, daß ein Wagen dieses Gitter eingestoßen hat. Ich schwöre es Euch bei den heiligen Engeln des Paradieses. Wenn es nicht so ist, so will ich Gott nicht angehören und ewig verdammt seyn!

Du zeigst viele Heftigkeit bei diesem Schwur! sagte Tristan mit seiner Inquisitorsmiene.

Das arme Weib verlor je mehr und mehr ihre feste Haltung. Sie sah mit Schrecken ein, daß sie sich hier auf eine Art ereifert hatte, die ihrer Sache nicht zu statten kam.

Jetzt kam ein anderer Soldat und schrie: Gnädiger Herr, die Alte hat gelogen. Die Hexe ist nicht durch die Straße Mouton entkommen. Die Straße ist die ganze Nacht durch die Kette gesperrt geblieben, und der Wächter hat Niemand vorübergehen sehen.

Tristan, dessen Gesicht immer finsterer wurde, sagte mit strenger Miene zu der Klausnerin: Was hast du hierauf zu antworten?

Sie versuchte, diesem neuen Sturme die Spitze zu bieten: Was soll ich antworten, gnädiger Herr, der Mensch kann sich irren. Ich glaube, daß sie sich über den Fluß gerettet hat.

Das ist ja gerade die entgegengesetzte Seite, wendete der Prevot ein, und sie wird schwerlich sich in die Altstadt geflüchtet haben, wo man sie suchte und verfolgte. Du lügst, Alte!

Und dann, fügte der erste Bogenschütze hinzu, ist ja weder auf dieser, noch auf der anderen Seite des Flusses ein Nachen.

Sie kann ja über das Wasser geschwommen seyn, entgegnete die Klausnerin, die nur Schritt vor Schritt wich.

Können denn die Weiber schwimmen? fragte der Soldat.

Beim Satan, Alte! du lügst! du lügst! fiel Tristan zornig ein.

Ich habe gute Lust, die Hexe laufen zu lassen und dich zu packen. Eine Viertelstunde auf der Folter wird dir vielleicht die Wahrheit aus dem Rachen ziehen. Mache dich fertig!

Die Klausnerin griff gierig diese Worte auf: Wie Ihr wollt, gnädiger Herr! Spannt mich auf die Folter Ich bin es wohl zufrieden. Führt mich fort! Gleich, auf der Stelle!

Während ich auf der Folter liege, dachte die Mutter, kann sich meine Tochter retten.

Beim Himmel! sagte der Prevot, die sehnt sich ja ordentlich nach der Folter! Sie muß eine Närrin seyn.

Ein alter Sergeant der Nachtwache trat vor und sagte zum Prevot: So ist es, gnädiger Herr! Das Weib ist närrisch, und wenn sie die Zigeunerin losgelassen hat, so ist es nicht ihre Schuld, denn sie liebt die Aegypter nicht. Ich bin schon fünfzehn Jahre bei der Runde, und höre sie jeden Abend die Zigeunerinnen mit tausend Flüchen verwünschen. Wenn diejenige, welche wir verfolgen, die kleine Tänzerin mit der Ziege ist, wie ich glaube, so weiß ich, daß sie diese am meisten haßt.

Die Klausnerin nahm alle ihre Kraft zusammen und wiederholte: Diese am meisten.

Das einstimmige Zeugniß der Leute von der Nachtwache bestätigte dem Prevot die Wahrheit dessen, was der alte Sergeant gesagt hatte. Tristan, der nichts weiter aus ihr herauszubringen hoffte, kehrte ihr den Rücken, und sie sah ihn mit unaussprechlicher Angst seinem Pferde zugehen.

Aufgesessen! murmelte er zwischen den Zähnen, ich will nicht ruhen, bis diese Zigeunerin gehenkt ist.

Er zauderte inzwischen noch einige Zeit, ehe er zu Pferd stieg. Die Klausnerin schwebte zwischen Leben und Tod, als sie ihn auf dem Platze umher wie einen Jagdhund herumschnuppern sah, der die Nähe des Wildes riecht und sich nicht entfernen will. Endlich schüttelte er den Kopf und sprang in den Sattel. Das gepreßte Herz der Klausnerin erweiterte sich, sie warf einen Blick auf ihre Tochter, welche sie bisher nicht anzusehen gewagt hatte, und sagte leise: Gerettet!

Das arme Mädchen war diese ganze Zeit über in seinem Winkel geblieben, ohne sich zu rühren, ohne einen Hauch von sich zu geben. Der Tod stand vor ihrer Thüre. Sie hatte den ganzen Auftritt zwischen der Klausnerin und Tristan mit angehört und jede Angst ihrer Mutter war ihr wie ein Pfeil in das eigene Herz gedrungen. Sie hatte mitempfunden, wie nach und nach das Seil brach, das sie über dem Abgrund schwebend erhielt; sie hatte jede Minute geglaubt, daß es jetzt brechen und sie in den Schlund begraben

werde. Endlich athmete sie freier und fühlte wieder festen Fuß auf der Erde.

In diesem Augenblicke hörte sie eine Stimme sagen: „Donnerwetter, Herr Prevot! Ich bin ein Soldat, und es ist nicht meine Sache, Hexen zu henken. Das Lumpenpack ist zusammengehauen, das Andere könnt Ihr allein ausrichten. Ich gehe zu meiner Compagnie, die ihren Anführer braucht."

Diese Stimme gehörte Phöbus de Chateaupers an. Die Aegypterin hörte sie mit unaussprechlicher Wonne, er war also da, ihr Freund, ihr Beschützer, ihr Asyl, ihr Phöbus! Sie sprang auf und ehe ihre Mutter es hindern konnte, stand sie am Gitter und schrie: Phöbus! Hieher, mein Phöbus!

Phöbus war nimmer da. Er war eben im Galopp um die Straßenecke verschwunden. Tristan aber war noch nicht fortgeritten.

Die Klausnerin stürzte sich heulend auf ihre Tochter und zog sie so gewaltsam zurück, daß ihre Nägel in ihr Fleisch drangen. Sie war wie eine wüthende Tigerin. Allein zu spät, Tristan hatte sie schon gesehen.

He! He! rief er mit höllischem Lachen, zwei Mäuse in einer Falle!

Ich merkte es doch; sagte der Soldat.

Tristan klopfte ihm auf die Schulter: Du bist eine gute Katze! Wo ist Henriet Cousin?

Ein Mann, der weder das Gesicht noch die Kleidung eines Soldaten hatte, trat aus den Reihen. Er

trug einen Bündel Stricke in seiner plumpen Faust. Dieser Mensch war immer bei Tristan, und Tristan immer bei dem König Ludwig.

Freund, sagte Tristan, das ist ohne Zweifel die Hexe, die wir suchen. Henke sie fein ordentlich! Hast du deine Leiter bei dir?

Es ist eine da unten, gleich unter dem Schoppen, antwortete der Mensch. Soll die Sache an diesem Galgen verrichtet werden?

Ja!

Ho! fuhr er mit einem bestialischen Gelächter fort, dann haben wir keinen weiten Weg zu machen.

Spute dich, du kannst nachher lachen! sagte Tristan.

Seit Tristan ihre Tochter gesehen hatte und alle Hoffnung verschwunden war, hatte die Klausnerin noch kein Wort gesprochen. Sie hatte das arme Mädchen halbtodt in den Winkel der Zelle gelegt und war an das Gitter getreten. Ihre beiden Hände waren links und rechts um die Stäbe geklammert, wie Klauen. In dieser Stellung betrachtete sie furchtlos die Soldaten rund umher. Ihr Blick hatte einen furchtbaren Ausdruck ingrimmigen Wahnsinns. Als Henriet Cousin sich der Zelle näherte, warf sie einen so entsetzlichen Blick auf ihn, daß er zurückbebte.

Gnädiger Herr, sagte er zum Prevot, welche von beiden soll gehenkt werden?

Die Junge.

Desto besser, denn die Alte scheint mir nicht sehr zugänglich.

Arme kleine Tänzerin mit der weißen Ziege! sagte der alte Sergeant der Nachtwache.

Henriet Cousin näherte sich der Oeffnung. Sein Auge konnte den furchtbar glühenden Blick der Mutter nicht ertragen. Er schlug es zu Boden und sagte mit ungewohnter Schüchternheit: Madame....

Sie unterbrach ihn mit tiefer, vor innerer Wuth zitternder Stimme. Was willst du?

Nicht Euch, sondern die Andere.

Welche Andere?

Die Junge!

Sie schüttelte den Kopf und schrie: Es ist Niemand hier! Es ist Niemand hier! Es ist Niemand hier!

Doch, erwiederte der Henker, Ihr wißt es wohl. Laßt mich die Junge nehmen. Ich will ja Euch kein Leids anthun.

Ah! Du willst mir kein Leid anthun, mir! wiederholte sie mit bitterem Lachen.

Laßt mir die Andere, liebe Frau! Der Herr Prevot will es so haben.

Sie wiederholte im Tone des Wahnwitzes: Es ist Niemand da! Es ist Niemand da! Es ist Niemand da!

Doch! versetzte der Henker. Wir haben alle gesehen, daß ihr zu zwei waret.

So sehe selbst nach! Stecke deinen Kopf durch die

Oeffnung! sagte die Wahnsinnige mit herausforderndem Trotz.

Der Henker warf einen Blick auf sie und wagte nicht näher zu treten.

Spute dich! schrie ihm Tristan zu, der seine Reiter im Halbzirkel um das Rattenloch aufgestellt hatte und zu Pferd in der Nähe des Galgeu hielt.

Der Henker trat zu ihm; er war ganz verstört und hatte seinen Strick auf den Boden gelegt. Gnädiger Herr, fragte er, wie soll ich hineinkommen?

Durch die Thüre.

Es ist keine da.

Durch das Fenster.

Es ist zu enge.

Mach es weiter, erwiederte Tristan zornig. Gibt es keine Hämmer mehr in der Welt?

Die arme Mutter stand immer auf der Wache unter ihrer Höhle und hütete den Eingang. Sie hoffte nichts mehr, sie wußte nicht, was sie wollte, aber sie wollte sich ihre Tochter nicht nehmen lassen, das allein wußte sie.

Der Henker ließ die Leiter an den Galgen setzen. Tristan trat mit fünf oder sechs Mann von der Prevotalwache, die Steinhauer-Werkzeuge in der Hand führten, an die Oeffnung der Zelle.

Alte, sagte er mit strengem Tone liefere uns dieses Mädchen gutwillig aus.

Sie betrachtete ihn wie Jemand, der nicht versteht

Alle Teufel! fuhr Tristan fort, warum willst du denn hindern, daß diese Hexe gehenkt werde, wie es des Königs Wille ist?

Die Unglückliche schlug ein wildes Gelächter auf: Warum? Weil sie meine Tochter ist.

Der Ton, mit dem sie dieses Wort aussprach, war so entsetzlich, daß er selbst den Prevot und den Henker schaudern machte.

Es thut mir leid, erwiederte Tristan, aber so lautet des Königs Wille.

Sie lachte abermals wild auf: Was geht mich dein König an? Ich sage dir ja, daß es meine Tochter ist!

Brecht die Mauer durch, sagte Tristan.

Um dies zu bewerkstelligen, durfte man nur die Steine unterhalb der Oeffnung abheben. Als die Klausnerin den Schlag der Hämmer hörte, die ihre Festung untergraben sollten, stieß sie einen furchtbaren Schrei aus. Dann wendete sie sich mit erstaunlicher Schnelligkeit in ihrer Zelle hin und her, wie ein wildes Thier in seinem Käfig. Sie sprach nichts, aber ihre Augen schossen Blitze aus. Die Soldaten betrachteten sie mit einem Schauder, der durch Mark und Bein drang.

Plötzlich nahm sie ihren großen Stein, lachte laut, hob ihn mit beiden Fäusten in die Höhe, und warf ihn auf die Arbeiter. Der mit zitternder Hand geworfene Stein traf Niemand und blieb unter den Füßen von Tristans Pferd liegen. Sie grinste mit den Zähnen.

Inzwischen war es vollkommen Tag geworden, obwohl man die Sonne noch nicht am Himmel erblickte. Einige Fenster der umliegenden Häuser öffneten sich, Marktleute mit ihren Eseln zogen über den Platz, blieben einen Augenblick vor diesem Soldatenhaufen, der sich um das Rattenloch versammelt hatte, erstaunt stehen und gingen dann weiter.

Die Klausnerin halte sich neben ihre Tochter gesetzt, deckte sie mit ihrem Körper, sah sie starr an und hörte, wie das arme Kind von Zeit zu Zeit aus tiefer Brust seufzte: Phöbus! Phöbus!

Je mehr die Zerstörung der Arbeiter vorzurücken schien, um so näher drängte sich die Mutter an ihre Tochter. Plötzlich sah sie einen Stein stürzen und vernahm Tristans Stimme, der die Arbeiter ermunterte. Jetzt erwachte sie aus ihrer Betäubung und schrie mit einer Stimme, die bald wie ein schneidendes Werkzeug, das Ohr zerriß, bald stotterte, als ob alle Verwünschungen sich auf ihren Lippen drängten, um zumal loszubrechen: Ho! Ho! Ho! Das ist doch entsetzlich! Ihr Räuber, die ihr seyd! Wollt ihr mir denn wirklich meine Tochter nehmen? Ich sage euch ja, daß es meine Tochter ist! Oh, die feigen Henker! Oh, die elenden Meuchelmörder! Zu Hülfe! Zu Hülfe! Es brennt! So lasse ich mir mein Kind nicht nehmen! Wer ist denn der, den man unsern Herrgott nennt!

Jetzt wendete sie sich an Tristan, schäumend, mit stierem Blick auf allen Vieren liegend wie ein Panther:

Komm einmal und nehme mir mein Kind! Verstehst du denn nicht, daß dieses Weib hier dir sagt, daß dieses Mädchen ihre Tochter sey? Weißt du, was das ist, ein Kind zu haben? Sprich, Wehrwolf! Hast du nie einen kleinen Wolf gehabt, und wann deine Jungen heulen, kehrt dir das nicht das Herz im Leibe um?

Laßt den Stein nieder, er hält nimmer! sagte Tristan.

Die Hebebäume hoben die schwere Masse. Der letzte Wall der Mutter war gebrochen. Sie warf sich darauf, wollte den Stein zurückhalten, zerkratzte ihn mit ihren Nägeln, allein die gewichtige Masse, von sechs Männern in Bewegung gesetzt, entwischte ihr und rutschte sachte an den eisernen Hebebäumen hinab auf den Boden.

Jetzt, da die Zelle zugänglich war, warf sich die Mutter quer vor den Eingang, verrammelte die Bresche mit ihrem Körper, rang die Hände, stieß den Kopf auf den harten Stein, und schrie mit einer von Anstrengung erschöpften, kaum hörbaren Stimme: Zu Hülfe! Zu Hülfe! Es brennt! Es brennt!

Jetzt nehmt das Mädchen, sagte immer ungerührt Tristan.

Die Mutter warf so furchtbare Blicke auf die Soldaten, daß sie eher Lust hatten, zurückzuweichen, als vorwärts zu gehen.

Vorwärts doch! sagte der Prevot. Henriet Cousin, was zauderst du?

Niemand that einen Schritt.

Der Prevot fluchte: Beim heiligen Christ! Ihr wollt Soldaten seyn, und fürchtet euch vor einem Weib?

Gnädiger Herr, erwiederte Henriet, Ihr nennt das ein Weib?

Sie hat eine Löwenmähne, sagte ein Anderer.

Vorwärts! fuhr der Prevot fort, der Eingang ist breit genug. Dringt zu drei in einer Reihe ein, wie in der Bresche von Pontoise. Macht der Sache ein Ende, und den ersten, der zurückweicht, haue ich in zwei Stücke.

Zwischen die Drohungen des Prevot und die Furcht vor der Klausnerin gestellt, zauderten die Soldaten einen Augenblick und rückten dann gegen das Rattenloch an.

Als die Klausnerin dieses sah, erhob sie sich plötzlich auf ihre Kniee, strich ihre grauen Haare aus dem Gesichte und ließ ihre abgemagerten Arme auf die Hüfte herabfallen.

Jetzt drangen große Thränen, eine nach der andern, aus ihren Augen, und floßen wie ein Strom, der sich Bahn gemacht hat, über ihre eingefallenen Wangen herab. Zu gleicher Zeit fing sie an zu sprechen, mit einer so sanften, bittenden, unterwürfigen, rührenden Stimme, daß mehr als einer der rohen Soldaten der Prevotalwache, die um ihren Anführer standen und sonst das Leben eines Menschen für nichts achteten, sich die Augen wischte.

Gnädige Herren! Ihr Herren Sergeanten von der Nachtwache! sagte sie, nur ein Wort! Es ist etwas, was ich euch sagen muß. Das ist mein Kind, seht ihr! Mein liebes kleines Kind, das ich verloren hatte! Versteht ihr das? Oh, das ist eine Geschichte! Stellt euch vor, daß ich die Herren Sergeanten recht gut kenne. Sie waren immer so gütig gegen mich, zur Zeit als mich die kleinen Buben mit Steinen warfen, weil ich eine Hure war. Seht, ihr laßt mir gewiß mein Kind, wenn ihr erst alles wissen werdet. Ich war ein armes Freudenmädchen. Die Zigeunerinnen hatten sie mir gestohlen. Ich hatte sie nicht mehr, aber ihren kleinen Schuh habe ich 15 Jahre lang aufbewahrt. Sehr, da ist er. Nicht wahr, sie hatte einen kleinen Fuß? Zu Rheims! Paquette Chantefleurie! Straße Folle-Peine. Ihr werdet wohl davon wissen. Ich war die Chantefleurie. Ihr habt Mitleid mit mir, nicht wahr, meine gnädigen Herren! Die Zigeunerinnen hatten sie mir gestohlen und 15 Jahre lang versteckt. Ich hielt sie für todt. Stellt euch vor, meine lieben Freunde, daß ich sie für todt hielt. Darum ging ich in diese Zelle und bin jetzt 15 Jahre hier, ohne Feuer im Winter. Das ist hart, sehr hart. Der arme liebe kleine Schuh! Ich habe so lange gebetet, bis mich der liebe Gott endlich erhört hat. In dieser Nacht hat er mich erhört und mir mein Kind zurückgegeben. Ja dieses Wunder hat der liebe Gott verrichtet. Sie war nicht todt. Ihr werdet sie mir nicht nehmen, das

weiß ich gewiß. Wenn ihr mich haben wolltet, würde ich nichts sagen, aber sie ein Kind von 16 Jahren! Laßt ihr doch Zeit, die Sonne zu sehen, was hat sie euch gethan? Nichts, gar nichts. Ich auch nicht. Wenn ihr wüßtet, daß ich sonst nichts habe auf der Welt, als dieses Kind, daß ich alt bin, und daß es ein Segen der heiligen Jungfrau ist, welchen sie mir zurückgegeben hat. Ihr seyd ja lauter gute Leute. Ihr wußtet nicht, daß es mein Kind ist, jetzt wißt ihr es. Ich liebe dieses Kind, Herr Generalprofos, und ich wollte lieber ein Loch in meinem Leibe, als daß ihm der kleine Finger geritzt würde. Ihr seht aus, wie ein guter gnädiger Herr! Ihr wißt jetzt, wie die Sache ist, nicht wahr? Oh! Wenn ihr auch eine Mutter habt, gnädiger Herr! Laßt mir mein Kind, Ihr habt ja hier zu befehlen! Wollet erwägen, daß ich auf den Knieen vor euch liege, wie vor einem Jesusbilde! Ich verlange von Niemand etwas, ich bin aus Rheims, meine gnädigen Herren! Ich besitze dort ein Stück Feld von meinem Oheim, Mahiet Pradon. Ich bin keine Bettlerin. Ich verlange nichts, ich will nur mein Kind haben. Ich will es behalten, der liebe Gott, der unser Aller Herr ist, hat es mir nicht umsonst zurückgegeben. Der König! Ihr sagt, der König! Was wird es ihm für Vergnügen machen, wenn man mein kleines Kind tödtet! Und der König ist ja gut! Es ist mein Kind, mein eigen! Sie gehört nicht dem König, und auch nicht euch! Ich will fort, wir wollen fort! Zwei Weibs=

personen, wovon die eine die Mutter, und die andere die Tochter ist, man läßt sie passiren! Laßt uns passiren! wir sind aus Rheims! Wir sind lauter brave Leute, und ich weiß, daß mir die Herren Sergeanten mein liebes kleines Kind nicht nehmen werden, das ist unmöglich! Nicht wahr, das ist ganz unmöglich? Mein Kind will ich behalten.

Man kann sich keinen Begriff machen von der Geberde und dem Ton der unglücklichen Mutter, von den Thränen, welche sie hinabschluckte, während sie sprach, von ihren gewundenen Händen, von ihrem schmerzlichen Lächeln und herzzerreißenden Stöhnen. Als sie schwieg, runzelte Tristan die Stirne, aber es geschah um eine Thräne zu verbergen, die in seinem Tigerauge perlte. Er besiegte jedoch diese Schwäche und sagte kurz abbrechend: Der König will es haben!

Hierauf neigte er sich zum Ohre des Henkers und sagte leise zu ihm: Mach der Sache ein Ende!

Der furchtbare Generalprofos fühlte vielleicht, daß selbst ihm das Herz zu brechen begann.

Der Henker und die Soldaten drangen in die Zelle ein. Die Mutter leistete keinen Widerstand, sondern schleppte sich bloß zu ihrer Tochter hin und deckte sie mit ihrem Leibe. Als die Aegypterin die Soldaten nahen sah, erweckte sie der Todesschrecken aus ihrer Betäubung.

Meine Mutter! schrie mit unaussprechlicher Angst. Zu Hülfe, meine Mutter! Sie kommen!

Ja, mein Herzenskind, ich helfe dir! antwortete die Mutter mit gebrochener Stimme und schloß sie fest in ihre Arme.

So lagen beide, Mutter und Tochter fast leblos am Boden — ein jammervoller Anblick.

Henriet Cousin faßte das Mädchen um die Mitte des Leibes. Als sie seine Hand fühlte, stieß sie einen Schrei aus und sank in Ohnmacht. Der Henker, aus dessen Augen große Thränentropfen fielen, wollte sie forttragen. Er versuchte die Mutter von ihr loszumachen, aber sie hatte sich so fest an ihr Kind geklammert, daß es unmöglich war, sie von ihm zu trennen. Nun schleifte der Henker beide zumal aus der Zelle. Mutter und Tochter lagen da mit geschlossenen Augen. Die Sonne ging eben auf, und es waren schon ziemlich viele Leute auf dem Platze, die von Ferne zusahen, was man da gegen den Galgen schleife. Sie blieben in gemessener Entfernung, denn der Generalprofos pflegte die Neugierigen nicht zuzulassen. An den Fenstern erblickte man Niemand. Nur auf dem Thurme der Liebfrauenkirche sah man zwei Menschen, die auf den Greveplatz herabzuschauen schienen.

Der Henker hielt am Fuße der Leiter und legte, tief athmend, so sehr hatte ihn die Sache ergriffen, die Schlinge um den schönen Hals des Mädchens. Die Unglückliche fühlte die furchtbare Berührung des Stricks. Sie öffnete die Augenlieder und sah den Galgen über ihrem Haupte. Jetzt schüttelte sie sich und schrie mit

lauter herzzerreißender Stimme: Nein! Nein! Ich will nicht!

Die Mutter, deren Kopf in den Kleidern der Tochter ganz versteckt war, sprach nichts; aber ihr ganzer Körper zitterte und sie bedeckte ihr Kind mit Küssen. Der Henker benützte diesen Augenblick, die Arme loszumachen, welche die Verurtheilte umschlungen hielten. Sey es Erschöpfung, sey es Verzweiflung, sie ließ es geschehen. Jetzt nahm er das Mädchen auf die Schulter und trat auf die erste Stufe der Leiter.

In diesem Augenblicke öffnete die Mutter die Augen. Lautlos aber mit entsetzlicher Miene, fuhr sie in die Höhe, stürzte wie ein wildes Thier auf den Henker los und biß ihn in die Hand. Dies war wie ein Blitz geschehen. Der Henker heulte vor Schmerz. Man lief hinzu. Mit Mühe befreite man seine blutende Hand von ihren Zähnen. Sie sprach nichts. Man stieß sie zurück, ihr Kopf sank auf die Brust, der Körper auf das Pflaster, sie war todt.

Der Henker, der das Mädchen nicht losgelassen hatte, stieg jetzt die Leiter hinauf. —

XVII.

Quasimodo und sein Pflegevater.

Als Quasimodo sah, daß die Zelle der Aegypterin leer war, raufte er sich die Haare aus und heulte vor Schmerz; dann suchte er sie in der Kirche, in allen Gängen und Winkeln. Dies war gerade der Augenblick, wo die Soldaten des Königs siegreich in die Kirche einzogen und die Aegypterin aufsuchten. Quasimodo half ihnen dabei, denn der arme Taube wußte nicht, in welcher Absicht es geschah. Er hielt die Landstreicher, welche die Kirche angegriffen hatten, für die Feinde der Aegypterin. Er führte daher Tristan selbst an die geheimsten Orte der Kirche. Wäre die Unglückliche irgendwo versteckt gewesen, so würde ihr bester Freund sie dem Stricke überliefert haben. Nachdem der Generalprofos das Nachsuchen verdrießlich aufgegeben hatte, setzte Quasimodo die Nachforschung allein fort. Er machte zwanzigmal die Runde in der Kirche und in den Thürmen, von oben bis unten.

Endlich, als er sich überzeugt hatte, daß sie nicht mehr da, daß sie ihm geraubt war, stieg er langsam die Stufen des Thurms hinauf, mit gesenktem Haupt, thränenlos und fast ohne Athem. Die Kirche war abermals verlassen, und tiefe Stille herrschte in dem weiten Gebäude. Die Soldaten suchten jetzt die entlaufene Hexe in der Stadt. Quasimodo schlich traurig der Zelle zu, in der die Aegypterin so manche Woche unter seiner Hut geschlafen hatte. Als er sich ihr näherte, faßte er Hoffnung, sie dort vielleicht wieder zu finden. Als er die enge Zelle mit ihrem kleinen Fenster und ihrer kleinen Thüre von weitem sah, brach dem armen Menschen das Herz, und er stützte sich erschöpft an einen Pfeiler. Er überredete sich, daß sie zurückgekehrt sey, daß ein guter Genius sie zurückgebracht habe, daß diese Zelle ihr zu viele Ruhe und Sicherheit gewähre, als daß sie nicht darin seyn sollte, und wagte keinen Schritt weiter, aus Furcht, sich zu enttäuschen.

Ja, sagte er zu sich selbst, sie schläft vielleicht oder betet. Ich will sie nicht stören.

Endlich nahm er allen seinen Muth zusammen und schlich auf der Spitze der Zehen herbei. Die Zelle war leer. Der Unglückliche Taube ging langsam in ihr hin und her, hob das Bett auf und suchte darunter, als ob sie sich zwischen der Matratze und dem steinernen Boden verborgen haben könnte; dann schüttelte er den Kopf und blieb wie betäubt stehen. Plötzlich trat

er wüthend die brennende Fackel mit dem Fuße zusammen, und, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Seufzer auszustoßen, rannte er so gewaltsam mit dem Kopf gegen die Mauer, daß er ohnmächtig auf das Pflaster fiel.

Als er wieder zu sich kam, warf er sich auf das Bett und wälzte sich darauf wie ein Wahnsinniger, stand wieder auf und stieß den Kopf gegen die Mauer, mit so erschrecklicher Regelmäßigkeit, wie der Schlegel einer Glocke geht, und mit der Entschlossenheit eines Menschen, der sterben will. Zum Zweitenmal fiel er ohnmächtig nieder; dann kroch er auf den Knieen aus der Zelle und setzte sich in einer Art Sinnlosigkeit der Thüre gegenüber. So blieb er über eine Stunde sitzen, ohne die geringste Bewegung zu machen, das Auge fest auf die verlassene Zelle gerichtet, in traurige Gedanken vertieft, wie eine Mutter, die zwischen einer leeren Wiege und einem vollen Sarge sitzt. Er sprach kein Wort, bloß von Zeit zu Zeit, in langen Zwischenräumen, erschütterte ein tiefer Seufzer seinen ganzen Körper.

Es scheint, daß er in dieser trostlosen Träumerei auf den Gedanken kam, Niemand, als der Archidiakonus, könne die Aegypterin entführt haben. Er erinnerte sich, daß nur er allein einen Schlüssel zur Thurmtreppe habe; er dachte an die zwei nächtlichen Versuche gegen daß junge Mädchen, deren einen er, Quasimodo befördert, deren andern er verhindert hatte. Es fielen ihm tausend Einzelnheiten ein, und er zweifelte bald nicht mehr daran, daß der Archidiakonus die Aegypterin

geraubt habe. Gleichwohl hatte er eine solche Achtung vor dem Priester, seine Dankbarkeit und Liebe für diesen Mann hatten so tiefe Wurzeln in seiner Seele gefaßt, daß sie selbst in dem Augenblicke festhielten, wo Eifersucht und Verzweiflung mit Geierskrallen an seinem Herzen nagten. Gegen jeden Andern würde er Blut und Tod in seinem Herzen getragen haben, aber da es seinen Pflegvater betraf, so fühlte der arme Taube nur einen Zuwachs von Schmerz.

In diesem Augenblicke erblickte er auf dem obern Stock einen Menschen, der langsam auf und abging. Es war der Archidiakonus. Quasimodo erhob sich, um zu ihm hinaufzusteigen. Der Priester entfernte sich eben durch die Thüre, die zum nördlichen Thurme führt, von dem man auf den Greveplatz hinabsieht. Quasimodo folgte ihm. Als er auf die oberste Stufe der Treppe gekommen war, sah er sich, ehe er auf die Platform trat, vorsichtig um, wo der Priester sey. Dieser kehrte ihm den Rücken. Er stand am Geländer und blickte auf den Platz hinab. Quasimodo trat mit leisen Schritten hinter ihn, um zu sehen, was er betrachte. Die Aufmerksamkeit des Priesters war so sehr auf einen Punkt gerichtet, daß er den Tauben hinter sich nicht gehen hörte.

Unterhalb des Geländers, gerade an dem Punkt, wo der Priester stand, war eine steinerne Rinne. Ueber sie hinab richtete er seine starren Blicke auf den Greveplatz.

Quasimodo brannte vor Begierde, ihn zu fragen, wohin er die Aegypterin gebracht habe; allein der Priester schien in diesem Augenblicke die ganze Welt um sich her vergessen zu haben. Seine Augen waren fest und unwandelbar auf einen Punkt geheftet. Er stand still und unbeweglich, und diese lautlose Unbeweglichkeit hatte etwas so Furchtbares, daß der arme Glöckner kein Wort vorzubringen vermochte. Er folgte bloß der Richtung der Augen des Priesters, und so fielen die Blicke des unglücklichen Tauben auf den Greveplatz.

Jetzt sah er, was der Priester betrachtete. Die Leiter stand vor dem Galgen. Einiges Volk und viele Soldaten waren auf dem Platze. Ein Mensch schleifte auf dem Pflaster etwas Weißes, woran etwas Schwarzes hing. Dieser Mensch machte Halt unter dem Galgen. Jetzt geschah etwas, was Quasimodo nicht recht sah, weil ein Haufen Soldaten in der Richtung seines Auges stand. Jetzt stieg dieser Mensch die Leiter hinauf. Quasimodo sah ihn wieder deutlich. Er trug ein Weib auf seiner Schulter, ein junges, weißgekleidetes Mädchen. Dieses Mädchen hatte einen Strick um den Hals. Quasimodo erkannte sie, es war die Aegypterin.

Jetzt stand der Mensch oben an der Leiter und befestigte den Strick. Der Priester beugte sich über das Geländer, um besser sehen zu können.

Plötzlich stieß der Mensch die Leiter mit den Fersen um und Quasimodo, dem der Athem stehen geblieben

war, sah die Unglückliche, mit dem Henker auf dem Nacken, zwei Klafter hoch vom Pflaster, an dem Stricke schweben. Der Strick schwankte hin und her, und ihr Körper gab die letzten Zuckungen von sich. Der Priester, den Hals weit ausgestreckt und mit aus ihren Höhlen getretenen Augen, sah dem furchtbaren Schauspiele zu. Ein teuflisches Lachen ertönte aus seinem Munde und wurde in den Zügen seines bleichen Antlitzes sichtbar. So lacht nur, der die Menschheit ganz ausgezogen hat. Quasimodo hörte dieses Lachen nicht, aber er sah es auf dem Gesichte des Priesters. Eine plötzliche Wuth ergriff ihn, er stürzte sich auf den Priester, faßte ihn mit seinen starken Fäusten und stieß ihn in den Abgrund hinab.

Tod und Verdammniß! rief der Priester im Fallen.

Die steinerne Rinne unterhalb des Geländers hielt ihn auf. Er umfaßte sie verzweiflungsvoll mit beiden Armen. In dem Augenblicke, wo er den Mund öffnen wollte, um einen zweiten Schrei auszustoßen, erblickte er über sich das Gesicht des Rächers. Es war Quasimodo, sein Pflegsohn. Jetzt schwieg er.

Unter ihm lag der Abgrund. Ein Fall von mehr als zweihundert Fuß und das Steinpflaster. In dieser furchtbaren Lage sprach der Priester kein Wort, stieß keinen Seufzer aus. Nur strengte er alle seine Kräfte an, an der Rinne hinaufzusteigen; aber seine Hände konnten den Granit nicht fest fassen und seine Füße glitschten an der glatten Mauer ab.

Quasimodo hätte ihm, um ihn aus dem Abgrund zu ziehen, nur die Hand reichen dürfen, aber er sah nicht einmal nach ihm hin. Er blickte starr und unverwandt auf den Greveplatz, auf den Galgen, auf die Aegypterin. Dort hing Alles, was ihm auf der Welt lieb war. Stumm und unbeweglich blickte er hin, und ein Strom von Thränen entrann seinem einzigen Auge.

Inzwischen mattete sich der Priester, in der Luft schwebend, vergeblich ab. Der Schweiß triefte über seine Stirne herab, seine Nägel waren blutig gerissen, seine Kniee an der Mauer wund gerieben. Er hörte bei jeder Bewegung seinen Priesterrock, der sich in der Rinne festgehängt hatte, krachen und brechen. Um das Unglück voll zu machen, endigte sich die Rinne in einem bleiernen Rohr, das sich unter dem Gewicht seines Körpers bog. Der Priester fühlte, wie es allmählig nachgab und sich neigte. Wann die Kraft seiner Arme erschöpft, wann sein Priesterrock zerrissen, wann das Blei gebogen war, dann mußte er in den Abgrund fallen. Er schloß die Augen, um nicht zu sehen; dann öffnete er sie wieder, warf einen Blick auf den Platz, auf den gähnenden Abgrund hinab; der Schrecken schloß sie ihm wieder, und die Haare auf seinem Haupt stiegen empor.

Es lag etwas Furchtbares in dem tiefen Schweigen dieser beiden Menschen. Während der Priester einige Fuß unter ihm zwischen Leben und Tod schwebte, blickte

der Zwerg, still weinend, auf den Greveplatz, auf den Galgen, auf die Aegypterin hinab.

Da der Priester sah, daß jede Bewegung seinen Fall nur beschleunigen mußte, hielt er sich ruhig. Da hing er, die Rinne umfassend, kaum athmend, kein Glied rührend. Man sah keine andere Bewegung an ihm, als jene unwillkürliche Zuckung des Bauches, die man im Traume empfindet, wenn man zu fallen glaubt. Bald sah man seine Augen geschlossen, bald offen und in den Abgrund starrend. Je mehr und mehr neigte er sich dem Falle zu, seine Finger glitschten an der Rinne, er fühlte die Schwäche seiner Arme zunehmen und seinen Körper schwerer werden. Das bleierne Rohr neigte sich mit jedem Augenblicke mehr dem Abgrund zu. Er heftete den Blick auf die unbeweglichen steinernen Bilder um ihn her, die gleich ihm über dem Abgrund schwebten, aber ohne Schrecken für sich und ohne Mitleid für ihn. Alles um ihn her war von Stein: vor seinen Augen die steinernen Bildsäulen, unter ihm, tief im Abgrund, das steinerne Pflaster, über ihm der weinende Quasimodo.

Vom Platze aus blickten einige Neugierige zum Thurme empor. Ihre Stimme, in der reinen Morgenluft, drang bis zum Ohre des Priesters und er hörte sie sagen: Dem hilft kein Gott, er muß den Hals brechen!

Quasimodo weinte.

Endlich wagte der Priester einen letzten Versuch. Er nahm alle seine Kräfte zusammen, und es gelang ihm, einen Schuh hoch empor zu steigen. Aber die Heftigkeit seiner Bewegung bog das Blei vollends, machte seinen Priesterrock bersten; er fühlte die Kraft seiner Arme zu schwach, das ganze Gewicht seines Körpers allein zu tragen, ließ sie los und stürzte in den Abgrund.

Quasimodo sah ihn fallen und weinte.

Der Priester lag zerschmettert auf dem Pflaster. Der Wind spielte in dem weißen Gewande der Aegypterin, die am Galgen hing. Quasimodo seufzte aus tiefer Brust: Oh! Alles zumal, was mir im Leben lieb war.

XVIII.

Phöbus Heirath.

Am Abend dieses verhängnißvollen Tages, als die Gerichtsboten den zerschmetterten Körper des Archidiakonus vom Pflaster aufhoben, war Quasimodo aus der Liebfrauenkirche verschwunden.

Es gingen im Publikum allerlei Gerüchte über diesen Vorfall. Die Meisten zweifelten nicht daran, daß an diesem Tage der Bund des Priesters mit dem Teufel zu Ende gegangen sey, und daß der Satan in Quasimodo's Gestalt ihm den Hals gebrochen habe. Der Archidiakonus wurde deßhalb nicht in geweihte Erde begraben.

Ludwig XI. starb das Jahr darauf, im August 1483.

Was Peter Gringoire betrifft, so war es ihm gelungen, die weiße Ziege den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen. Er erlangte später Erfolge in der Tragödie. Nachdem er abwechslungsweise sich der Astrologie, der Philosophie, der Architektur, der Hermetik

und andern Thorheiten hingegeben hatte, warf er sich aufs Neue in die Arme der Tragödie, welche ungefähr das Thörigste ist, was ein Mensch treiben kann. Man weiß nicht, was er für ein Ende genommen hat.

Phöbus de Chateaupers nahm ein tragisches Ende: Er heirathete Fleur=de=Lys de Gondelaurier.

XIX.

Quasimodo's Heirath.

Quasimodo war, wie wir wissen, am Todestage der Aegypterin und des Priesters aus der Liebfrauenkirche verschwunden. Kein Auge sah ihn wieder, und Niemand wußte, was aus ihm geworden war.

In der Nacht, welche auf die Hinrichtung folgte, hatten die Henkersknechte Esmeralda's Körper vom Galgen abgenommen und, wie es gebräuchlich war, in die Höhle von Montfaucon gebracht.

Etwa zwei Jahre darauf, als man in der Höhle von Montfaucon den Leichnam Olivier des Teufels holte, der zwei Tage zuvor gehenkt worden war, und dem der Nachfolger Ludwigs XI. die Gnade bewilligte, in der Kirche des heiligen Lorenz in besserer Gesellschaft begraben zu werden, fand man zwei Skelette, deren eines das andere umfaßt hielt. Das eine derselben war ein weibliches Skelett, an dessen Leibe noch einige Lappen eines Kleides von weißem Stoffe

hingen und das um den Hals ein Band von Glaskorallen trug, an dem ein seidenes Säckchen hing, das offen und leer war. Das zweite Skelett war ein männliches, dessen bucklige und hinkende Gestalt, die es im Leben gehabt, am Knochenbau noch deutlich zu erkennen war. Man fand bei näherer Untersuchung, daß dieser Mensch keines gewaltsamen Todes gestorben sey. Er war demnach freiwillig an diesen Ort gekommen, um da zu sterben. Als man ihn von dem andern Skelett losmachen wollte, fiel sein Körper in Trümmer.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Die beiden Schwarzröcke	5
Sieben Flüche in freier Luft und deren Folgen	14
Der Knecht Ruprecht	21
Der verwandelte Thaler	42
Laßt alle Hoffnung hinter euch	66
Die Mutter	84
Drei Männer verschiedener Art	90
Der Wahnsinn der Liebe	111
Das Herz einer Mißgestalt	125
Sandstein und Crystall	135
Der Schlüssel zur rothen Thüre	148
Ein Dichter hat einen vernünftigen Gedanken	154
Werde ins Teufels Namen ein Gauner	168
Es lebe die Freude	171
Ein ungeschickter Freund	179
Ludwig XI. in der Bastille	199
Der kleine Schuh	244
Quasimodo und sein Pflegevater	298
Phöbus Heirath	307
Quasimodo's Heirath	309

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hugo, Victor,

Victor Hugo's sämmtliche Werke

Bd.: 2

Stuttgart (1839)

P.o.gall. 1065 id-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10092513-9